Brasilianische Novellen

von

Luise Schenck.

Mit einem Vorwort von Gustav Freytag.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1887.

Vorwort.

Wenn der Dichter Gemüth und Leben solcher Menschen schildert, welche einem anderen Himmelsstrich, einem fremden Volksthum angehören, so hat ihm fast immer zuerst das Fremdartige die Einbildungskraft angeregt, und er wird mit Wärme auffällige Erscheinungen der Landschaft und Vegetation, und die Besonderheiten der menschlichen Kultur, des Verkehrs und der Charaktere den Lesern seiner Heimat darstellen. Solche freie und idealisirende Behandlung ausländischer Wirklichkeit vermag, wenn der Erzähler in Wahrheit ein Dichter ist, zuweilen den geheimsten Inhalt eines fremden Volksthums und die Einwirkungen der Natur auf dasselbe völliger zu offenbaren, als diejenigen Berichte aus der Fremde, welche nur das wirklich Geschaute wiedergeben. Wir aber werden den Dichterwerth seines Werkes darnach messen, ob seine Erzählung einen Inhalt hat, in welchem wir auch, was allen Menschen gemeinsam und ehrwürdig sein soll, lieben und ehren können, und ob die fremden Charaktere, welche er vorführt, Etwas von demselben

Herzschlag erkennen lassen, der uns an unseren Volksgenossen vertraulich ist.

Als vor zwei Jahren das erste Werk der Verfasserin: „Lose Blätter aus Brasilien" erschien, überraschte darin die Stärke der dichterischen Empfindung, der Reichthum von Anschauungen und eine ungewöhnliche Begabung, die Menschen und ihre landschaftliche Umgebung vorzuführen. Die Zeichnung hatte auch da, wo das Gewebe der Erzählung leichter zusammengewebt war, zuweilen die Genauigkeit eines kunstvoll behandelten Lichtbildes.

Diesem neuen Buch wird hoffentlich sein Inhalt Freunde werben, nicht das Vorwort eines Andern. Aber gern fügt der Schreiber dieser Zeilen Gruß und Glückwunsch dazu, um die warme Theilnahme auszudrücken, mit welcher er das Talent und ernste Streben der Dichterin betrachtet. Möge ihr in Zukunft vergönnt sein, auch an Stoffen, welche unserem deutschen Leben enthoben sind, ihre Kraft reichlich zu erweisen.

Wiesbaden, Oktober 1887.

Gustav Freytag.

Inhalt.

	Seite
An der Barra	1
Senhor Padrinho	87
Miſ' Ere	187
Auf Krücken der Liebe	223

An der Barra.

1.

Santos ist nicht gar so heilig,
Wie es einen Namen hat,
Doch es lieget wie im Tempel
An dem Fuß des Mont Serrat.

Rings umher im weiten Kreise
Dehnet sich der Berge Flucht,
Palmenüberwehte Chac'ras
Liegen träumend an der Bucht.

Den Serrate zu besteigen
Ist des Fremden erste Pflicht,
Scheint's, als winke ihn nach droben
Die Kapelle klein und schlicht.

Fromme Gaben zeigt man dorten,
Die der Jungfrau dargebracht,
Schiffe, die beinah' gestrandet,
Sieht man zierlich nachgemacht;

Leute, die beinah' gestorben,
Sieht man zwiefach portraitirt,
Einmal in der Blatternkrankheit,
Einmal rosig und curirt.

Draußen haust ein Vogelfänger,
Der Bonitos dir verkäuft,
Wohnt ein Kanonier, der spähet,
Ob ein Schiff zum Hafen läuft.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Verzeihe die schlechten Verse, lieber Leser. Es lag mir nur daran, Dich in bequemer Weise auf den Monte Serrat von Santos zu versetzen, und selbst, wenn dieses mit einem etwas schwerfälligen, unsicheren Fluge geschehen, hoffe ich, wirst du nicht so keck sein es mir zu sagen. Jetzt öffne die Augen weit, denn was wir um uns gewahren ist schön, zunächst am Fuße des Berges die geradlinigen regelmäßig vertheilten Straßen des Städtchens mit recht hübschen Gebäuden, unter denen die kachelbedeckten, maurischen Häuser heller erglänzen, auf verschiedenen Plätzen eine Anzahl von Kirchen, ein großes neues Theater, den in

brasilianischen Städten selbstverständlichen Rink und außer dem noch mehr selbstverständlichen öffentlichen Garten eine kleinere Anpflanzung in der Nähe des Theaters. An das Städtchen schließt sich diesseits des Hafens längs der Barra in bunter Abwechslung eine Reihe von Chacaras, mehr oder weniger groß, mehr oder weniger schön, aber alle isolirt, alle malerisch, von dem Meere nur durch die schneeige marmorgleiche Sandfläche getrennt, deren Schimmer die tägliche Fluth erneut, und von ewigen Wäldern umrahmt, die sich stellenweise so sehr dem Strande nähern, daß das weiße zarte Moos ihres Teppichs den Eindruck gefrorenen Schaumes macht, und die rückwärts sich meilenweit in wildromantischer, unberührter Schönheit mit dem quellendurchrieselten, zerklüfteten Grunde thürmen und senken, aber dabei stetig auf die Höhe des Küstengebirges emporsteigen. Jenseits des Hafens erscheinen uns in flüchtigeren Umrissen dieselben bewaldeten Berge, seltenere Chacaras, kleine Festungen, Leuchtthürme und weit, weit hinaus grüne, von seltsamen Felsbildungen unterbrochene Abhänge, welche die sich in lieblichem Eigensinn hundertfach schlängelnde, phantastische Inseln umschließende Bucht in allen ihren Linien reizvoll abzeichnen, bis sie sich vor der Unendlichkeit des Oceans in bläulich silbernen Tönen verlieren. Stattliche Dampfer stehlen sich leise näher auf dem Wasser; Stille liegt über den Bergeshalden, deren äußerste Wölbungen den Himmel zu tragen scheinen. Die Bucht von Santos gleicht im Sonnenscheine einem weiten Tempel — wer sie bei Mondlicht unten am Strande sah, im Schleier der feinen Dünste, welche von den leiser rauschenden Wellen über

die Felsen, von den Felsen zu den Chacaras, von dort um die Wälder wallen, wird mit mir sagen, sie gleiche zur Nachtzeit einer erträumten schöneren Welt.

Aber wir sind auf dem Berge, Du und ich, und wir müssen hinunter, um nach dem Schauplatz meiner Geschichte zu kommen. Du kannst jetzt wählen, lieber Leser, ob Du gehen oder Dich den unsicheren Schwingen anvertrauen willst? — Da Du nicht antwortest und möglicherweise ein Kritiker und Verächter meiner Verse bist, laß uns getrost in Prosa abwärts trollen. Pflegt doch leider der Rückweg — nicht nur derjenige des Lebens — meist prosaischer zu sein, als die Ausflucht. Auch mußt Du wissen, daß es am Abhange des Berges in dem gastlichen Hause der Senhora Fontana deutsches Corinthenbrot giebt (seltsam aber wahr), und in ihrem Garten herrliche Schmetterlinge, größere und blauere, als irgendwo. Du wirst also dort eintreten und die Güte des Gebotenen prüfen wollen.

Unten am Berge lassen wir seitwärts einen luftigen Bau liegen, dessen öffentlicher Charakter schnell ins Auge fällt. Es ist das Hospital für Fieberkranke, wo schon manch fremdes junges Blut mit dem letzten Seufzer den letzten Sehnsuchtstraum beschloß. — Das gelbe Fieber hat eine Eigenthümlichkeit: im Gegensatz zu anderen verwandten Krankheiten, welche eine Luftveränderung nicht selten heilt, folgt es dem einmal Berührten mit doppelter Wuth; trägt Jemand den leichtesten Keim in sich und wechselt den Ort, so wird das Uebel unfehlbar tödtlich. Die oft geradezu vorzüglichen Hospitäler Brasiliens sind meistens von Jesuiten gegründet und im Sinne christlicher Liebeswerke musterhaft verwaltet.

Wir lassen auch die Stadt liegen und nehmen die Pferdebahn, welche nirgends fehlt und nirgends auf sich warten läßt, um den Landweg nach der Barra zu wählen. Neben demselben dehnen sich, vom Walde umkränzt, vom Walde unterbrochen, die Gärten der anliegenden Chacaras. Die in anmuthiger Frische versteckten hübschen Vogelnestern gleichenden Häuser haben wir vom Berge aus fast übersehen, wie uns noch jetzt ein zweiter Weg nach der Barra ganz unsichtbar bleibt. Es ist die alte Straße, fast verlassen und schon unwegsam, seit vor etwa zehn Jahren die Pferdebahnschienen auf einer neuen ausgelegt wurden. — Die Sprache des Landes hat nicht ohne Bedeutung dasselbe Wort für Wald und Unkraut; Bäume und Stauden sprossen in der terra da santa cruz, wie in Europa Disteln und Gräser.

Nach einer viertelstündigen Fahrt nähern wir uns schon unserem Ziele. Geht es doch im schnellsten Tempo lustig vorwärts. Die Schienen sind frisch geölt, die Maulthiere prächtig, der Kutscher, welcher sie stehend lenkt, läßt seine wilden, schnalzenden Rufe durch den Peitschenknall ertönen, und der Luftzug geht erfrischend aus und ein durch das offene Gefährt. Wir haben schon viele Häuser passirt, doch dasjenige, wohin ich Dich führe, gehört nicht zu den schönsten. Da liegt es, links, ein weiß getünchtes, einstöckiges Gebäude, in weiter Trostlosigkeit eine beträchtliche Reihe von trüben Fenstern zeigend. Um den öden, von Bananenbüschen eingefaßten Vorgarten erhebt sich eine niedrige Erdmauer. Die Mauer hat eine höhere, durch ein kleines Ziegeldach vor den Einflüssen des Wetters geschützte Pforte. Von dieser führt

ein gerader Weg auf die grüne, wie beschimmelt erschei=nende Hausthür. Es ist gar nicht verlockend dort zu pochen, und wir wundern uns über einen jungen Mann, dem Muth und Lebenslust aus den Augen blitzen, daß er schon zum dritten Male stets ungeduldiger den Ham=mer niederfallen läßt, während sein Pferd, welches er an den eisernen Ring neben der Thür angebunden hat, rüstig den Boden stampft, als wolle es seinen Herrn unter=stützen.

Der Jüngling ist unser Held; er heißt Juvenal. In dem Hause wohnen Senhor Polycarpo und dessen ver=wittwete Schwester Dona Possedonia, welche nicht die Heldin ist. Die Heldin aber, ein kleines bescheidenes Ding, führt eine Art Hinterstuben= oder Coulissenexistenz, weshalb sie Dir vorläufig nicht vorgestellt werden kann. Somit, lieber Leser, glaube ich Dich gut über den Schau=platz und die Hauptpersonen meiner Geschichte orientirt zu haben, und bitte, Dich nun Deinem Schicksal über=lassen zu dürfen, falls Du es nicht vorziehst, mir meine Geschichte zu überlassen.

Nachdem Juvenal noch eine Zeitlang mit Beobach=tung einiger Anstandspausen weiter geklopft hatte, öffnete sich endlich eines der entlegensten Fenster. In voller Maje=stät erschien dort Senhor Polycarpo's wohlgekämmtes, er=grautes Haupt; seine Haltung war die eines beleidigten Festungscommandanten, seine durch Zahnlosigkeit und Bartfülle schwer verständliche Sprechweise war in dieser Entfernung so undeutlich, daß Juvenal sich zum Zwecke einer Unterhaltung zu ihm hinbegeben mußte.

„Wen — — Ehre zu sehen?“ rief er dem sich An=

nähernden in feierlichem Grimme zu, wobei er ihn mit einem automatenhaften Gesichte anstarrte.

„Wollen Sie mich verleugnen, Senhor Polycarpo, oder erkennen Sie wirklich den Sohn Ihrer Gevatterin nicht, weil er um einige Jahre älter und einen Kopf höher von der Universität zurückkommt?"

„Hoch genug. Gut passirt? Gar schon ein Doctor?"

„Zu Ihren Diensten, Senhor Polycarpo."

„Europa kalt, hm? Waren Sie auch da, wo der, wie hieß er doch — der große Held in den Fluß, den — wie hieß er doch, hm — er war gefroren wie ein Vanille-Eis, hineinfiel — nein — wo alle seine Soldaten hineinfielen und ertranken?"

„Nein.... Ich möchte mich nach Ihrem Befinden erkundigen, nach demjenigen der erlauchten Senhora Dona Possedonia und nach meinem Bäschen, welches ich einst mein Schwesterchen nannte."

„Viel mit einem Mal... Haben Sie den, hm, wie heißt er doch — den großen Dichter gesehen — der, den Alle kennen? Nun, Sie wissen ja; sein Bild ist in jedem Hause. Als ich studirte, war es ein anderer; da lernten wir das — von dem — warten Sie — ‚Je veux chanter cet heros.' Ja, ich habe es nicht vergessen. Ich habe ein gutes Gedächtniß."

Trotz dieser Versicherung erinnerte Polycarpo sich nicht der Frage seines Gastes, weshalb derselbe sie dringender wiederholte.

„Ja, ja... da drüben bilden sie sich viel ein, nicht wahr? Und haben weder Feijão noch Kaffee. Ich halte es mit Brasilien; hier giebt es mehr Bananensorten als da

Früchte. Vergnügen gewesen, Sie zu begrüßen. Kommen Sie ein anderes Mal wieder.“ Polycarpo verneigte sich herablassend und wollte das Fenster schließen; doch der junge Doctor ließ sich nicht so abfinden.

„Ich bitte, meine Base Dona Suzana sehen zu dürfen“, sagte er, sich dem Fenster in den Weg stellend. „Haben Sie die Güte, dieselbe zu rufen, wenn Sie mir nicht gestatten wollen einzutreten.“

„Bedaure, daß die Thür geschlossen ist. Die Schwarzen sind alle außer dem Hause beschäftigt, aber falls Sie es wünschen, Senhor Juvenal, will ich mir gerne die Mühe nehmen, Ihnen zu öffnen.“

„Polycarpo, warum rufst Du mich nicht? Mir kommt kein Besucher zu früh, ich unterhalte mich gerne!“ unterbrach eine weibliche Stimme den Sprechenden. Ein zweites Fenster öffnete sich neben demselben, und Dona Possedonia erhob sich dort, dem Vollmonde gleich, das breite verschwommene Gesicht von Papillotenwölkchen umkränzt, die zweifelhafte Morgentoilette durch eine schnell übergeworfene gehäkelte Schutzdecke verschleiert. Den Kopf seitwärts neigend blinzelte die Dame neugierig und freundlich den Gast wie aus höchster Erdferne an, und ihre kleinen schräge liegenden Augen schienen ihn heimlich auszulachen. Das Examen über Europa, welches die Geschwister trotz der Morgenfrühe gut unterhielt, ward jetzt von Beiden gemeinschaftlich fortgesetzt. Dona Possedonia hatte es sich bequem gemacht und die mächtigen Arme auf dem Fensterbrett gelagert, wobei sie sich tiefer und schräger herniederneigte und ein heller Seitenblick, welcher die Fragen ergänzte, den letzten Winkel von Juvenal's Herzen zu

erspähen drohte. Dieser Blick erheiterte sich in demselben Grade, als die Rede des Verhörten kürzer und sein Gesicht länger wurde.

„Das Buch von der Guillotine gelesen? — Von dem — wie heißt er doch — acht Bände, die ganze Revolution darin — endigt mit der Marseillaise, großartig.“

„Ja.“

„Haben Sie Gelehrte getroffen, welche sich mit Polycarpo messen würden?“ fiel die Dame ein.

„Nein.“

„In dem Lande gewesen, wo die heilige Jungfrau in den Kirchen fehlt? — Gottloses Volk, hm?“

„Gottlos, nein.“

„Aber ... Ihr Gesicht ist schrecklich entstellt — scheinen tätowirt. Mit welchen Heiden kämpften Sie denn?“

Die Schmarren auf Juvenal's Stirn und Wangen färbten sich tiefer, indem er lachend erwiderte:

„Es waren Heidelberger Studenten, doch sind sie Christen.“

„Sind die Frauen drüben schöner als hier?“ fragte Possedonia mit einem Abglanz früherer Liebenswürdigkeit, um die Unterhaltung von etwaigen Religionsstreitigkeiten abzulenken.

„Es ist überall dasselbe, die Jungen sind hübscher als die Alten“, antwortete Juvenal in der Hoffnung, der Fragenden endlich den Spaß zu verderben; und wirklich, Possedonia's Stirn verdüsterte sich merklich. Erzürnen durfte er sie nicht. Da er sich erinnerte, sie habe ein Lieblingsthier besessen, begann er auf gutes Glück:

„Was macht denn Ihr hübsches Hündchen?“

Possedonia klärte sich nicht auf.

„Oder war es eine Katze?"

„Ein Affe war es. Es ist leider, leider während der letzten Regenzeit gestorben, das liebe, reizende Geschöpf. Ach, wenn ich denke wie theuer es mir war, kann ich mir wohl einen Begriff von der Elternliebe machen!" Die Erinnerung an den Günstling hatte die Wolke auf Possedonia's Antlitz vertheilt. Doch der willkommene Gast befand sich noch immer draußen, in wachsender Sehnsucht sein Bäschen zu sehen. Das Komische der Situation trat hinter dem inneren Aerger zurück, welcher seine Wangen röthete, indem er zum dritten Mal nach Dona Suzana fragte.

„Sie ist wohl genug, wohlerzogen und gut unterrichtet. Sie liest und schreibt, sie kennt ihren Katechismus und macht wahre Kunstwerke von Häkelei. Ich fühle ganz die Verantwortung, welche ihr Pathe Don Polycarpo und ich als seine Schwester ihr gegenüber haben, weshalb ich es mir auch, nun sie erwachsen ist, zum Grundsatz gemacht habe, junge Leute nicht zu empfangen, und so schmerzlich es mir ist, wir dürfen mit Ihnen keine Ausnahme machen, Senhor Juvenal."

Auf diese ihn jedenfalls überraschende Erklärung hieb Senhor Juvenal mit der Reitgerte durch die Luft und stieß eine Verwünschung hervor, aber er faßte sich schnell und sagte ruhigen Tones:

„Es scheint kaum glaublich, daß man mir verweigert das Pathchen meiner Mutter zu sehen, mit welchem ich unter demselben Dache aufgewachsen bin. Ich bitte um Einlaß, Senhor Polycarpo."

„Kommen Sie ein anderes Mal. Heute paßt es wirklich nicht", rief Dona Possedonia, mit einem freundlichen Lächeln ihr Fenster schließend und sich schnell zurückziehend.

„Anderes Mal", echoete Polycarpo, welcher jetzt dem Fensterflügel einen kräftigen Ruck nach innen gab, um auch seinerseits eilig die Krampe zu senken und ebenfalls zu verschwinden.

„Ich werde nicht ermangeln, meine Herrschaften", erwiderte Jener, die leeren Fenster anstarrend. Er lachte plötzlich laut auf, und obschon es ihn verdroß, die begehrte Base nicht zu sehen, klang es doch frisch und fröhlich durch die stille Morgenluft. Ein nach jahrelanger Abwesenheit in der Heimath Neugelandeter, war er unverzüglich nach dem Hause geritten, welches seine nächste und liebste Verwandte barg, und der hoffnungsvolle, mit persönlichen Vorzügen und Glücksgütern reichbegabte Jüngling, dem die ganze Welt offen zu stehen schien, fand die verwitterte grüne Thür dort geschlossen. Sein Humor über die artige Einladung seiner Gastfreunde verschwand, als er diese Thür erreichte. Er stieß heftig mit dem Schaft der Reitpeitsche gegen das Hinderniß seiner Wünsche, als wolle er es gewaltsam sprengen; aber die Riegel hielten gut. Drinnen im Hause schallte es hohl und lange, während Juvenal sein Pferd los band; anstatt dasselbe zu besteigen, führte er es am Zügel schräge über den Weg einer schönen, wie in einem Blumenmeere liegenden Chacara zu, deren Thor ihn in Kurzem aufnahm.

Die Geschwister erschienen bald wieder am Fenster; sie steckten die Köpfe hinaus, um sich in frischer Luft über den Besucher, welchen sie auf dem Wege nach der Stadt

glaubten, zu unterhalten. Nachdem ihre Entrüstung drinnen genügend ausgesprochen sein mochte, flüsterten sie jetzt von der Gefährlichkeit des jungen Doctors, von seinen muthmaßlichen Versuchen, Suzana in die Welt einzuführen und ihnen zu entziehen. Dona Possedonia versicherte, nicht ohne sie leben zu können; abgesehen davon, daß sie Suzana wie eine Tochter liebe, mache sich dieselbe im Haushalt nützlich, sie selber sei nicht an Arbeit gewöhnt und Ignatio habe trotz aller Geschicklichkeit nur zwei Hände. Ihr Bruder wies auf das unter den jetzigen Umständen unentbehrliche Kostgeld hin, worauf Beide seufzten und sich auf bessere Zeiten vertrösteten — ein Thema, welches für sie unerschöpflich war. Sie glaubten so fest an kommende gute Zeiten, als hätten sie der Zukunft einen Wechsel auf Sicht zu präsentiren.

Die Erscheinung eines stattlichen Mannes, welcher aus der gegenüberliegenden Chacara trat, unterbrach ihre Hoffnungsträume; derselbe ging einige Male auf und nieder, die von der Barra zurückkommende Pferdebahn erwartend. Polycarpo's maskenartiges Gesicht belebte sich plötzlich in der Bemühung, spöttische Verachtung auszudrücken, aber es war eine mißrathene Miene, er sah feige und tückisch aus. Possedonia brüstete sich nach Kräften und hob ihre Stimme zu weittragender Schärfe, indem sie ihrem Bruder zurief:

„Ja, Polycarpo, Hochmuth kommt vor dem Fall, und wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Es ist noch nicht aller Tage Abend.“

„Schöner Morgen“, sagte der Mann jenseits des Weges, zu einem Reiter zurücksprechend, welcher jetzt aus dem Thore

hervorsprengte. Die Pferdebahn brauste heran, und Senhor Juvenal's Fuchs verschwand mit derselben zugleich. Polycarpo war vom Fenster zurückgesprungen. Nachdem er das Zimmer mit großen Schritten gemessen hatte, stand er endlich vor Possedonia still:

„Drüben ist er gewesen. Der Guilherme ist sein Pathe. Er hat Alles gehört, Jener hat es erzählt ... O, ich wollte zehnmal ärmer sein, wenn das Andere nicht wäre!" Sein Gesicht sah jetzt erst menschlich aus.

„Bah, die kleinen Rechnungsfehler in den Verwaltungslisten? Andere machen größere, und Niemand bemerkt sie. Aber der Mangel an Delicatesse, die Schlechtigkeit, sie aufzudecken und unsere Existenz zu vernichten, wird dem Zorn des Himmels nicht entgehen. Wer denkt denn, daß wir arm sind? Noch gehört uns das Haus an der Barra, und noch weiß ich es mit Würde zu vertreten. Es handelt sich nur darum, den Schein zu wahren, bis bessere Tage kommen. Hast du dein Speditionsgeschäft annoncirt?"

„Hundertmal — aber Niemand giebt mir Aufträge. Die Gläubiger drängen wieder hart, geliehen habe ich überall. Du vergissest, Possedonia", setzte er leiser hinzu, „daß das Haus damals, als das Unglück hereinbrach, von einem Freunde übernommen ist, welcher mit dem Kaufpreis meine Schulden einlöste. — Er hat sich nie genannt. Wenn er hervorträte und seine Ansprüche geltend machte, so wären wir obdachlos! Verzweiflungsvolle Lage — ich weiß nicht, was werden soll."

„Gar nichts. Der sogenannte Käufer ist ein delicater Wohlthäter, der unsere Stellung zu respectiren weiß, vielleicht der Präsident der Provinz, oder der Kaiser

selber. Den Cobrador*) laß nur kommen; was sich im Hause befindet, ist unserem Neffen verschrieben. Santinha's Kostgeld reicht für unseren Unterhalt. So können wir es ansehen und brauchten nicht das Almosen Guilherme's anzunehmen, welcher Dir Beschäftigung antrug. Bah, um sein Gewissen zu beschwichtigen, wollte er Dich zu seinem Diener machen. — Danke, mein Herr, wir haben unseren Stolz. Es ist noch nicht aller Tage Abend, wer weiß, wie lange Sie sich noch groß thun mit Ihrer Redlichkeit. — Die Hauptsache ist jetzt, den Juvenal loszuwerden; wenn Du ihn in der Stadt triffst, so stelle Dich dumm."

„Ja", sagte Polycarpo, etwas beruhigter. „Es ist immer das Klügste, sich dumm zu stellen. Ich lasse mir nie merken, wie viel ich weiß, und komme deshalb gut aus mit meinen Freunden."

„Santinha", rief Possedonia, während sie einen Alkoven und die Halle durchschritt, nach der Küche hinüber.

„Ja, Senhora", antwortete eine milde Stimme.

„Erinnerst Du dich noch des Juvenal?"

„Ja, Senhora."

„Er ist zurück. Sein Gesicht ist zerfetzt, er pochte an die Thür, wie ein Räuber, er verleugnete die heilige Jungfrau, er ist ein Ungeheuer geworden. Hättest Du das gedacht?"

Das „Ja, Senhora" blieb diesmal aus.

2.

Wenige Tage waren verflossen seit jenem Morgenbesuche. Senhor Polycarpo hatte es verstanden, so klug

*) Schuldeintreiber.

den Dummen zu spielen, daß Juvenal sich ihm nicht mehr näherte, wenn er ihn in schäbiger Eleganz, einem schwarzen Frack bei sonst ganz weißer Toilette, die Straße passiren sah. Da Polycarpo sich mit Nichts im Besonderen beschäftigte, war er meistens sehr pressirt, kurze Besorgungen oder lange Besuche zu machen, die Chronik der Stadt und der Dampfschiffe zu überwachen oder in irgend einem Laden die Zeitungen zu lesen. Das, was ihn anging, vermied er schon lange zu erwähnen, nicht nur aus Vornehmheit, sondern auch weil wenig Freude dabei war, seitdem das Glück ihm den Rücken gekehrt und nur Duldsamkeit und Rücksicht auf vergangene Beziehungen seine Freunde abgehalten hatte, dasselbe zu thun; denn obschon Senhor Guilherme die beträchtlichen Mängel in der Rechnungsführung und den Kassen, welche lange unter Polycarpo's Verwaltung gestanden, als er sie bei der Uebernahme eines städtischen Ehrenamtes entdeckte, der Oeffentlichkeit zu entziehen gesucht, war doch Manches davon ruchbar geworden. Polycarpo hatte sich vor der drohenden Untersuchung gerettet, indem er den ihm unter der Hand ertheilten Rath, seinen Abschied zu nehmen, schnell befolgte. Später erinnerte er sich aber kaum der Gefahr, sondern nur der verlorenen einträglichen Aemter. Daß Guilherme die fehlenden Summen theils aus eigenen Mitteln, theils durch seinen bedeutenden Einfluß ausgeglichen und endlich sogar einen anonymen Käufer für das Haus an der Barra gefunden hatte, welcher dasselbe vorläufig den alten Bewohnern ohne Zins überlassen wollte, dankten ihm die Geschwister wenig. Ja, es schien fast, als haßten sie ihren Gegner doppelt, weil sie ihn bewun-

dern mußten, als habe die Verpflichtung gegen ihn ihrem unedlen Groll nur noch einen Stachel hinzugefügt. Im Uebrigen suchten sie in der seltsamsten Weise ihre Ehre wiederherzustellen, oder, wie sie es nannten, aufrecht zu erhalten. Unthätig und hochmüthig dahin lebend, plagten sie sich hart, um sich selbst und die Welt — ein gleichgültiges, undankbares Publikum — über ihre „schlechten Tage", welche nun bald vier Jahre zusammen addirt hatten, kümmerlich zu täuschen. Polycarpo war großartig als Hausherr und als Spaziergänger; mit einer nichtssagenden Miene gewappnet, schien er es kaum zu begreifen, daß Juvenal es wagen konnte, seine Bahn zu kreuzen.

Ebenso unzugänglich, wie er persönlich, zeigte sich die Familie an der Barra in der Correspondenz. Briefe an die Geschwister und an Dona Suzana blieben gleich unbeantwortet; auch die Vermittlung dritter Personen bahnte kein besseres Verständniß an. Man empfing keine jungen Leute, und den Juvenal, welcher die Protestanten vertheidigt, Dona Possedonia tödtlich beleidigt und ihr respectables Haus beinahe gestürmt hatte, den Juvenal am wenigsten. Dieser junge Uebelthäter hätte die letztere Beschuldigung gern wahr gemacht, doch gewaltsame Unternehmungen waren sehr zu überlegen, da seine Base, eine Waise von sechzehn Jahren, ganz unter der Autorität ihres jetzt einzigen Pathen stand, in dessen Schutz sie nach dem Tode von Juvenal's Mutter übergegangen war. Die letzten „guten Zeiten" hatten damals dem Hause Polycarpo's gelächelt und das kleine Mädchen war wie ein vergessener Sonnenstrahl darin zurückgeblieben. Sie hatten es beide in ihrer Art lieb, die thörichten alten Leute, auch

abgesehen von dem Vortheil des Pensionspreises, abgesehen von dem Nutzen ihrer Arbeit. Suzana hatte sich nämlich nach und nach des vernachlässigten Haushalts angenommen und war ihren Beschützern, welche gleich zwei alten Kindern nicht mehr lernen konnten für sich selbst zu sorgen, eine unentbehrliche Stütze geworden. Da sie deren Schicksal für unverschuldet hielt, hatte sie Mitleid auch mit ihren größten Schwächen und war trotz der sie umgebenden Verkehrtheiten in einer reinen Sphäre aufgewachsen. Die Welt wußte nur noch wenig von dem düsteren Hause, welches immer leerer an Gütern und Gästen geworden war. Man empfing dort in Wahrheit weder junge noch alte Leute, aus dem einfachen Grunde, daß Niemand kam. Aber wie einsam auch Suzana lebte, Juvenal hatte erfahren, daß sie an Sonntagen mit den Geschwistern die Messe besuche und an dem abendlichen Strandspaziergange derselben theilnehme.

So hatte er, indem er sich auf Promenaden vor verschlossenen Fenstern beschränkte und häufig die Verwandten in der blumenumkränzten Chacara aufsuchte, voll Ungeduld die Sonntagsmesse abgewartet. Schon bei dem ersten Läuten derselben befand sich Juvenal auf dem Kirchplatze. Es sammelte sich dort bald eine Anzahl junger Leute um ihn her und unter denselben vormalige Spiel- und Studiengenossen, welche ihm mehr prüfend als freundlich entgegen kamen. Spöttische Bemerkungen über sein fremdländisches Aussehen und seine Schmarren wurden nicht immer so leise getauscht, daß sie ihm entgingen. Auch hier schien die fünfjährige Abwesenheit eine Schranke um ihn gezogen zu haben. Die Andächtigen kamen herzu und Ju-

venal blieb sich selbst überlassen, während die vorübergehenden Damen begrüßt und bewundert wurden. Senhor Guilherme's Gattin, die schöne Dona Leonor, und ihre Töchter waren eben in die Kirche getreten, als ein Sohn derselben sich Juvenal näherte. Der muntere Vetter führte ihn den Umstehenden zu, welche sich jetzt beeilten, die anfängliche Zurückhaltung wieder gut zu machen. Doch Juvenal zeigte sich zerstreut und wenig zugänglich.

Wie klopfte sein Herz, als er endlich auch Polycarpo und Dona Possedonia heransegeln sah! Sie trug freilich ein unmodernes Kleid von zu heller Farbe für die Gelegenheit und für ihre überwuchernde Körperfülle, doch war ihr Auftreten so imposant, daß Polycarpo weder rechts noch links schaute, um sie mit entsprechender Würde zu escortiren. Nur die Dame gewahrte und erwiederte Juvenal's Gruß, wobei ihr schiefes Lächeln den jungen Mann mit tückischer Leutseligkeit streifte. Gewiß, jetzt kam sein Bäschen hinterher. Aber, nein! — Auch das schlug fehl.

Hatte soviel Sehnsucht keine magnetische Kraft? — Der Getäuschte verharrte in seiner Stellung und spähte in die blaue Luft hinaus nach einem kleinen Mädchen, welches weinend an seinem Halse gehangen hatte, als er mit schwerem Herzen von der Heimath schied.

Nur einmal, gleich nach dem Tode der Mutter hatte Suzana oder Santinha — wie man sie nannte — ihm ein Briefchen nach Europa geschickt, welches neben einer dunklen Locke der Verstorbenen eine blonde Strähne ihres eigenen Haares und ein paar zärtliche, tieftraurige Worte enthielt. Das war sein einziger Trost gewesen im tiefsten Schmerz, und er hatte es nimmer von sich gethan in der

Fremde. . . . Nun war er zurück. Die Heimath sah ihn treulos an, wie eine alte Bekannte, welche sich seiner nicht erinnern und besser ohne ihn behelfen konnte. Tod und Leben hatten ihm das Liebste entfernt. Sein Auge ward naß; aber bald wich die Bewegung dem bittersten Unmuth. Er ballte die Hand, und sein zürnender Blick folgte der gleißnerischen Hüterin seines Schatzes, welche jetzt in voller Breite an der Kirchenthür landete. Juvenal wandte sein sehr verstörtes Gesicht rückwärts, da er plötzlich einen Schlag auf der Schulter fühlte. Einer der neugewonnenen alten Freunde erinnerte ihn daran, daß die Messe beginne.

„Ich habe keine Andacht", sagte er ernst.

„Ich auch nicht", versetzte der Andere parodirend. „Possedonia brachte mich darum."

„Wer bist Du?", fragte Juvenal halb gereizt, halb erheitert durch die komische Art seines Gegenübers.

„Ein Bürger dieses Landes. Der „tolle Chico" von einst, der „theure Chico" von heute. Der theure Chico aller Schönen dieser Stadt."

„Ei, Chico! Du mußt auch sonst sehr verändert sein, da es möglich war, daß ich den lieben, alten Kameraden nicht gleich erkannte. Vermuthlich bist Du der Tollheit entwachsen?" . . .

„Das nicht. Ich habe sie um ein Geringes losgeschlagen. Nämlich was keine Vernunft der Welt zu Stande gebracht hätte, gelang dem „billigen Chico", welcher ein modernes „Fünfhundert=Reis=Geschäft" uns gegenüber etablirte."

„Dann gehört der Beiname „des theuren" Deinem Vater . . . Sind Deine Studien beendet?"

„Vollendet, ja. Nur die kleine Schlußformalität fehlt. Weil ich mir wenig aus derselben machte und mein Vater letzthin oft leidend war, habe ich die Weisheit noch vor der Tollheit aufgegeben. Der Beiname gehört mir, denn ich stehe jetzt an der Spitze des „Hirsches".

So plauderte Chico lustig weiter, während sie vorwärts gingen. Noch einige kirchenflüchtige Freunde hatten sich ihnen angeschlossen, und Juvenal, welcher sich allein entfernen gewollt, schritt an der Spitze eines fröhlichen Haufens. Die jungen Leute sprachen davon, in eine nahe Conditorei einzutreten, und der Ankömmling konnte sich ihnen nicht entziehen, doch verdroß es ihn, seinem Onkel auf dem Kirchwege zu begegnen. Wahrlich, Alles schien ihm schlecht auszuschlagen seit seiner Rückkehr. Er erröthete vor dem mißbilligenden Blick Senhor Guilherme's.

„Und Du fühlst Dich zufrieden in Deinem neuen Beruf?" fragte er, das Gespräch fortsetzend, seinen Freund Chico.

„Unendlich. Der theure Chico ist ein Vertrauensmann, er kennt alle Damen der Stadt, ihre Lieblingsfarbe, das Maß ihrer Stiefel und Kleider, die Nummer ihrer Handschuhe und ihrer Wohnungen. Freilich Possedonia . . . die ihn doch unendlich interessirt . . ."

„Theurer Chico, Du bist toller als je. Ist Possedonia nicht Deine Clientin?"

„Nein. Sie beschützt die Mode vergangener Jahrzehnte. Doch um uns zu entschädigen, ist Polycarpo unser erhabener Gönner. Er liest vorzugsweise bei uns die Zeitung und schenkt uns seine Gesellschaft zum Frühstück und Mittagessen. So kommt es", fuhr Chico leiser fort,

„daß ich Deine Frevelthaten an der Barra kenne. Willst Du andere begehen, zu denen Du eines Beistandes bedürfen könntest, so zähle auf mich. Abgesehen davon, daß ich mir noch ein Restchen meines alten Elementes bewahrt habe, um einen tollen Streich zu lieben, rächte ich mich gerne an diesem boshaften Weibe, welches mir einst wegen einiger harmlosen Possen den stets gehaßten Beinamen „des Tollen" anhängte. Auch ist es noch Anderen als Dir gegenüber eine Frechheit, daß sie ihr schönes Pathchen versteckt und selber wie Luna's Großmutter am Fenster erscheint. Lasse sie rücklings erschießen, Juvenal, sie ist leicht zu treffen."

„Abscheulich. Machst Du sie deshalb zur Zielscheibe Deines Spottes?"

„In der That; eine so beträchtliche Zielscheibe wäre kaum von dem stumpfsten Spott zu verfehlen ... Aber jetzt", fügte er laut hinzu, „erzähle uns von Europa, Du Vielgereister."

„Ja, von Europa — von dem Leben der alten Welt", fielen die Freunde ein.

Sie waren in der Conditorei angelangt, und Juvenal, welcher gewünscht hatte, auch etwas über Santinha zu hören, sah sich der ewig wiederkehrenden Frage gegenüber.

„Die Welt ist ein großes Feld", sagte er verdrießlich. „Was ich darüber denke, faßt sich in ein paar Strophen, die ich irgendwo fand, und die so lauten:

„Trägt auch die Welt an andren Orten
Ein andres Krönlein, andres Kleid,
Tönt ihre Red' in andern Worten,
Sind andre Bräuche ihr geweiht,

Will sie Dir noch so fremd erscheinen,
Sieh' ihr nur tiefer in's Gesicht,
Hör' sie nur jauchzen, hör' sie weinen,
Lausch' nur, wie Haß und Liebe spricht —
Dann wirst Du staunend es erkennen,
Es gleicht sich ewig überall
Die Strecke, die wir Leben nennen,
Die Scala zwischen Lust und Qual."

„Wer Europa kennen lernen will, thut am klügsten, es in der Nähe anzusehen, doch rathe ich Jedem ab, weil . . . er zurückkehren muß. Die Alfandega*), welche mir mein Cello mit Beschlag belegte und an einem feuchten Orte aufbewahrte, war meine erste Prüfung am heimischen Strand. Gleich einem nimmersatten Drachen bewacht die Alfandega die träumende Schönheit Brasiliens. Sie fragte auf mich ein, als sei sie ein verpflanzter Keim der Inquisition. Und obschon ich ihr nach vieler Mühe mit meinem verstimmten Cello entronnen bin, werde ich gefragt . . . . und wieder gefragt, wohin ich komme."

„Eine seltsame Art, von Europa zu erzählen", lachte Chico. „Wer weiß, welch' anderer Schönheiten bewachende Drache Dich durch ein großes Fragezeichen mehr verstimmt hat, als es jemals Dein Cello war. Du solltest nach Montevideo übersiedeln, wo man in den Conditoreien nicht seine Freunde um Unterhaltungsstoff plagt, sondern denselben gratis unter den Vorübergehenden sucht."

„Und wie ist das?" riefen einige Neugierige.

„Ich will liebenswürdiger antworten als mein Vorredner", sagte Chico. „Zum Beispiel es kommt ein hübsches Mädchen, dem man zuruft: „Wie schön!" eine

---

*) Zoll.

junge Frau, deren elegante Toilette man rühmt, eine durchreisende Engländerin, welche für ihren großen Sonnenhut die Frage zu lösen hat, ob sie ein Wagendach auf dem Kopfe trage. Es scheint mehr verstanden und beantwortet zu werden, als ein oberflächlicher Beobachter bemerkt; deutet doch eine tägliche Zeitung, die „Cotorita",*) darauf hin, welche den frischgebackenen Stadtklatsch in zarter Form aufträgt, indem sie die Straßen unter ihren üblichen Namen als Canäle und die in Betracht kommenden Personen als Barken oder Kreuzer bezeichnet."

Chico hatte noch Vieles von seiner Reise mitzutheilen und war selbst so guter Laune, daß er seine Zuhörer ergötzte und sogar Juvenal allmählich heiterer stimmte. Beim Abschiede raunte er demselben zu, daß er auf ihn rechnen könne für etwas recht Tolles, da er sich ernstlich nach einem Rückfall sehne. Juvenal ließ sich aber weder durch Chico's Einflüsterungen noch von seiner eigenen Neigung hinreißen, sondern bewies nach seiner Ueberzeugung die tapferste Selbstbeherrschung, indem er es über sich gewann, noch ruhig zu bleiben, wie es ihm Senhor Guilherme fast befohlen hatte mit dem Hinzufügen, daß es vielleicht in seiner Macht stehe, die Geschwister umzustimmen.

Auch an diesem Nachmittage ritt Juvenal nach der gastlichen Chacara seines Pathen, und zwar früher, als es eine Einladung zu Tische erforderte. Vor der reich vergoldeten eisernen Gitterthür des maurischen Hauses stand ein ihm wohl bekannter alter Diener in jener

*) kleiner Papagei.

stillen Beschaulichkeit, welche die Abwesenheit der Herrschaft untrüglich ankündet. Doch dachte Juvenal nicht daran, bei der glühenden Hitze seinen Weg wieder aufzunehmen. Nachdem er am Thore sein Pferd einem Stallknecht übergeben, weilte er eine Zeitlang im Garten und trat dann durch das Gitter in den ersten inneren Hof des Hauses, wo ihn eine erfrischende Kühle wohlthätig umfing, denn zu allen Seiten der kachelbedeckten Mauern erhoben sich hohe blühende Gesträuche, welche, selber durch die reichlichen Strahlen eines Springbrunnens erquickt, die schöne Mosaikpflasterung des Hofes ganz überschatteten. Juvenal war von dem Diener nach einem der vorderen Säle geführt. Dort ergriff er mechanisch ein Journal, legte es aber bald wieder aus den Händen und ging an das Fenster, um über den Garten und die Straße hinwegzusehen. Das Haus drüben starrte ihn so öde und verneinend an, daß er sich ärgerlich umwandte. Von dem leise plätschernden Brunnen angezogen, trat er in den Hof zurück. Seine eigenen Gedanken gewährten ihm bessere Unterhaltung; ihm erwachten in der Einsamkeit vergangene Tage.

Die röhrenförmigen, weißen Kelche der Floripondia hatten sich wieder geöffnet, in deren Tiefe bei den Spielen einer munteren Schaar oft die Bälle verschwunden waren; er hatte dieselben gesucht und hervorgeholt. Die Riesenmagnolien prangten wieder in märchenhafter Pracht auf den Spitzen des dunklen, metallisch glitzernden Laubes. Wie lange war es denn her, daß er Santinha's Haupt auf eine der wundersamen Blumen gebettet und ihr verboten hatte, die Augen zu schließen, aus Furcht, der

heftige Duft könne sie tödten? Das kleine Gesichtchen hatte so schön aus den rahmfarbigen, wächsernen Schnörkeln hervorgeleuchtet, wie aus einem prächtigen elfenbeinernen Rahmen. Ihm fielen die Worte der alten Mulattin ein, welche zürnend gerufen hatte, „er könne Nichts recht machen", es bringe Unglück, den Blumen zu nahe zu kommen.

... Wirklich, es überraschte den Sinnenden nicht, daß, wie damals auch, der Tucano um die Ecke einer Mauer kam. Mit einem längst entwöhnten knabenhaften Interesse betrachtete er den wie von einer blauen Brille überragten, unsinnig langen, schreiend gefärbten Schnabel, dem ein winziges, verwunschenes schwarzes Vögelchen angewachsen schien. Wie lächerlich die kleine Caricatur umherspähte und dann vorwärts hüpfte. Juvenal wußte, daß der Tucano nicht bis dahin vordringen durfte, sondern sammt den Papageien und anderen zahmen Vögeln auf den dritten und letzten Hof angewiesen war, welcher durch ein Nebendach geschützt vor den Wirthschaftsräumen und der Küche lag; er kannte auch die Neugier des Tucano und seine Neigung, Uebergriffe zu machen. Unwillkürlich scheuchte er ihn zurück und erreichte so die den vorderen Hof einschließenden Säle. Die Thüren derselben waren, wie alle diejenigen des Hauses nach den Höfen, geöffnet. Um seinem Verfolger zu entrinnen, flatterte der Tucano über eine Schwelle. Juvenal setzte ihm nach. Während seiner Bemühungen das Thier aus dem betretenen Raume zu treiben, ward aber bald seine Aufmerksamkeit von demselben abgelenkt durch einzelne Laute, welche mit dem Geräusch einer schwankenden Hängematte

zu ihm drangen. Er durchschritt den Saal bis zu der gegenüber liegenden Ausgangsthür, das weiche kunstvolle Rohrgeflecht am Boden verrieth ihn nicht. Wie zuvor die Stimme, erkannte er nun abgerissene, ihm bekannte Worte, obgleich sie leise geflüstert wurden: — „Montag, Dich lieb' ich, — Dienstag, so innig, — Mittwoch, gar neidisch."

Er übersah den zweiten von einem Bogengang umgebenen Hof und gewahrte die Rückseite eines reizenden Bildes. In einer nur leicht bewegten Hängematte, ihm selber und der Thüre nahe, lehnte Nicota, die älteste Tochter des Hauses. Um den Pfeiler, welcher eine Klammer des Netzes trug, erstreckte ein vollblühender Rosenbusch seine Zweige. Die schwanken Stengel näherten sich spielend der schönen Jungfrau, wie sie hin und wieder schaukelte.

„Donnerstag zum Scherz", klang es etwas lauter, aber weniger neckisch als die Worte. Die Sprecherin schien es ernst zu nehmen mit den Orakelsprüchen. Juvenal sah nur den Umriß des abgewandten Gesichtes und den feinen, braunen Nacken, dessen warme Färbung sich schön aus dem weißen, reichgestickten Kleide abhob, die der Bewegung folgenden langen Flechten und einen kleinen Schuh, welchen Nicota in der Ungenirtheit ihrer Siesta abgestreift hatte, während sie den anderen auf der Spitze des Fußes balanciren und nachschleifen ließ, wenn er den Boden berührte. Sie konnte den Lauscher nicht bemerken, und er verhielt sich still.

„Freitag, Dein bin ich," — Samstag, auf ewig — Sonntag, lang weiß ich, Mein ist ja Dein Herz" fuhr

Nicota fort. Die Hängematte flog wieder heran und der Reim begann von Neuem — „Montag" — Aber der Schluß ertrank in einem Blätterregen, den Juvenal aus einem Rosenzweige über die Gestalt des Mädchens ausschüttelte, indem er selber lachend ergänzte:

„Dich lieb' ich."

„Es ist nicht wahr", rief Nicota, die Blätter muthwillig abschüttelnd, „Du bist heuchlerischer als Possedonia . . . Sage doch, Juvenal, findest Du mich ein wenig ladylike?"

Die schönen Flechten setzten sich mit einem neuen Schwung der Hängematte in Bewegung, der zweite Schuh flog davon und ein munteres Lachen begleitete die Frage. Die Rosenzweige bogen sich wieder nach dem holden Mädchen.

„Zehnmal schöner als ladylike", war die Antwort.

„Also nicht ladylike", seufzte Nicota. „Was ist ladylike? Ist es ladylike, die Ellbogen in die Seite zu klemmen, geradeauf zu gehen und geradeaus zu sehen, allein zu spazieren und allein zu reiten?" Juvenal verneinte das Letztere.

„Desto besser. Ich hätte nicht den Muth. Allein zu spazieren, das wage ich schon. Es ist auch länger als zehn Jahre her, daß eine Freundin von Mama auf einem Gange am Strande angefallen und beinahe geraubt wurde von einem Wilden, der aus den Wäldern kam. Juvenal, ist es distinguirt, ein saures Gesicht zu machen, wenn man Jemanden gern hat? Ist es ladylike, einen jungen Vetter zu empfangen? — Sonst mußt Du gehen. — So sprich doch. Wofür hast Du denn in Europa studirt, wenn Du nicht weißt was ladylike ist?"

„Du bist fragesüchtiger, als Polycarpo. Also, es ist höchst ladylike, einen jungen Vetter zu empfangen. . . . Im Ganzen ist der Begriff schwer zu definiren und wird darum oft mißverstanden. Viele schöne Vorzüge von Natur haben und sich erwerben und keinen davon geltend machen, ist vielleicht ladylike. Doch ist es wieder nur der Anfang davon. In seiner äußeren Form ist auch dieser Begriff, wie alles in England, der Mode unterworfen. Als ich zuerst dahin kam, war er unzertrennlich von Eleganz, während jetzt, da ich über England zurückkehrte, die Einfachheit vorherrschte und eine Dame es gerne hörte, wenn man ihr sagte, man finde sie „so simpel."

Nicota lachte. „So simpel", das gefällt mir nicht. Doch gleichviel. Ich möchte um jeden Preis ladylike sein. Ist es „so simpel", ein graues Kleid zu tragen und das Haar in ein winziges Nestchen zu knoten? — Ich müßte meins abschneiden. — Juvenal, warum antwortest Du mir nicht?"

„Weil ich nicht mehr verhört sein will. Seit vier Tagen fragen mich alle Leute über Europa todt, und Niemand sagt mir ein gütiges Wort."

„Undankbarer, wir sagten Dir viel Gutes. Wie heißt auf Englisch die Farbe der Kastanie?"

„Brown", versetzte Juvenal ungeduldig.

„Und wie heißt Senhora?"

„Mistress."

„Also Mistress Brown. Nun, es ist jedenfalls hübscher als Nha Nicota. Nha Nicota kann Jede heißen?"

„Was soll das heißen, Nha Nicota?"

„Still. Ich will Dir etwas anvertrauen .... Es ist Jemand bei dem Papa im Geschäft, er nennt sich von der Farbe der Kastanie und kommt Sonntags zu Tische, wie es der Papa erlaubt hat, nachdem ..... der Bewußte neulich um meine Hand angehalten. Unsere Hochzeit soll erst an meinem Geburtstage, über acht Wochen und drei Tage, und bis dahin garnicht davon die Rede sein. Das hält er nun mit einer Beharrlichkeit, wie sie nur ein Engländer haben kann. Die ganze Woche bekümmert er sich nicht um mich. Ich habe ihn alle Tage gern und zweifle sehr an seiner Liebe. Mache ihn eifersüchtig, Juvenal, damit ich sein Herz erkenne. Aber ... ist es ladylike, mehrere Anbeter zugleich zu haben?"

„Durchaus ladylike, nur leicht gefährlich."

„Ach, Du bist gar nicht gefährlich. Wenn Du mir dienen willst, erzähle ich Dir etwas Liebes von Santinha."

„Sprich, Nha Nicota", willigte Juvenal ein, in froher Erwartung, endlich zu hören, was ihm am meisten am Herzen lag, und wonach er doch Niemanden fragen mochte.

„Zuerst, nachdem Papa und Senhor Polycarpo nicht mehr mit einander verkehrten, sah ich Santinha nicht. Aber später, als ich einmal mit meinen Brüdern auf dem alten Stadtwege war, trafen wir sie unten in ihrem Garten. Wir sind noch einige Male dahin gegangen, bis Possedonia uns entdeckte und Santinha nicht mehr kommen ließ. Nun, Santinha sprach mitunter von Dir. Einmal zur Zeit der großen Ameisen, aus denen man so hübsche Püppchen machen kann, hatte sie eine in weiße

Seide gekleidet, so zierlich, wie eine Figur aus der Modezeitung; die bewahrte sie in einem Glaskästchen, daß sie aussah, wie eine Heilige in ihrem Schrein. Das Gesicht war gemalt; ich sage Dir, es war ein Juwel von einer Ameise, und ich hätte sie so gerne gehabt, daß ich Santinha einen goldenen Ring dafür bot. Weißt Du, was sie sagte? „Ich will Dir Alles geben, nur die Ameise nicht, die will ich dem Juvenal schenken, wenn er zurückkommt."

„Ist das Alles?" seufzte der Undankbare.

„Wenn Du mehr wissen willst, mußt Du sie selber fragen. In England, sagt man, sind Entführungen in der Mode . . . Warum gehst Du nicht auf den alten Stadtweg und stiehlst Santinha?"

„Das ist es", rief Juvenal, der Hängematte einen kräftigen Stoß gebend, daß die Rosenblätter über die Versucherin und ihn selber fielen. „Von dem alten Stadtwege aus wäre es möglich."

„Herrlich! Entführe mich auch, damit Jemand rasend wird, und ich endlich weiß, ob er mich liebt. O, Du lieber, goldener Juvenal, entführe uns Beide."

„Ich störe wohl", klang es mit einem fremden Accent in Nicota's Jubel hinein. Das Mädchen schlüpfte schnell aus der Hängematte und in die Schuhe und neigte ihr Gesicht zu den Rosen, um zu verbergen, daß es plötzlich röther war als die schönste der Blumen.

„O nein", erwiederte Nicota, sich endlich fassend. „Senhor Juvenal ist ein lieber Freund meiner Kindheit, er gehört ganz zur Familie." Sie pflückte eine Rose und hielt sie in der Hand. Nach einigem Zögern reichte sie

ihrem Vetter die Blume. Diese Einleitung, Mister Brown — so stellte sie den Eingetretenen vor — eifersüchtig zu machen, mahnte Juvenal an sein Versprechen; er steckte die Rose in ein Knopfloch seines Rockes, nachdem er sie zuvor, wie um sich ihres Duftes zu erfreuen an die Lippen gedrückt. Von dem Blicke der schönen Base ermuntert, zeigte er dann so viel Galanterie, als sie nur wünschen konnte, und fand es gar nicht schwer, ihr zu dienen.

Als bald darauf die Tischglocke läutete und Nicota seinen Arm nahm, fühlte er das leise Vibriren ihrer Hand; er drückte dieselbe beruhigend, denn er hatte Mitleid mit der kleinen Kokette, welche bewegter schien, als Mr. Brown, dessen ruhige Miene sich nicht veränderte. Senhor Guilherme betrat mit ihnen zugleich den Eßsaal; er schien in der Nähe gewesen zu sein. Daß er seinen Neffen kühl begrüßte, war um so auffallender, als Mr. Brown sich seiner vollen Artigkeit zu erfreuen hatte. Beide Herren erhielten Plätze zu Seiten der Hausfrau. Nicota, welche, gleich ihren zwei erwachsenen Schwestern, für eines der jüngeren Geschwister zu sorgen hatte, setzte auf einen Wink ihres Vaters das Kind zwischen sich und Juvenal. Es fiel vielleicht nur dem Letzteren der gänzliche Mangel einer Unterhaltung auf. Obwohl er wußte, daß man in seiner Heimath — und namentlich bei übermäßiger Hitze — viel weniger sprach und über einen größeren Reichthum worterſparender Geberden verfügte, als in Europa, war ihm die Stille peinlich, da seines Onkels Miene eine große Unzufriedenheit auszudrücken schien. Er hatte sich nicht getäuscht, denn Senhor Guilherme wandte sich sehr verstimmt an seinen Nachbar, einen würdigen alten Herrn,

welcher, da er ohne Familie lebte, täglich in Guilherme's Hause speiste.

„Wie miserabel, diese Pastete; es ist kaum ein Dutzend Austern darin.“

„Sehr miserabel“, antwortete der greise Freund, und auch Dona Leonor stimmte dem Hausherrn bei, dessen Unmuth zu steigen schien, indem er sich weiter über die Armseligkeit seiner Tafel moquirte, als ob er in ein schlechtes Hôtel gerathen sei. Diese unparteiische Kritik der Bewirthung erklärte sich nun freilich dadurch, daß er einen französischen Oberkoch hielt, welcher für gewisse Gelder die Tafel zu versehen hatte, doch wurden die Familienglieder, aus denen die übrige Gesellschaft bestand, ernster, denn man wußte, daß Senhor Guilherme schlechter Laune war, wenn er die Speisen tadelte. Und seine Launen waren Gewitterwolken voll südlicher Elektricität; sie konnten sich plötzlich zu häuslichen Orkanen aufthürmen, welche allen, außer Mister Brown, nur zu wohl bekannt waren. Da Senhor Guilherme in solchen Ausbrüchen keinerlei Widerspruch ertragen konnte, übte die engelhafte Sanftmuth seiner Gattin gleich einer besänftigenden, kühlen Strömung die beste Gegenwirkung. Dona Leonor allein hatte nie von seiner Heftigkeit zu leiden, auch wenn es ihr nicht gelang, dieselbe zu dämpfen. Die Kinder des trefflichen Mannes wußten aber viel davon zu erzählen; sie fürchteten den Vater ebenso sehr, wie sie ihn liebten. War der Sturm dadurch zu beschwichtigen, daß die Hausfrau sehr gelassenen Tones befahl, die Pastete fortzutragen? Nein, er kam in eine neue Richtung, da Nicota ihren Schützling ermahnte, sich ruhig zu verhalten.

„Warum sprichst Du nicht französisch?“ rief ihr Senhor Guilherme zu. Nicota blieb stumm. O, was hatte sie gethan? Sie hatte nicht Mister Brown rasend gemacht, sondern ihren Vater, welcher jetzt heftig über den Ungehorsam seiner Kinder klagte, während er sonst das Gebot, bei Tische französisch zu sprechen, mit wenig Strenge aufrecht hielt. Er nannte seine Töchter garstige kleine Mohrinnen, deren Mangel an Schönheit er umsonst durch eine gute Erziehung auszugleichen suche.

„Nicht wahr“, wandte er sich an Juvenal, indem sein Blick zum zweiten Male die Rose an dessen Brust streifte, „ist nicht Nicota braun wie eine Afrikanerin?“ Der Angeredete öffnete die Lippen, aber ein leichter Seufzer Dona Leonors erinnerte ihn daran, daß man Senhor Guilherme nicht reizen dürfe, er sah zerknirscht auf seinen Teller und schwieg.

„Um Verzeihung, Senhor Guilherme“, versetzte jetzt Mister Brown so ruhig, als führe man die angenehmste Unterhaltung, „ich wage Ihnen zu widersprechen.“

Nicota erblaßte. Auch die übrigen Tischgenossen blickten erschrocken nach dem kühnen Mann, welcher sich eben anschickte, seiner Nachbarin ein Stück Geflügel vorzulegen. War er ein größerer Held oder Philosoph, dieser hohe, blonde Engländer, dessen feines Profil durch eine beginnende Kahlheit der Stirnhaare nur zu gewinnen schien? Männlichkeit drückte sich bis zu einer gewissen Schärfe in dem Blick der graublauen Augen und um die schmalen, festen Lippen aus; aber wenn er lächelte, wie jetzt, waren seine Züge von bezaubernder Anmuth. Wie artig er Dona Leonor bediente! Juvenal bewunderte, beneidete

fast den nicht mehr ganz jungen Mann um die kühle Sicherheit seines Wesens. Nicota's Ausspruch über seine eigene Ungefährlichkeit neben demselben erschien ihm nur zu gerechtfertigt.

„Mir zu widersprechen!“ . . . brauste der Hausherr auf. Das Unerhörte führte eine Art Windstille herbei.

„In der That“, fuhr Mister Brown sehr höflich fort. „Dona Nicota ist brünett, aber . . . noch nicht brown.“ Da er trotz eines mehrjährigen Aufenthaltes in Brasilien das Portugiesische gebrochen sprach, fiel es nicht auf, daß er sich des englischen Wortes bediente. Senhor Guilherme, welcher den Doppelsinn der Antwort verstand und ein Wortspiel übel nahm, rief ärgerlich aus:

„Eine wahre Zigeunerin ist sie. Keine meiner Töchter gleicht an Schönheit ihrer Mutter, aber Nicota war immer die dunkelste. Ihr eigener Pathe drückte mir auf ihrer Taufe sein Bedauern aus über das kleine Ding, welches Niemand gefiel. Und noch jetzt ist sie wenig heller.“ Die Geschmähte rang nach Fassung, denn in zweiter Reihe konnte ihr Vater keine Thränen leiden, wenn er zornig war.

„Im Gegentheil, Senhor Guilherme, Donna Nicota scheint in diesem Augenblicke sehr weiß“, sagte Mister Brown ebenso gemessen wie zuvor. Das feine Lächeln auf seinem Gesicht war einem tiefen Ernst gewichen. Diese Bemerkung und ein Blick auf das erblaßte Mädchen, deren Augen in ängstlicher Spannung an den Lippen ihres Vertheidigers hingen, machten Senhor Guilherme plötzlich verstummen. Das Gewitter verzog ebenso schnell, wie es gekommen war. Dona Leonor wagte zuerst ein freund-

liches Wort an ihren Gatten und knüpfte dann ein Gespräch mit Juvenal an, dessen Niedergeschlagenheit ihr Mitleid einflößte. Der alte, von Allen verehrte Hausfreund begann jetzt seinen Humor zu zeigen und die Kinder zutraulich zu ermuntern. Nur Mister Brown blieb ziemlich einsilbig und gedankenvoll, während eine heitere Stimmung um ihn her eintrat. Als man die Tafel verließ, folgte er dem Hausherrn auf sein Zimmer.

Juvenal begab sich nach einem vorderen Saal, wo er mit sehr gemischten Gefühlen den Ausgang der Familie Polycarpo's erwartete. Nach einer halben Stunde etwa öffnete sich die grüne Thür. Possedonia erschien zuerst, dann Polycarpo — und sonst Niemand.

„O, die Schlange", stieß Juvenal laut hervor.

„Welche Schlange?" fragte sein Onkel, zu ihm tretend.

„Jenes Weib", erwiderte er gluthroth vor Zorn, „sie sperrt Santinha ein, damit ich sie nicht einmal sehen kann. Erfüllen Sie Ihr Versprechen, mein Pathe, und verwenden Sie sich für mich, wenn Sie nicht wollen, daß ich gewaltsam da drüben eindringe." Senhor Guilherme sah ihn strenge an.

„Ich schlage Deine Bitte ab," sagte er endlich. „Du warst lange in der Fremde und nahmst Sitten an, die auch mir wenig gefallen. Wer weiß, ob Dona Possedonia nicht richtig handelt, Dich fern zu halten ... Vermuthlich kanntest Du Mister Brown's Beziehungen zu meiner Familie nicht. Er ist Nicota's Verlobter."

„Ich wußte das."

„Dann irrte ich mich auch wohl in der Annahme, daß Du heute am Morgen das Meßgeläute überhörtest?

Oder hieltest Du dasselbe für eine Mahnung, Deine Kameraden in die Conditorei zu führen?"

„O, mein Onkel, Sie thun mir Unrecht", stammelte Juvenal, so erregt, daß er Mühe hatte, die Worte auszusprechen. Die unverdienten Vorwürfe machten sein Blut schneller kreisen. Doch war er zu ritterlich, um durch eine Entschuldigung Nicota in neues Ungemach zu bringen; ebenso wenig mochte er Andere für seine Handlungen verantwortlich machen — Er brach seine unverständliche Rede schnell ab.

„Siehst Du, mein Sohn", sagte Senhor Guilherme etwas freundlicher, „Du entsinnst Dich sogar der Muttersprache nicht ohne Schwierigkeit. Was Wunder, daß Du die heimischen Bräuche vergaßest. Willst Du meinen Rath, so gehe nach Rio und nimm das Landesexamen. Gründe Dir einen Beruf, und wenn Deine Stellung gemacht ist, suche, ... nach ernstlicher Prüfung zu gewinnen, was Dein Glück ausmacht."

„Und Santinha soll noch länger in jener Höhle schmachten?"

„Fasse die Sachlage nicht zu tragisch auf. Ich selber habe Deiner Base während der letzten Jahre zweimal mein Haus anbieten lassen. Sie hat erklärt, ihren Pathen nicht verlassen zu wollen."

„Man wird sie zu der Erklärung gezwungen haben."

„Keineswegs, sie war allein und ganz frei, sich zu entscheiden, da eine dritte Person ihr meine Vorschläge überbrachte . . . In Kurzem ist Nicota's Hochzeit; ich hatte gewünscht, dieselbe zu verschieben, bin aber soeben mit Mister Brown übereingekommen, die Frist abzukürzen.

Ich lade Dich dazu ein. Du wirst dann von Rio zurück und auf dem besten Wege sein, ein tüchtiger, ernster Mann zu werden . . . Höre mich ohne Heftigkeit, Juvenal; wir haben ein reizbares Temperament, und Du mußt Dich befleißigen, mehr Selbstbeherrschung zu erlangen, als . . . ich Dir soeben zeigte . . . . Meine Kinder sind meine Schätze, meinem Herzen so theuer, daß ich sie kaum aus dem Hause zu lassen wage. Du wirst mir stets ein willkommener Gast sein, wenn Du Dein Benehmen nach meinen Begriffen von Schicklichkeit regelst."

Unser Held stand sprachlos da. Zorn und Schmerz kämpften in seinem Herzen; aber wie verletzt er auch war, er fühlte eine gewisse bittere Befriedigung darüber, daß er unschuldig leide.

„Ich bin überzeugt, unsere Begriffe von Schicklichkeit werden stets dieselben sein, mein Onkel", sagte er, sich gewaltsam fassend. „Was meine Base Suzana betrifft, so verhehle ich Ihnen nicht, daß ich Alles versuchen will sie zu sehen."

„Nur keine Thorheiten, Juvenal", versetzte Senhor Guilherme mit einem halben Lächeln. „Niemand meint es besser mit Dir, als der Bruder Deiner seligen Mutter, welcher seine Gründe hat, Dir vorläufig seinen Beistand zu versagen."

„Das heißt, Sie meinen es gut mit mir, obschon Sie eine schlechte Meinung von mir haben", rief der Jüngling in heftig aufwallendem Zorn, das Haupt keck zurückwerfend. Sein schwarzes Auge sprühte Flammen, und seine Züge schienen hart zu werden unter der Empfin=

dung, welche sie überströmte. Er glich jetzt seinem Onkel mehr als dessen eigene Söhne. Senhor Guilherme war selbst so frappirt von dieser Aehnlichkeit, daß er ihn vor einen Spiegel zog, indem er fast liebevoll sagte:

„Ein heißer Kopf und ein weiches Herz — Du bist ein echter Fonseca, obschon Du den Namen Deiner Mutter an zweiter Stelle trägst. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn ich nicht über Tische aussah, wie Du in diesem Augenblick. Junger Trotzkopf, stoße Dich nicht gegen den alten, er ist härter als Du. Lerne Dich besser beherrschen, als er . . . Geh, Juvenal, Du hast für den schnellen Zorn nicht einmal die Entschuldigung . . . eines Leberleidens.“

In den letzten Worten, welche Senhor Guilherme lachend sprach, in der Absicht, dem Redewechsel eine scherzhafte Wendung zu geben, schien dem fast besänftigten Juvenal eine Verhöhnung seiner Gefühle zu liegen. Seine Heftigkeit stieg schneller und heißer auf. Er machte sich unsanft los von der Hand seines Onkels und erwiderte trotzig:

„Ich will gehen, mein Pathe. Es ist die Aufgabe des Menschen, sein Temperament zu zügeln, aber er wird sich nicht ungestraft von demselben entfernen. Unthätiges Warten auf Ihre Hülfe machte mich zum Narren. Sie haben ja Verzeihung für meine raschen Worte; für schlechte Sitten giebt es keine Verzeihung. Erlauben Sie mir, Ihr Haus von meiner Gegenwart zu befreien.“

Die Blicke beider Männer bohrten sich in einander, beide waren bleich vor innerer Erregung. Juvenal schlug zuerst die Augen nieder.

„Wie Du willst", rief Guilherme mit erzwungener Ruhe. „Ich bitte Dich aber, jedes Aufsehen zu vermeiden und uns verabredetermaßen nach dem Strande zu begleiten; von dort kannst Du zur Stadt zurückkehren."

Bald nachher trabte Juvenal mit den Herren neben einem großen, eleganten Wagen, in welchem Dona Leonor wie eine schöne Fee in einem Neste blühender Kinder saß. Als sie auf ihrem Wege die Nachbarn von jenseits einholten, stolzirte Possedonia so breit auf dem Rande des Fußpfades, daß Guilherme Mühe hatte, sein Pferd von ihr abzuhalten. Er that das mit einem respectvollen Gruße und hörte nicht, wie auch er jetzt verkannt wurde. Die Dame rettete nachträglich ihre Schleppe vor den verschwundenen Hufen, indem sie sehr empört ausrief:

„Der Unverschämte! Frecher, als der Laternenanzünder auf seinem Ritte durch die Straßen, sprengt er an das Trottoir. Er hätte mich fast zu Boden geworfen. Sahst Du den Juvenal?"

„Sahst Du das Pferd? Es sticht mir in's Herz, den Guilherme auf dem prächtigen Schimmel zu sehen."

„Gieb Acht, der Juvenal heirathet eine von seinen Töchtern. Ich gönne ihm den Schwiegersohn."

„Ich gönne ihm Alles, nur nicht das Pferd. Ich gönne ihm seine Reichthümer, seine Dampfschiffe, seine Schwiegersöhne, Alles lieber, als das Pferd, auf dem er so stolz an uns vorüber reitet."

„Nun, so erschlag's ihm", sagte Possedonia grausam. Ein unheimlicher Blitz in Polycarpo's Augen hielt sie nicht ab, harmlos weiter zu schwärmen. „Wenn der Juvenal heirathet, wird er nicht mehr an Suzana denken.

Glücklicherweise hat sie keine Verwandte außer ihm. Niemand weiß, woher ihr Vater stammte. Er war ein geschickter Arzt und mußte doch selber eines der ersten Opfer des gelben Fiebers sein. Gleich als es auftrat, fiel es am häufigsten die rothwangigen Fremden an. Und dieser Deutsche ...."

„Ich glaube, er war ein Belgier."

„Das ist dasselbe", entschied Possedonia ... „Weißt Du", fuhr sie, durch die Unterbrechung in ihrem Gedankengang gestört, triumphirend fort, „weißt Du, was ich beabsichtige? Ich werde Satinha adoptiren, um mich nie mehr von ihr zu trennen."

Polycarpo sah sie wieder sonderbar ausdrucksvoll an. Es schien in seinem Gemüthe zu dämmern, daß die beabsichtigte Adoption nicht sehr wünschenswerth für sein Pathchen sei.

„Nach einigen Jahren wird sie mit erreichter Mündigkeit freie Verfügung über ihr Vermögen haben und uns Alles vergelten, was wir jetzt für sie thun", sprach Possedonia weiter. Die künftigen „guten Zeiten" schienen endlich eine reelle Grundlage zu gewinnen durch diesen Einfall. Bei der Erwägung einer so beglückenden Möglichkeit ließ ihre reiche Phantasie die Geschwister nicht im Stich. Sie versprachen sich selber alles Gute und obendrein mehr schöne Pferde, als nöthig waren, um Polycarpo's alte Liebhaberei für dieselben zu befriedigen und Guilherme's Schimmel zu verdunkeln. Daß die Hoffnung sie auf leichteren Flügeln durch die tiefen Wellen des harschen Flugsandes trug, welcher den Weg von der glatten, gehärteten Fläche am Meere trennte, bemerkten sie nicht.

Juvenal ritt unterdessen in Gesellschaft der Freunde am Strande hin. Sie waren, vom zerstäubenden Schaume eingehüllt, wie gefeuchtet von den Wellen; denn die Thiere strebten dem Wasser noch näher als ihre Lenker. Wie erquicklich empfand er die Kühle der würzigen Luft! Wie herrlich erschienen ihm die zarten duftigen Tinten des Sonnenuntergangs, welche allmählich anfingen, in ein weiches, nebelhaftes Blau zu zerfließen, auf dessen Grunde sich östlich über den Wäldern die blasse Stirn des Mondes erhob! In der Vereinsamung seines Innern war Juvenal diesen Eindrücken zugänglicher als sonst. Er sagte sich, daß er nichts Schöneres in der weiten Welt gefunden habe als seine Heimath, die treulose Heimath.

Doch war es ihm willkommen, den Ritt abkürzen und sich einigen bekannten Schiffsofficieren anschließen zu können, welche die Richtung des Landweges nach der Stadt erfragten. Verstimmt und unbefriedigt, wie er war, meinte er eine gewisse Zerstreuung in der Heiterkeit der Anderen zu finden. So folgte er ihnen zuerst in das Theater, welches bei einer Temperatur von nahezu 40 Grad den von der Hitze Entwöhnten ebenso wenig lange fesseln konnte wie die Europäer. Man kam überein, ein luftigeres Local aufzusuchen. Dasselbe fand sich leicht, und Juvenal verbrachte einen lustigen Abend mit den jungen Leuten, welche sich nach der langen Reise, im fremden Lande und berauscht von dem Zauber der südlichen Natur weniger Zwang auferlegten und geräuschvoller unterhielten, als es ihnen daheim schicklich erschienen wäre. Erst in später Stunde ging er einsam durch die Straßen seinem Hause zu. Es fiel ihm ein, daß Polycarpo morgen über die

„barbarische Zecherei" klatschen werde; auch sein Onkel werde davon hören. Er seufzte und pochte viel zu laut an die Thür seines Hauses.

„Nun, nun, ich komme ja schon", tönte es durch die sich öffnende Thür.

„Bist Du noch wach, Jacinta?" fragte Juvenal, gerührt durch den treuen Blick einer alten Mulattin, welche ihm sorgsam entgegen leuchtete. Aber in demselben Augenblick fuhr er sie hart an: „Thu' die Talgkerze fort; Du weißt, ich kann den Geruch nicht leiden."

„O, vergebt Nhounhou. Die Wachskerze ist schon herabgebrannt. Die Verschwendung, eine neue zu nehmen, wäre zu groß. Das fremde Zeug ist so theuer", murmelte Jacinta, ihren Herrn in die Halle führend.

„Du wirst mich zum Krösus machen mit Deinem Geiz. Alle Leute zu entlassen bis auf zwei — sogar den treuen launigen Burschen, den Erasmo. Wer hatte Dir das erlaubt, Jacinta? Du denkst, der alten Amme stehe Alles frei."

„Senhor Guilherme hat es erlaubt. Ihr könnt neue annehmen, nun Ihr zurück seid. Auch meiner Schwester Sohn, der Erasmo, tritt gerne wieder in Euren Dienst; er hat sich ehrlich ernährt als ein Cobrador, statt hier unnütz zu essen."

„So? — — Ihr habt sehr für meinen Vortheil gesorgt, aber wenig für mein Glück. Laß mich allein."

Der Herr des verlassenen Hauses stützte schwermüthig den Kopf in die Rechte. Er sann lange nach, ohne zu bemerken, daß die verhaßte Talgkerze ihm sehr nahe stand . . . Hatte der heutige Tag ihm auch den letzten

Freund geraubt? ... Er wollte sich nicht grämen. Aber seines Onkels Achtung . . . die wollte er erzwingen.

„Nhounhou" . . . hörte er sich rufen „das ist von der Senha", und die alte Mulattin legte ein zusammengefaltetes Papier vor ihn hin. Juvenal erkannte die großen ungelenken Buchstaben; er griff mit zitternder Hand danach.

„Warum gabst Du mir's nicht eher?" fragte er zornig auffahrend.

„Ich sah Euch nicht einmal ruhig, seid Ihr heimkamt."

Er zerriß das Couvert, indem er es löste. „O, der Nhounhou ist ein Hitzkopf, er kann Nichts recht machen", flüsterte die Alte leise abgehend. Juvenal überflog mit einem Blick das Papier. Es enthielt von der Hand seiner Mutter die eine Zeile:

„Ich lasse Dir meine Liebe und Santinha."

Die sterbende Mutter hatte sein Herz errathen; unter den wenigen Worten stand das Datum ihres Todestages. Er blies die Talgkerze aus, öffnete einen Fensterladen und ließ das volle Mondlicht mit den betäubenden Düften des Gärtchens hereinströmen. In der Hängematte, dem Fenster nahe, konnte er die lieben Worte lesen und wieder lesen, sich daran trösten und darüber weinen. Von der einsamen Straße her hörte er das Lied deutscher Seefahrer:

„So Dir geschenkt ein Röslein was."

Das gemahnte ihn an die künftige Mrs. Brown, deren Vertrauen er nie verrathen wollte. — Seines Onkels Vorwürfe, die ihn so tief kränkten . . . die Promenade der Geschwister . . . ein großes Fragezeichen, welches irgendwo gemalt war; Alles zog ihm bunt durch den Sinn,

und dazwischen rauschten die Wogen und die Wälder seiner schönen Heimath. Er sah die beiden einander so nahen Sterne am Himmel, welche die Kinder „Mütterchens Augen“ nennen, dann dachte er an zwei sanfte stahlblaue Augen, nach denen er sich fünf Jahre lang gesehnt hatte. Sie gehörten Santinha ... Wo war Santinha? Lag sie weiß gekleidet in einem Glasschrein? ... Nein, das war eine große Ameise. Die Ameisen kamen ihm in den Sinn, alle die unendlichen Millionen, wie sie in breiten Strichen heranziehen, Haus und Garten schwarz bedecken und dann verschwinden. Ihn schauderte vor der dämonischen Macht der kleinen dunklen Würger, bei dem Gedanken, wie sie Kirchhöfe unterwühlen, daß die Hügel einstürzen, wo Einer sein Liebstes gebettet hat ... Das Grab seiner Mutter war nicht weit ... Er hatte es noch heute besucht ... Wo war er denn selbst? Hörte er nicht ein deutsches Volkslied singen, als stehe er auf der schönen Schloßruine zu Heidelberg? ... Er konnte sich nicht entsinnen, wo er war.

Aber da kamen die Ameisen heran in breiten Strömen und liefen ihm über den Kopf. Er sprang jäh empor.

„Nhounhou“, rief Jacinta, ihre Hand von seiner Stirn zurückziehend, „wollt Ihr Euch tödten? Hier in Nachtluft und Mondschein zu schlafen heißt Gott versuchen! O, Ihr könnt Nichts recht machen.“

„Still ... Ich will es doch versuchen. Und zum Anfang gehe ich morgen nach Rio. Bestelle den Erasmo, daß ich ihn vorher spreche ... Ich bleibe wohl eine Woche in der Residenz; denn ich will dort Examen machen.“

„Schon wieder?" seufzte Jacinta sich bekreuzigend. „Habt Ihr's drüben nicht recht gemacht?"

„Doch. Und wenn ich es hier auch recht mache, bestreue zu meiner Heimkehr die Schwelle mit Rosenblättern, wie es Brauch ist . . . Bist Du schläfrig, Alte?"

„Nein."

„Da setze Dich zu mir . . . Erzähle davon, wie die Mutter fortging, und wie Santinha?"

Draußen klang es von ferne:

„Es wird wohl kurze Zeit nur sein,
Da läßt sie Dich sogar allein.
Dann weine."

Und Juvenal lauschte wie ein Kind auf die Erzählung seiner alten Amme.

3.

Warum sollte das Haus an der Barra sich nicht wieder öffnen, nun der Friedensstörer in Rio weilte? — Dona Possedonia gab eine kleine matinée dramatique in ihrem Vorgarten, sie selbst war die ausübende Künstlerin, unterstützt durch einige Stimmen im Hintergrund und den Chor der Vögel. Ihre Hörer, welche sie mehr zur Verzweiflung brachten, als jemals George Sand ihre Leser, bildeten wieder ein sehr zerstreutes Publikum, — Herren, welche sich rechts nach der Stadt, Damen, welche sich links nach den Bädern begaben — und es blieb ihr kein anderer Trost, als das Bewußtsein, für den wohlthätigen Zweck der Aufrechthaltung ihres Ansehens zu wirken. Freilich hatte sich heute ein Zuschauer in den Coulissen der Bananenbüsche verborgen, aber es war nur ein Mulatte, und die Dame hätte ihn jedenfalls fort=

jagen lassen, wenn sie vernommen hätte, wie frech er bei ihren Vorträgen respondirte. — Man befand sich in einer Pause. Innerlich mit ihrer Rolle beschäftigt, lustwandelte Possedonia, in einen enormen weißen Paletot gehüllt, scheinbar anspruchslos auf und nieder. Einer der anwohnenden Kaufleute ritt vorüber. Sie begann:

„Santinha."

„Ja, Senhora", klang es aus dem Hause.

„Lege meine seidenen Kleider in die Sonne."

„Ja, Senhora."

„Santinha, Santinha! Laß Ignatio das Frühstück anrichten. Die Köchin und die übrigen Schwarzen sind mit der Wäsche nach dem Flusse."

„— Lüge!" — zischte es im Bananenbusche, wo zwei blauschwarze Augen gleich feurigen Kohlen durch das Dickicht funkelten. „Die Schwarzen sind erlogen."

„Hörst Du? — Meine seidenen Kleider, breite sie gut aus. Nichts schadet der Seide mehr, als diese teuflische Feuchtigkeit. Santinha, vergiß nicht das purpurrothe. Lege das purpurrothe zuerst."

„Ja, Senhora."

„Das purpurrothe ist zwiefach erlogen. Einmal das Kleid und einmal die Farbe", murmelte Jener im Busche. Ein Pferdebahnwagen rollte vorüber. Die Dame blickte demselben gedankenlos nach. Der Wagen hielt an. Einige Passagiere stiegen aus, Geschrei verschiedener Stimmen ward hörbar, ein Bube kam rückwärts gelaufen.

„Junge, was giebt es?" rief Dona Possedonia sehr erfreut, einmal etwas Anderes als die Rückseite des verschwindenden Wagens zu sehen. „Was giebt's?"

„Eine große Jacará liegt mitten auf der Bahn in einen Knäuel gerollt. Sie ist sieben Meter lang.“

„Lüge!“ klang es grollend im Busche, während Possedonia einen Schemel aus dem Hause holte und denselben an die Mauer stellte, um den Weg hinunter zu sehen. Jenseits öffnete sich das Gartenthor, und Dona Leonor trat, von einem Kinde halb gezogen, in das Freie. Ihre Erscheinung interessirte die Nachbarin mehr als alle Schlangen der Welt; Possedonia verlor keine Schleife des eleganten Morgenkleides, keinen Knopf von dem Kleidchen des Kindes, indem sie, ihrer Stimme Nachdruck verleihend, ausrief:

„Schöne Kleider thun's nicht. Leute, welche Erziehung und Delicatesse haben, brauchen nicht viel Staat. Leute von Erziehung laufen nicht auf die Straße, wenn nur einmal eine Kleinigkeit passirt, und thun, als hätten sie nie eine Schlange gesehen. Meine Schwarzen haben in dem letzten Monat siebzehn Schlangen todtgeschlagen und drei große Eidechsen obendrein.“

„Lüge! Lüge!“

Aus dem Garten hinter Polycarpo's Hause ertönte jetzt ein melancholisches Duett, eintönig und klagend, wie es nur Negergesang sein kann.

„Santinha! Die Schwarzen sollen den Mund halten.“

Das unermüdliche „Lüge!“ ward wieder hörbar, aber statt des „Ja, Senhora“ rief die sanfte Stimme von innen jetzt dem Fenster nahe:

„Das Frühstück ist aufgetragen, Senhora!“

„Santinha!“

Am Fenster erschien ein zierliches Gesichtchen, eine Art Madonnentypus mit dem Ausdruck eines Kindes.

„Warum läßt Du nicht die Schwarzen melden, wie es der Anstand erfordert? Komm und trage den Schemel hinein. Haben wir ein Hühnchen zum Frühstück und Süßigkeiten?"

Santinha, welche herausgetreten war, nahm den Schemel in ihre Hand und folgte, ohne zu antworten, der Senhora. Der Mulatte respondirte nicht mehr. Sobald die Dame Miene machte, das Haus aufzusuchen, verließ er sein Versteck, lief leicht und geräuschlos hinter Santinha her und hatte die Thür passirt, als diese sie schließen wollte.

„Guten Morgen, meine Damen", sagte er mit höflicher Bescheidenheit, fast demüthig. „Guten Morgen, Euer Excellenz Senhora Dona Possedonia." Dieselbe kehrte sich mit einiger Schwierigkeit um. Der Mulatte schien unsichtbar für sie zu bleiben; sie schwenkte wieder nach vorne und segelte nach der großen Halle. Bei der Thür hielt sie an und rief nach der angrenzenden Küche hinüber:

„Ignatio, Ignatio! Es trat ein Subject ohne Erlaubniß in das Haus. Wirf es hinaus. Hörst Du?" Ignatio schien sie nicht zu hören, denn das fragliche Subject drang ungehindert noch weiter vor, indem es sehr ergebenst sagte:

„Entschuldigen Euer Excellenz. Excellenz wissen selber, wenn ich um Erlaubniß gebeten hätte, wäre ich nimmer hinein gekommen, und da ich diese Rechnungen zu präsentiren und den Auftrag habe, hier zu bleiben, bis sie bezahlt sind, war es nothwendig, daß ich eintrat. Ich bitte jetzt um die Erlaubniß, im Flur zu verweilen."

„Welcher Teufel schickt Dich?" sagte Possedonia plötzlich sehr undramatisch.

„Welcher?“ grinste der Mulatte, weniger unterwürfig als zuvor. „Es sind fünf, fünf Gläubiger, sie bezahlen mich zusammen. Der Weg ist lang. Vergebt mir, Senhora Dona Possedonia und laßt mich nicht allzu lange auf das Geld warten!“

„Senhor Polycarpo ist nicht zu Hause.“

„Das ist nichts Neues, er ist nie zu Hause. Bezahlt mich selber, erlauchteste Senhora!“

„Mein Bruder hat Geschäfte und kehrt erst spät heim. Du thust besser, gegen Abend wieder zu kommen. Senhor Polycarpo hat heute viel zu thun“, sagte die Dame, sich würdevoll entfernend.

„Ich kann mir's denken; er wird genug zu laufen haben, wenn er seine Geschäfte einholen soll“, murmelte der Mulatte, drückte sich fest in eine Ecke des Flurs und blieb dort regungslos stehen. Er hatte sich diese Attitude einer Eckverzierung in seinem Berufe als Cobrador angewöhnt, um so im Rücken und in den Flanken gedeckt zu sein. Die Damen frühstückten nicht sehr lange. Als sie das Eßzimmer verließen, rief Possedonia in die Scene zurück:

„Gebt dem Schelm im Flur etwas Frühstück. Auch ein Stückchen Marmelade von der frischen Sorte gebt ihm; die letzte Schachtel war schlecht und dunkel.“

„Die Marmelade wird von der Schattirung Deines Kleides sein“, murmelte der Cobrador, während Possedonia sich zu einem Ruhestündchen zurückzog. Bevor die Saalthüre sich schloß, hörte er die Dame sehr freundlich sagen:

„Santinha, mühe Dich nicht mit dem Geschirr, laß Ignatio es waschen. Aber nähe ein wenig, wenn Du

willst ... Ich bin angegriffen ... Das Dutzend muß morgen abgeliefert werden; Du wirst es ohne Mühe fertig machen, nicht wahr, Santinha?"

„Ja, Senhora", versetzte Santinha auch diesmal. Aber sie mußte in Wahrheit keine völlige Heilige sein, sondern, wie ihr Name besagte, nur ein kleines Stück davon, denn sie wusch trotz des Verbotes das Geschirr mit den flinken, weißen Fingern und setzte sich erst nach dieser Arbeit in einen entfernten Winkel der Halle, um eine Nähterei zu beginnen. Der vielgenannte Ignatio erschien ebenso wenig wie das Frühstück und die Marmelade. In dem Bewußtsein, daß Possedonia ruhe und Santinha ihm nicht die geringste Furcht einflöße, hatte der Mulatte seine gesicherte Position verlassen. Auf dem Fußboden gelagert, stärkte er sich an einigen mitgebrachten Vorräthen und kroch dann allmählich der Halle näher. Durch die kaum geöffnete Thür erspähte er Santinha. Er sah das kleine, lichte, elfenhafte Wesen vor einem Haufen groben Packleinens an einer Maschine sitzen und emsig nähen. Aber die Maschine war schadhaft und stockte oft. Santinha war genöthigt, die Nähte mit Nadel und Scheere zu repariren.

Sie that das geduldig und schnell, und wenn sie es vollbracht hatte, tappte die Maschine weiter. Der Cobrador kannte das Leinen und seine gewisse Bestimmung; es war der Stoff, welcher zu Kaffeesäcken diente, deren einer nach dem anderen sich unter den kleinen Händen formte. Er dachte an die Lastträger draußen am Hafen, wie sie die gefüllten Säcke von den Magazinen nach den Schiffen trugen, im Schweiße ihres Angesichts, unter dem

sengenden Auge der Sonne. Ihre Füße gingen kaum weniger langsam als Santinha's Nähmaschine im regelmäßigen Tact unaufhörlich auf und nieder, tapp, tapp. Das Leben schien dem Cobrador sauer; denn obschon er nicht viel Delicatesse und Erziehung hatte, fühlte er die Härte des Schicksals seiner Stammesgenossen und die Ueberbürdung der kleinen, zarten Santinha. Allmählich aber ward ihm das Warten so sauer, daß ihm das Nichtsthun als die härteste Plage des harten Lebens erschien; der unerzogene Cobrador verlor sich in schwermüthige Gedanken. Er kannte die Armuth des Hauses, in welchem er sich befand. Die Leerheit von Senhor Polycarpo's Kasse war in völliger Harmonie mit der Oede des Flurs, der Halle und der Küche. Draußen in dem feldartigen Garten erwachte von Zeit zu Zeit jenes schwermüthige Duett. Der Cobrador kannte auch das; er war oft genug im Hause gewesen, um zu wissen, daß es ein Kunststück Ignatio's war, welcher im Recitativ sehr geschickt die weibliche Stimme nachzuahmen wußte. Er wußte, daß „die Schwarzen" sich alle in diesem einen Ignatio verkörperten, daß die seidenen Kleider Possedonia's „Hirngespinnste", daß die Hühner ihres Frühstücks „Enten" und ihre Süßigkeiten „spanische Winde" waren.

Es schlug zehn, elf, zwölf — immer zweimal von derselben alten Uhr. Der Mulatte kannte sie auch; sie war schon einmal verpfändet gewesen und nur noch dort in der Halle, weil sie, wie der Rest des ehemaligen Mobiliars, durch einen geschickten Zug dem Neffen der Besitzer zugeschrieben worden. Er machte sich seine eigenen Gedanken darüber, wie dieselben, trotz dieses beredt mahnen=

den Zeitmessers, welcher scheinbar zum Ueberfluß zwei Mal die Stunde verkündete, ihre Zeit verloren hatten in Hochmuth, Müßiggang und eitlem Hoffen.

Nach den vierundzwanzig schnurrenden Schlägen der Mittagsstunde erhob sich Santinha. Noch bevor sie die Halle bis zur Hälfte durchschritten hatte, setzte der Cobrador einen Fuß über die Schwelle. Der ungebildete Mensch hatte diesen Augenblick abgewartet, um sie nicht durch einen Ruf im Rücken zu erschrecken.

„Senhasinha", rief er leise, sie mit einem flehenden Blick seiner ausdrucksvollen Augen fast gewaltsam näher ziehend, „ich verschmachte vor Durst."

„Armer Erasmo", sagte das Mädchen, „ich will Dir eine Orange holen."

„Gebt mir nur die paar Tropfen Wasser im Glase dort. Aber schnell", klang die ängstliche Bitte, denn der Cobrador meinte ein Geräusch im Saale zu hören. Santinha bot ihm den begehrten Trunk. Warum griff er nicht danach? Sie sah ihn fragend an.

„Dona Suzana", flüsterte er ihr ganz nahe tretend, „der Senhor Juvenal sendet Euch einen Gruß und diesen Brief."

Santinha stand wie in Gluth getaucht, sie zog die schon ausgestreckte Hand wieder zurück, indem sie tonlos sagte:

„Ich darf ihn ohne Erlaubniß nicht nehmen."

„Mit aller Heiligen Erlaubniß dürft Ihr nehmen, was Euch gehört", sprach der Cobrador eindringlich. „Verbergt den Brief, lest ihn allein."

Das Geräusch im Saale wiederholte sich lauter und deutlicher. Erasmo schob fast gewaltsam ein Papier in

Santinha's Hand und glitt dann behende in seine Nische zurück, wo er wie angefroren verharrte, so daß Possedonia, welche jetzt im Flur erschien, ihn vielleicht wirklich nicht sah. Jedenfalls ging sie ohne ein Zeichen an ihm vorüber.

. . . .

Nachdem die Dona sich wieder in ihren Saal zurückgezogen hatte, blieben alle Thüren geschlossen. Es ward stiller im Flur; die Stunden schienen zuzunehmen an Länge und Hitze. Erasmo wußte nicht genau, ob er gedacht oder geträumt habe, als es doch endlich fünf Uhr schlug. Um diese Zeit mußte der Hausherr heimkommen, wenn er nicht in der Stadt speiste. Und wirklich, Dona Possedonia erwartete ihren Bruder heute nicht vergeblich am Fenster. Sie winkte ihn leise heran, um ihn von der Anwesenheit des Cobradors in Kenntniß zu setzen. Welchen Eindruck die Nachricht auf ihn machte, war nicht erkenntlich, denn die starren Züge und die schlaffen Augenlieder hatten ein in Verzweiflung und Galgenhumor versteinertes Gepräge, welches kaum zu beeinflussen schien.

„Ich habe Nichts", sagte Polycarpo, ohne eine Miene zu verziehen, und nachdem er drinnen dem Cobrador dasselbe wiederholt hatte, setzte er sich nicht mehr oder weniger ungemüthlich zu Tische als sonst.

Es verging wieder eine Stunde. Die Geschwister hatten sich nach dem Garten begeben. Erasmo wartete noch immer; mit der eintretenden Dunkelheit mußte sich sein Tagewerk vollenden. Er wußte jetzt bestimmt, daß er nicht träumte, denn er erwartete mit Spannung die

Antwort auf den überbrachten Brief. Endlich hielt er sie in Händen ... Santinha verschwand noch schneller, als sie sich ihm genähert hatte.

„Gut", dachte Erasmo, „es hat Alles ein Ende; der längste Tag hat ein Ende. Ich habe über Manches nachgedacht während manch sauern Tagewerkes und bin auch mitunter eingenickt, wenn ich mich sicher fühlte. Eben war ich wach. Aber wenn's mir das Briefchen nicht bestätigte, würde ich denken, ich hätte eine Erscheinung gehabt, so himmlisch sah unsere Senhasinha im Dämmerlicht aus. Jacinta war immer stolz auf sie, und es geschah nur, um auf die Kleine aufmerksam zu machen, daß sie oft sagte, „rosige Wangen und goldene Haare sind zu gut für alle Tage ... Die Braunen sind dauerhafter und halten besser Stand vor der Sonne. So viel Schönheit ist Luxus." Wir lachten die Schwätzerin aus, und jetzt kommt's mir selber so vor" ... Dann verabschiedete er sich auf seine Art, ohne alle Förmlichkeiten. Nur dem Ignatio, welcher ihm aus dem Walde mit einer Karre voll Palmenkohl und Bananen entgegenkam, rief er ein spöttisches „Auf Wiedersehen!" zu.

„Fahre zur Hölle, Teufel", erwiderte Ignatio lachend den Gruß.

„Geh' und melde mich", gab Jener zurück. „Wer die Heiligen kochen und nähen läßt, verdient dort weidlich zu braten."

Der Stein, welcher dem Davonlaufenden nachflog, traf ihn nicht.

Noch an demselben Abend gingen die folgenden Zeilen nach Rio ab:

„Geliebter Juvenal!

Ich kann nicht glauben, was die Leute von Dir sagen, doch Dein Brief hat mich sehr erschreckt. Grüße Jacinta und entsage allem Bösen. In treuer Liebe

Deine Schwester Suzana,
die Dir tausend Mal Glück wünscht
zu Deinem Examen.

P. S. Den Pathen sollte ich betrügen und heimlich fortgehen? — — O, Juvenal! — — Niemals wirst Du mich im Garten finden."

und fünf bis sechs Tage später folgte dem Briefe ein grau couvertirtes Schreiben im Format eines amtlichen Erlasses. Es lautete so:

„Dem
Allerdurchlauchtigsten Senhor Juvenal
erlaubt sich sein allerunterthänigster Diener Erasmo ehrerbietigst zu gratuliren. Wir wissen es nämlich vom „theuren Chico", dem es der Telegraph richtig sagen ließ, und Jacinta freute sich fast am meisten, — besonders auch darüber, daß Sie den ersten Grad erhalten hätten und nicht zu warten brauchten, bis die Anderen fertig waren.

Als ich, wie der Senhor Juvenal befohlen, heute wieder in Geschäften an der Barra war — der Ignatio ging an diesem Tage nicht in den Wald, sondern that seine Pflicht in der Küche — ging es dort schlimmer her als bei einem Erdbeben. Nämlich Senhor Guilherme hat gestern bei der Gartenmauer angehalten und die Herrschaften gefragt, wie es ihnen im Hause gefalle. Sie brüsteten sich und sagten: „Sehr gut!" Dann hat er

sie von dem Käufer des Hauses gegrüßt, — ich will mich hängen lassen, wenn er es nicht selber ist, — der ließe die Herrschaften schön bitten, dem Doctor Juvenal bei seiner Rückkehr von Rio einen Besuch zu gestatten und — ist auf seinem Schimmel fortgeritten. — Das Letztere hat den Senhor am meisten geärgert und das Erstere die Dona.

Sie haben Beide arg gezankt . . . Unsere Senhasinha saß wie eine Märtyrerin mit rothgeweinten Augen an der schändlichen Maschine. — Zweihundert Reis bezahlt man für den Sack! — Sie müßte längst geborsten sein, wenn sie nur einen Funken Ehrgefühl hätte, die schändliche Maschine!

Mittags redeten sie viel Heimliches mit einander aus dem Fenster, und da ich der Hausthür nahe stand, wurde ich ein unschuldiger Zeuge ihrer Bosheit. Also die Dame sprach von Euch, und der Senhor sprach von dem Schimmel — daß er ihn nicht sehen könne, und sie sagte Schlimmeres von Euch. — Als ihr Zorn auf's Höchste gestiegen war, kam ihr Neffe, wie die Dame sagte, vom Himmel gesendet, nämlich aus São Vicente. Der Neffe taugt nicht mehr als sie — dem klagten sie ihr Leid. Und der Wicht ließ sich nicht zweimal bitten, als sie ihm das letzte unverschriebene Gut im Hause anboten. Senhor Polycarpo wollte aber, daß Dona Suzana gefragt werde, ob sie einverstanden sei. Sie wurde gerufen und sagte „Nein."

Da begann Dona Possedonia eine große Rede zu halten von ihrer Delicatesse und von ihrem Unglück, von ihrem demnächstigen Tode und von der Rechtschaffenheit ihres Neffen — lauter Lügen — von den Wohlthaten, welche sie unserer Senhasinha erzeigt habe, und von ihrer

Liebe für sie — und endlich, dieses war die größte Lüge, von des Senhor Juvenal Heirath mit Dona Nicota — Dona Nicota heirathet in einigen Tagen den langen mageren Engländer, welcher schon verschiedentlich hier war, um nach Ihnen zu fragen. Aber ich kann gar nicht so viel schreiben, wie sie log und wie sie weinte. Krokodile würden sich entsetzt haben bei diesen Thränen!

Senhor Polycarpo — O, ein Mann ist nie so böse, wie ein böses Weib — gebot ihr Schweigen und tröstete sein Pathchen und sagte, daß sie nicht einzuwilligen brauche. Ueber eine solche Dummheit — wie Dona Possedonia es nannte — fiel sie in Ohnmacht, wonach ihr Niemand zu widersprechen wagte. Sie benutzte den Vortheil und arrangirte das Geschäft allein mit dem Neffen unter der Bedingung, daß ihr die Hälfte eines gewissen Vermögens zufalle. Am Tage der heiligen Könige soll es abgeschlossen werden. Wollt Ihr noch vorher eintreffen, so dürft Ihr keine Minute verlieren — denn, o, erschreckt nicht, Senhor Juvenal, was sie verschreiben will, ist Dona Suzana selber. —

Les't nicht weiter, sondern reist sofort ab. Aus demselben Grunde schreibe ich nicht mehr. Ich weiß sonst noch Manches, und der Senhor Chico weiß es auch. Es war ein Glück, daß Ihr mich schreiben lernen ließet, telegraphiren hätte man so viel Tücke nicht können. Der Brief wäre auch besser geworden, wenn die Jacinta mich nicht immer gestört und unterbrochen hätte.

Die Alte ist fast toll vor Angst um die Senhasinha. Sie weint und schilt und will keine Rosen streuen für einen Herrn, der Nichts recht machen kann. „Was hat

so eine dornigte alte Schwätzerin mit Rosen gemein?" sagte ich zu ihr, aber sie dauert mich doch. Sie ist den Kindern unserer seligen Senha sehr ergeben, und so bin ich bis in den Tod

Euer getreuester Diener
Erasmo."

4.

Dem Zuge, welcher am Vorabend des Tages der heiligen drei Könige in Santos ankam, entstieg ein junger Reisender; als er sich auf dem Perron befand, athmete er tief auf, wie Jemand, der sein Ziel sehr ungeduldig ersehnt hat. Ein Diener erwartete ihn dort, doch gab es kein Gepäck zu besorgen, denn der Herr war abgereist, ohne sich desselben zu erinnern. Daß er weither kam, bewies der reichliche Staub, welcher seine Kleider bedeckte und, den wiederholten Berührungen eines Taschentuches trotzend, wie Puder auf den langen Augenwimpern lag. Mit düsterer Miene schritt der Angekommene, es war unser neuexaminirte Held, dem Diener voran, und der Ausdruck seines Gesichts erheiterte sich kaum, als ein junger Mann ihn sehr freundlich zu begrüßen eilte.

„Dachte ich es doch, daß Du rechtzeitig zur Hochzeit eintreffen würdest", sagte derselbe mit halber Stimme.

„Bist Du von Sinnen?" lautete die verdrießliche Antwort.

„Im Gegentheil. Ich habe zu meinen fünfen noch den Unsinn als sechsten gern."

„So spricht der tolle Chico von einst, und ich bin wenig aufgelegt für seine Späße."

„Warte, Juvenal, der „theure Chico von heute" will Dir mit seiner Tollheit beistehen, ein Heiligenbild zu stehlen."

„Ich holte es lieber mit meinem Schwert aus einem Feindeshaufen."

„Solche Romantik scheitert an Possedonia's Wehrlosigkeit. Glaube mir, Du mußt bei dem alten Plane bleiben. List gegen List! Ich suche vorne die Alte in das Freie zu locken, damit Dich hinten Niemand störe. Einige Freunde sind eingeweiht, und die Festnacht kommt uns zu Hülfe. Gehe mit mir in den „Hirsch." Du findest dort Kühle und Bequemlichkeit, um meine Anordnungen zu prüfen und Dich nach der anstrengenden Reise zu erholen ... Aber sieh, dort unten kommt Dein Onkel. Ich gehe voraus und erwarte Dich bei mir."

Chico war von Juvenal's Seite verschwunden. Er hatte recht gesehen. Senhor Guilherme ging, das dichte Gewühl um sich her bald theilend, bald durch dasselbe aufgehalten, seinem Neffen entgegen. Diesem schlug das Herz laut bei der Wahrnehmung, daß sein Onkel ihn suche, doch mäßigte er seine Schritte. War es nicht seines Onkels Schuld, daß er die kostbaren Tage nach seiner Heimkehr verloren und jetzt seinen Aufenthalt in Rio ausgedehnt hatte, um nicht die kränkende Einladung zu Nicota's Vermählung annehmen zu müssen? Er war entschlossen, seine Base noch heute aus dem Hause ihres Pathen zu entführen, eine freie Entscheidung über ihre Hand für sie zu erzwingen. Doch kam er nicht vielleicht zu spät? Konnte nicht das Mädchen, welches gewöhnt war, sich seinen Beschützern ohne Widerspruch zu fügen,

durch List und Heuchelei für die Heirath mit deren Neffen gewonnen sein? — Mehr noch bewegte ihn die Frage, ob Santinha's Herz ihm gehöre. Vielleicht hatte sie nur schwesterliche Gefühle für ihn und liebte gar den Nebenbuhler aus São Vicente! — Die verzweiflungsvolle Ungewißheit, welche ihn während der letzten beiden Tage gemartert hatte, kam herber zurück. Er knirschte mit den Zähnen. — O, hätte er nimmer jene väterlichen Rathschläge beachtet! Senhor Guilherme war Schuld daran, wenn er Santinha verlieren sollte. — Dieser hatte sich inzwischen seinem Neffen genähert, ihn aufmerksam angesehen und sich seitwärts zu ihm hin bewegt. Juvenal schwankte . . . Dann wandte er sein Gesicht zurück, um mit Erasmo zu sprechen, während sein Onkel weiter schritt. — Der Würfel war gefallen. — Sie waren an einander vorüber gegangen, ohne sich zu grüßen.

Aber der junge Trotzkopf seufzte. — Es fehlte nur noch, daß Santinha ihn verwürfe, und er war frei, wie ein Vogel in der Luft!

Während Juvenal in einem Hinterstübchen des „Hirsches" eine kurze Ruhestunde fand, versammelten sich in Senhor Guilherme's Hause zahlreiche Gäste zu einer Nachfeier der gestrigen Hochzeit. Mister und Mistreß Brown kamen aus ihrer kleinen himmelblauen Chacara am Strande vor allen Anderen an und hatten Vieles mit dem Senhor Chico zu bereden, der sich übrigens ganz vorzeitig aus der Gesellschaft entfernte. Einen zweiten Anlaß zu dem Feste bildete die Nacht der Könige, welche lustig sein muß, damit ihr ein gutes Jahr folge.

Feenhaft erglänzte die schöne Chacara, wie auf einem Blumenteppich, wie unter Blumenschleiern, im Schmucke unzähliger künstlicher Flammen; andere blitzten an den Rändern der Gartenwege, andere spiegelten und vervielfältigten sich in den breiten Strömen der Wasserfälle. Drinnen gab die Gesellschaft sich dem Tanze und mancherlei verschiedenen Belustigungen hin. So kam die Mitternachtsstunde, mit deren letztem Schlage eine plötzlich ringsher erwachende Fröhlichkeit dem Jubel des Festes zu antworten schien. Denn Musik und Gesang begannen auf allen Wegen zu ertönen. Es waren die Vorträge umherziehender Banden, weithin hörbar durch die stille Nacht. Die Gesellschaft begab sich nun in den Garten, um den Vorträgen eines sich nähernden Musikchors zu lauschen, welchem sich bald das Thor öffnete. Etwa acht bis zehn junge Burschen traten in den Schatten der enormen Bambusboskets zu Seiten des Thores und sangen zunächst unter Violinbegleitung das Festlied:

„Es rauschten viel Tage und Jahre vorbei,
Seit einst aus des Orients Ferne
Nach Betlehem zogen der Könige Drei,
Geführt von dem leuchtenden Sterne.

Sie haben dem göttlichen Kinde gebracht
Gar fromme und köstliche Spende.
— O denket, Ihr Christen, in sternheller Nacht
Noch einmal der alten Legende.“

Der Gesang wich so sehr von allem Hergebrachten ab, daß man neugierig versuchte, die Burschen aus dem Dunkel hervorzuziehen. Doch sie verharrten an ihrem Platze, indem sie eine Serenade recht artig spielten. Auch dieser Vortrag übertraf die Leistungen gewöhnlicher fahren=

der Musikanten. Senhor Guilherme ließ Erfrischungen kommen und dieselben den Sängern unter den Bambus darreichen, eine Aufmerksamkeit, welche sie mit einem lauten Hoch vergalten. Da man aber ihnen dringender zuredete, sich zu erkennen zu geben, wichen sie augenscheinlich noch weiter zurück, denn ihr neu ertönender Gesang klang ferner:

„Wie duftet und flimmert im Sternenschein
Der Blumen unendlich Gedränge,
Sie schliefen am Busen der Erde ein,
Sie ruhn auf den Aesten in Menge.

Verschwend'risch ist jede zur Königsnacht
Umrieselt von Perlengeschmeide,
Als hätten sich Thränen zu Sternlein entfacht
Auf ihrem vergänglichen Kleide.

Und um sie her wandeln im Sternenschein
Geschmückte schwarzäugige Frauen.
— O, lade den wandernden Sänger nicht ein
Den Zauber des Gartens zu schauen!"

Dann huschten dunkle Gestalten schnell und einzeln aus dem Thor. Als dieselben sich draußen wieder gesammelt hatten, war die Gesellschaft schon in das Haus zurückgekehrt, und nur ein Paar Nachzüglerinnen, welche noch im Garten weilten, hörten vom Wege her den Refrain der scheidenden Sänger:

„Und um sie her wandeln im Sternenschein
Geschmückte schwarzäugige Frauen
— O, wäre die schönste der Blumen mein,
Ich wollte dem Zauber vertrauen!"

Erst nach einer geraumen Frist stimmten Dieselben das Königslied vor dem gegenüberliegenden, unerleuchteten Hause an. Aber trotz des alten Brauches, ein solches Ständchen durch irgend eine Kundgebung zu beantworten,

verhielten die Bewohner desselben sich ganz still. Selbst eine mehrfache Wiederholung des Liedes vermochte sie nicht hervor zu locken. Alles blieb dunkel und stumm. Diese unfreundliche Aufnahme war besonders kränkend für die singenden Burschen, da sie zwei Gestalten sich gleich Schattenrissen am Fenster bewegen sehen. Statt von dannen zu ziehen, beredeten sie sich einen Augenblick und sangen:

„Wer die Königsnacht nicht achtet,
Wer Gesang und Spiel nicht liebt,
Ob er gleich zu glänzen trachtet,
Findet seinen Stern getrübt."

Nicht die artigste Huldigung hätte Dona Possedonia schneller an das Fenster bringen können. Sie öffnete und rief den Nachtschwärmern zu, sich zurückzuziehen, widrigenfalls sie ihnen von ihren Schwarzen den Weg zeigen lassen werde. Daß die ungezogenen Burschen erwiderten, sie möge sie Alle mit Ausnahme des Ignatio rufen, reizte die Dame noch mehr; sie veranlaßte Senhor Polycarpo, ihrer Rede durch die Drohung von Revolverschüssen Nachdruck zu verleihen, doch die Verstockten entflohen nicht, sondern huben an:

„Ob auch Deine Schwarzen erbleichen,
Erschieße die Spottvögel nicht,
Du wirst sie bequemer verscheuchen
Mit Deinem erzürnten Gesicht.

Ach hätten des Festliedes Töne
Nicht nur Deinen Ingrimm geweckt! —
Was hältst Du Dein Mündel, das schöne,
So heimlich im Hause versteckt?"

Alles im Leben hat eine Grenze — selbst Possedonia's oft erprobte Würde, ihre Erziehung, ihre Deli=

catesse hielten einer solchen Frechheit gegenüber nicht Stand. Die Dame öffnete das Fenster und äußerte ihren Zorn in so heftigen Worten, daß die Sänger sich wirklich aus dem Staube machten.

Ungeachtet dieses Erfolges fuhr sie aber in ihren Ergießungen fort, bis sie, den Stachel des Widerspruches entbehrend, endlich ermüdete und das Thema wechselte. Ihr Bruder wurde das natürliche Opfer der Schwenkung; sein Benehmen während der Katastrophe zog ihm den Vorwurf der Feigheit zu. — „Feige? Er, der mit so vieler Unerbittlichkeit der Härte des Schicksals trotzte!“ Polycarpo wollte widersprechen, doch . . . er dachte an das veränderte, bleiche Gesicht seines Mündels und schwieg. Seit Santinha dem Neffen verschrieben werden sollte, stand Polycarpo mit seiner Schwester und sich selbst auf gespanntem Fuße.

„War es nicht Feigheit, daß er es geschehen ließ?“ Wieder regte sich der Wunsch in ihm, ein Wort für den Aufschub der Sache zu wagen, aber Possedonia kam ihm zuvor, indem sie sich zu ihrer Zerstreuung in das Glück der Zukunft vertiefte, dem Himmel für die baldige günstige Lösung ihrer allseitigen Schicksale dankte und Santinha's beneidenswerthes Loos mit rosigen Farben ausmalte.

„Wirklich — wenigen Pathen war es vergönnt, sich in so befriedigender Weise ihrer Pflicht zu entledigen!“ Polycarpo seufzte. Was konnte er dieser weiblichen Energie entgegensetzen? Statt seine Bedenken auszusprechen, wünschte er seiner Schwester eine gute Nacht, mit der Bitte, ihn nicht mehr zu stören, wenn auch die Burschen zurückkehrten. Possedonia antwortete gereizten Tones, und

es kam, wie oft in den letzten Tagen, zu einem kleinen Streit zwischen ihnen. Ohne sich eines Vortheils in demselben zu erfreuen, ging Polycarpo in das Freie, um seinen seltsam verwirrten Kopf zu beruhigen, bevor er sich niederlegte.

Drüben dauerte das Fest belebter und fröhlicher als zuvor. Der Einsame ärgerte sich darüber; er zog sich hinter sein Haus zurück. Obgleich er dort noch lange auf und nieder wandelte, fühlte er sich wenig erquickt, denn eine dumpfe Empfindung von der Trostlosigkeit seiner Lage verbitterte ihm den Genuß der würzigen Luft. War nicht Senhor Guilherme, sein Gegner, sein Feind, auf dem höchsten Gipfel des Glückes, während er in schlecht verhehltem Elend dahinlebte? — Von übermüthigen Buben verspottet, von seiner Schwester geschmäht, ohnmächtig, sein Mündel zu schützen, kam ihm allmählich der Fluch seines müßigen Scheinlebens zum vollen Bewußtsein; dieses Leben schien ihm eine Fessel, welche er nicht mehr tragen und doch nicht abschütteln konnte.

So war er an den alten Stadtweg gelangt. Seine Blicke schweiften umher, bis sie, von einem Gegenstande gefangen, unheimlich flimmernd, wie erstarrt daran haften blieben, als ob sie sich nimmermehr davon loszureißen vermöchten. Dort auf der Weide, wo unweit seines Gartens Guilherme's Gebiet anfing, lag der Schimmel, welcher so oft seinen Neid erregt hatte, in schöner friedlicher Ruhe . . . Jenseits des Weges stieg eine Rakete auf, der Schimmel erhob sich, lief vorwärts, legte die Vorderfüße auf einen Verschlag, sprang wieder zurück, wandte den Kopf und verharrte in gespannter Erregung,

still wie aus Marmor gehauen. Fast liebevoll war Polycarpo's Kennerauge dem Thiere gefolgt; es leuchtete in Bewunderung . . . es entzündete sich in verzehrendem Neide. — Jede Liebhaberei hat etwas Dämonisches, auch die Liebhaberei für Pferde. Polycarpo war hauptsächlich durch sie ruinirt, doch nicht durch seinen Ruin von ihr geheilt. — „Es stach ihm in das Herz den Guilherme auf dem Schimmel zu sehen!" — Er erinnerte sich des Ausspruches seiner Schwester und des schnell vorübergehenden Verständnisses, welches dasselbe in seiner Seele gefunden. — „Nun, so erschlag's ihm!" hatte sie gesprochen. Jetzt kam ihm jenes Verständniß schneller und stärker zurück. Er litt so Vieles, was er nicht von sich abwälzen konnte, aber von diesem Gegenstande seines täglichen Aergers wollte er sich befreien.

Im Stalle lag ein Strick, und ein Dolchmesser trug er bei sich. Er eilte, sich den ersteren zu verschaffen. Daß der Ignatio ihn störe, war nicht zu befürchten; der schlief wie ein Murmelthier in einem der Stallräume. Doch schob Polycarpo ihm nicht nur dort den Riegel vor, sondern verschloß auch die Hauptthüre des Stalles.

Jetzt wähnte er sich allein mit seinen bösen Gedanken, welche er eilig zur That machen wollte. Aber zwei Augen verließen ihn nicht, zwei Füße folgten den seinigen. Ein Geräusch hielt den Fortschreitenden auf; er lauschte und vernahm statt der Musik, welche endlich verstummt war, die Stimmen der zurückkehrenden Sänger. Was gingen sie ihn an? Polycarpo setzte seinen Weg nach der Weide fort, obgleich er noch unterschied, daß die Sänger vor seinem Hause Halt machten. Es mochte wohl zwei Uhr

sein und Possedonia längst im tiefsten Schlummer. Vorwärts drang er, nachdem er den Weg hinter seinem Garten überschritten hatte, durch das Dickicht hoher Farren, dornichter Beerensträuche und wild verschlungener Lianenranken bis zur Verzäunung, an deren innerer Seite der Schimmel weidete. Polycarpo gab den Lockton, welchen er nicht verlernt hatte, und das Pferd näherte sich ihm mit einem leichten Wiehern.

Da es den Fremden erkannte, wandte es sich wieder ab. Polycarpo wiederholte den Ton; das Thier kam zurück und hatte im nächsten Augenblick den Kopf in der Schlinge. Polycarpo's müdes altes Herz klopfte mit ungewohnten Schlägen.

Hatte sein Gewissen so laut gesprochen? Ihm war, als hätte er das Wort „Pferdedieb" deutlich gehört. O, ein Dieb war er nicht! Aber sein Stahl blitzte durch die Luft und durchbohrte die Brust des edlen Thieres, welches gut getroffen niedersank, das milchweiße Fell von einem rauchenden Blutstrom verdunkelt.

Polycarpo fühlte sich plötzlich angepackt.

„Mörder!" rief es neben ihm. Er kannte die Stimme, — auch die großen, wuthentbrannten Augen, welche ihm vorwurfsvoll entgegenfunkelten, glaubte er zu kennen . . . Es war Erasmo, der verhaßte Cobrador! Polycarpo hatte seinen Namen schon genannt, als jener ihm das Wort „Mörder" nochmals entgegenschleuderte.

„Hm . . . ein Thier", sagte er, das starre Gesicht abwendend.

„Mehr Thier Du selbst!" schäumte der Mulatte in wilder Empörung. „Merkt, ich will Guilherme's Leute

auf Euch hetzen, daß sie Euch in das Zuchthaus bringen, wohin Ihr gehört."

„Ehe Du das thust, fürchte meine Waffe", rief Polycarpo leise, aber drohend.

„Eure Waffe", spottete der Mulatte, „fürchte ich weniger, als Dona Possedonia's Zunge. Geht und beschützt die edle Dame; mir scheint, man bringt ihr kein liebliches Ständchen ... Ich will zunächst die Wunde des armen Thieres waschen und mit Blättern decken, welche eine Verblutung hindern." Aber Polycarpo verblieb am Zaun, während Erasmo dem Pferde die genannten Dienste leistete.

„Was nützt es Dir, mich zu verrathen", stammelte er schwächlich, „das Pferd stirbt nicht von dem einen Stich ..."

„Nein", unterbrach ihn Erasmo, „es wird nur lahm. Ihr habt das Herz verfehlt, aber die Muskeln sind schwer getroffen."

„Hm ... Aderlaß ... weiter Nichts ... Mache mich nicht unglücklich, ich bitte Dich, Erasmo!"

„Als ob Ihr's nicht lange wäret. Bindet einem alten Bekannten Nichts auf, Senhor Polycarpo ... Hm ... hm ... es ist das erste Mal, daß ein Weißer mich um etwas bittet", murmelte er bei sich selber, „und ich möchte ihm gewähren ... aber ... selbst wenn ich die Leute nicht weckte, würde sich der Verdacht auf Euch lenken, denn die Spuren nach Eurem Gebiete sind leicht zu verfolgen ... Indessen" ... der Mulatte überlegte, als sei ihm plötzlich ein neuer Gedanke gekommen ... „geht in die Stadt, Senhor Polycarpo. Es giebt in der

Nacht der Könige offene Schenken genug. Kommt es zu einer Untersuchung, so könnt Ihr schwören, daß Ihr außer dem Hause waret, und ich kann es bestätigen, denn ich gehe dahin."

„Du gehst dahin?" fragte Polycarpo verblüfft, „nach meinem Hause gehst Du?"

„Wie oftmals . . . in Geschäften. Fort, Senhor, fort, wenn Euch das Restchen Ehre lieb ist, oder ich wecke drüben die Leute." Polycarpo, dessen Kopf immer unklarer wurde, flüchtete sich, der dringenden Warnung folgend, über Guilherme's Weide nach der Stadt.

Auf der Weide aber kniete Erasmo neben dem Pferde, um ihm die Zunge zu netzen, es zu streicheln und die blutstillenden Blätter zu erneuern, indem er mit ihm redete, als ob das verletzte, leidende Geschöpf seine eigene Sprache verstehe: „Still, still, tröste Dich. Gott kann nichts so Glänzendes schaffen, was die Menschen nicht verderben! Sogar den Heiland haben sie gekreuzigt. Nur an die Himmelsdecke reicht ihre Bosheit nicht, da leuchten die silbernen Sterne noch wie einst in der Nacht, da die Könige nach Betlehem kamen ... Wie schlank und weiß ist dieser Hals! ... Ach, ich liebe Deine Farbe. Als Kind versuchte ich die dunkle Haut, die mich so kränkte, mit einem Messer abzuschaben. Ich hab's seitdem gelernt, sie zu tragen, aber wenn ich einmal hinaus fahre, gebe Gott, daß meine Seele weiß sei, wie Dein schönes Kleid!"

Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß die wieder erneuten Blätter fest auf dem geronnenen Blut der Wunde hafteten, streichelte der Mulatte das Pferd zum letzten Male und lief dann behende nach seinem Versteck

an der Rückseite des Hauses. Sein Herr kam ihm dort entgegen.

„Wo bleibst Du, Erasmo?" fragte derselbe hastig. „Unser Plan scheint zu scheitern. Obgleich die Sänger das Aeußerste gethan haben, Dona Possedonia zu reizen, lärmt sie allein im Hause, und Niemand wird sichtbar. Wir werden dort gewaltsam eindringen müssen."

„O nein", flüsterte Erasmo, „das Schicksal ist uns günstiger, als wir erwarten konnten. Es wäre nur zu wünschen, daß Eure Freunde die Dona nicht mehr neckten, denn sie hat Niemand hinter ihnen her zu schicken und wird sie selber nicht verfolgen."

„Wo ist denn Senhor Polycarpo?"

„Auf einer Promenade nach der Stadt, und Ignatio grunzt im sicheren Verwahrsam . . . Kommt, der Herr des Hauses hat Euch diesmal selbst geöffnet." Noch bevor der Mulatte mit Juvenal in das Haus getreten war, um ihm die Lage der Zimmer und ein Versteck in dem Durchgange zwischen dem Flur und der Halle zu bezeichnen, wurden die Wünsche desselben sehr vereitelt, denn draußen begannen die Sänger von Neuem:

„Wo die Trägheit stolz sich brüstet,
Kommt die Armuth hinterdrein;
Die sich Possedonia nennet,
Wird „Possede-Nada" sein."

„Dort die dritte Thür", sprach Erasmo schnell, „führt nach dem Alkoven der Senhasinha, das erste Gemach wird von Dona Possedonia benutzt; nach dem großen vorderen Saale, woher die zankende Stimme tönte, öffnen sich die Eingangsthüren der Alkoven . . . Gott befohlen! . . .

Ich erwarte Euch draußen nahe genug, um auf Euren leisesten Ruf herbeikommen zu können . . . Dreht den Schlüssel hinter mir um, damit die Dona Euch nicht spüre . . . Darf ich rathen, so wartet, bis sie sich zurückzieht, sie ist am artigsten, wenn sie schläft." Juvenal drängte seinen Diener, die Freunde von der Ueberflüssigkeit ihres Vorhabens zu überzeugen, und schlüpfte selbst in seinen Wartewinkel.

„Die sich Possedonia nennet,
Wird Possede-Nada sein.
Hoch Possede-Nada!"

tönte es noch einmal draußen.

Mit dieser letzten und stärksten Provocation schien sich der Uebermuth der jungen Bösewichter erschöpft zu haben. Denn es ward still und stiller um das Haus Polycarpo's. Auch im Saale besänftigten sich allmählich die Wellen jenes unerschöpflichen Stromes zürnender Beredtsamkeit, deren Verrinnen Juvenal ruhig in seinem Versteck abwarten wollte.

Endlich öffnete sich die Saalthüre, es bewegte sich Jemand im Flur; der Lauschende vernahm mit Befriedigung ein umfangreiches Gähnen, die Untersuchung einiger Schlösser und das Geräusch sich wieder entfernender Schritte. Er stand schon im Begriff, sich nach der Halle zu begeben, als die rostigen Thürangeln vorne wieder kreischten, und die Schritte zurückkehrten. Ein Lichtstrahl fiel durch die Spalte der ihn schützenden Thür.

„Santinha", rief es nicht weit von ihm, „ich möchte noch einen kühlenden Trank nehmen. Hole ein Glas, aber sei leise, daß Du den Pathen nicht weckst."

„Ja, Senhora", erwiderte jene süße Stimme, welche Juvenal aus einem Chor von Engeln wieder erkannt haben würde.

Dieselbe zog ihn so weit aus seinem Versteck, daß er den Flur übersehen konnte. Hinter Possedonia, fast von ihr verdeckt, schwebte eine feine Mädchengestalt heran, über deren dürftige weiße Hüllen langes, goldblondes Haar weich und schmiegsam niederfiel. Die schwälende Talgkerze, welche dieselbe in der Hand hielt, warf ein seltsames rothgelbes Halblicht auf ein durchsichtiges Gesicht, dessen Außenlinien sich heller abzeichneten. Juvenal erblickte sie mit Entzücken. Es war dieselbe kleine Santinha, welche alle seine Träume ausgefüllt hatte, wenig gewachsen seit er sie zuletzt sah, fast kindlich in zarter Jugend; auf den Zügen lag derselbe Ausdruck himmlischer Sanftmuth, dem ein kleines Körnchen irdischer Schelmerei so reizend stand — nein, zu stehen pflegte. Sie hatte leichte Schatten unter den wie von Weinen gerötheten Augen, ihr Blick war groß und ernst.

„Vor der Chacara sangen sie Spottlieder auf die Neuvermählten", sagte Dona Possedonia mit einem Anflug von Traumbefangenheit, „gewiß war der Juvenal dabei. Nicht wahr, Santinha?"

Die Gefragte blieb stumm. „Glaubst Du's nicht auch?"

„Nein, Senhora!"

Niemals tönte eine Widerrede holder, doch hielt Juvenal sich kaum auf seinem Platze; er hätte seiner Vertheidigerin zu Füßen fallen mögen. Sie war die Erste, die ihn nicht verkannte. Possedonia, welche sich der Halle

näherte, fuhr in ruhigem Tone fort: „Ich täusche mich sicherlich nicht, der Taugenichts, der Juvenal, steckte hinter diesem Streich.“ Als Juvenal nach diesen Worten seine Base ganz nahe und eine Thräne auf ihrer Wange schimmern sah, vergaß er aller Vorsicht mit einem Mal und rief, seiner Feindin entgegentretend:

„Sie täuschen sich dennoch, Senhora, der Juvenal steckte hinter dieser Thür . . . Suzana, meine Santinha!“ klang sein zärtlich bewegter Gruß an die Geliebte, dem ein einziges freudiges Aufleuchten ihres erbleichenden Gesichtes antwortete. O, wie Possedonia schrie; wie sie einer wirklichen Ohnmacht so nahe war, daß sie nicht einmal ihrem Mündel zu Hülfe eilen konnte, welches schneeweiß und wortlos dastand, die thränenvollen Augen auf den Einbrecher gerichtet und den eisernen Leuchter mit beiden Händen umklammernd! Als sie aber den Frechen sich Santinha noch mehr nähern sah, kehrten ihre Kräfte zurück; sie befreite das zitternde Mädchen von dem Leuchter, zog es in die Halle und drängte sich eiligst vor den Eindringling hin, indem sie ihm mit Entwickelung aller ihr zu Gebote stehenden Grandezza ihr königliches: „Was wollen Sie, mein Herr?“ entgegenschmetterte.

„Ihnen meine Aufwartung machen, erlauchteste Senhora“, versetzte Juvenal, auf ihren hohen Ton eingehend; „da ich bis heute keine Gelegenheit fand, aus der mir gütigst ertheilten Erlaubniß Nutzen zu ziehen, bitte ich, die ungewöhnliche Stunde zu entschuldigen.“

„Man muß sich bei Ihnen über Ungewöhnlichkeiten nicht wundern“, sagte Possedonia, sich gewaltsam be-

herrschend. „Sie haben uns zu Tode erschreckt. Wenn Sie Delicatesse besäßen, würden Sie sich zurückziehen ... Freilich, wenn Sie Delicatesse besäßen, wären Sie nicht hier."

„Erlauben Sie, Senhora, es ist eine recht delicate Angelegenheit, um deretwillen ich kam. Ich habe die Absicht, Dona Suzana mit mir zu nehmen, damit sie frei von allem Zwang erkläre, ob sie die ihr aufgedrungene Bewerbung Ihres Neffen annehmen, oder sich unter meinen Schutz begeben will."

„Unter Ihren Schutz", lachte Possedonia. „Sie haben sich einen so vorzüglichen Ruf in der Stadt erworben, daß, abgesehen von der Excentricität Ihres Vorschlages, Ihr Schutz nöthigenfalls gerichtlich abgelehnt werden kann ... Man flüstert sogar, daß Ihr eigener Pathe seine Tochter schnell vermählte, um sie vor Ihnen zu ... schützen."

„Erlauchte Senhora, Ihre lebhafte Phantasie hat so wenig mit der Wahrheit gemein, wie eine Wetterfahne Beständigkeit hat. Aber es nützt nichts, daß wir uns Artigkeiten sagen. Ich möchte von meiner Base hören, ob sie mich begleiten will? Dona Nicota hat sich erboten, sie bei sich aufzunehmen. Als der Sohn ihrer Pflegemutter protestire ich gegen Suzana's plötzliche Verheirathung mit Senhor Polycarpo's nächstem Verwandten, und wenn es dennoch dazu käme, würde ich morgen in der Kirche meinen Protest dagegen einlegen." Santinha, welche seitwärts auf einen Stuhl niedergesunken war, folgte ängstlich der Unterredung; sie wechselte die Farbe, aber ihr Auge wagte nicht, dem fragenden Blick ihres Vetters zu begegnen.

„Protestiren! Protest!“ rief Dona Possedonia mit gerungenen Händen, „hast Du's gehört, Santinha, er ist ein Protestant. Santinha, ich frage Dich, willst Du mit diesem Menschen in der Nacht allein aus unserem Hause gehen, mich und Deinen armen Pathen verlassen, Deines Pathen Wort, welches die Kraft des göttlichen Willens hat, ehrlos brechen? O Suzana, ich lasse Dir vollständige Freiheit. Willst Du mit ihm gehen?“

„Nein, Senhora.“

„Da haben Sie Ihre Antwort, mein Herr ... Wenn Sie wirklich Ihren Besuch noch auszudehnen wünschen, erlauben Sie, daß mein Bruder Ihnen ferner Gesellschaft leistet. Für Damen ist die Stunde und der Zweck Ihres Kommens zu ungewöhnlich.“

Nach dieser vernichtenden Apostrophe wandte Dona Possedonia dem Protestanten ihren Rücken und verschwand mit Santinha unverhältnißmäßig schnell durch die dritte der Mittelthüren, welche sie höchst geräuschvoll abschloß. Sie ermahnte das Mädchen, ruhig in dem erreichten Alkoven zu bleiben, während sie ihren Bruder wecken werde, damit er den lästigen Gast entferne. Darauf begab sie sich nach Senhor Polycarpo's Zimmer und pochte erst leise, dann lauter, aber stets vergeblich. Daß sie dasselbe leer fand, bereitete ihr einen neuen Schrecken, doch kannte sie ihres Bruders Gewohnheit, zuweilen Nachts im Garten zu wandeln. Sie schlich sich leise durch die vordere Thür hinaus. Erst als sie den Vermißten nirgends fand und Ignatio auf ihren Ruf aus einem zwiefach verschlossenen Raume antwortete, stieg ein schrecklicher Verdacht in ihr auf. War ihr Bruder auch

gefangen oder gar ermordet? Sie spürte auf allen Wegen umher und fand endlich sein Taschentuch vor dem Stege.

„Der Unkluge ist in den Wald gegangen", murmelte sie halb erleichtert, „es ist wohl wahr, daß ihm oft wirr im Kopfe ist, wie er's selber sagt. Welch schreckliche Nacht! Ich muß erst den Ignatio befreien und ihn in den Wald schicken." Aber die Nacht war ganz aus einem Stücke. Dona Possedonia suchte umsonst nach dem Schlüssel; er war nirgends zu finden.

Während sie so vielen Prüfungen ausgesetzt war, hatte Juvenal sich bald nach ihrem räthselhaften Verschwinden wieder aus der Halle zurückgezogen in der Hoffnung, vom Saale aus seinen Zweck mit mehr Glück zu verfolgen. Er verhielt sich still bei dem Ertönen eines unterdrückten Pochens, welches bald heftiger wurde und dann plötzlich abbrach. Ihm schien, daß Jemand über den Flur schleiche, daß die Hausthür sich öffne, und sich der Mittheilungen seines Dieners erinnernd, zweifelte er nicht daran, daß Possedonia erst jetzt die Abwesenheit ihres Bruders entdeckt habe und ihn zu suchen, wohl auch den Ignatio zu wecken gegangen sei. Die Augenblicke waren kostbar. Juvenal wandte schleunig seine Schritte nach dem Saale. Es brannte dort kein Licht, aber da die Läden nicht geschlossen waren, erschien der Raum nur im ersten Augenblicke dunkel. Ohne zu zögern erreichte er die bekannte dritte Thür, aber er wich plötzlich zurück; die Thür war offen, und auf der Schwelle stand Santinha wie ein Bild in einem Rahmen. Keine Bewegung verrieth, daß sie ihn erkannte. Eine seltsame Befangenheit erfaßte ihn; nun der heißersehnte Augenblick gekommen und er mit

der Geliebten allein war, fehlten ihm die rechten Worte, ihr seine Pläne zu offenbaren. Der Muthige war plötzlich schüchtern. Was er nie geahnt hatte, ließ ihn die Gegenwart des Mädchens empfinden: die lange Trennung lag entfremdend zwischen ihnen. Santinha's Gedanken mochten den seinigen begegnet sein, sie hob die Hand halb abwehrend, halb flehend ihm entgegen und sagte mit der klaren Betonung, welche ihrer Sprache schon früher eigen war und welche durch den Ausdruck ihrer Augen noch an lieblicher Beredtsamkeit gewann:

„O Juvenal, ich hatte mir Deine Heimkehr anders gedacht."

„Ich auch", erwiederte der Angeredete wehmüthig, doch jubelte etwas in ihm, daß diese schönen Lippen ihn nicht fragten, wie alle anderen gethan, sondern s e i n e r, seiner selbst gedachten.

„Dona Possedonia sucht ihren Bruder", flüsterte sie plötzlich in einem ganz veränderten hastigen Ton, „sie wird Ignatio wecken. Geh! sie lieben Dich nicht, sie könnten Dir ein Leid thun."

„Würde es Dir leid thun, Santinha?" fragte er warm. Aber sie drängte ihn ängstlich fort; sie suchte ihn mit flehender Geberde zu vertreiben, während er sich selbst schon wieder fand; ein Gefühl von Glück und Sicherheit und Unbekümmertheit ließ ihn jede Gefahr vergessen.

„Komm mit mir", sagte er übermüthig, „und ich will gehen." Santinha wich erschreckt zurück.

„O, Du Wilder . . . Um Gotteswillen, bist Du wirklich ein Protestant?" Die liebliche Angst in ihren Zügen

entzückte ihn ebenso wie die Spannung mit der sie seine Antwort erwartete.

„Nein", erwiederte er ein Lächeln unterdrückend. „Ich gehe in die Messe, glaube an alle Heiligen . . . und Dich selber."

„Es ist Sünde mich mit den Heiligen in einem Athem zu nennen . . . Armer Juvenal, wie konntest Du so verderben?" sagte sie zärtlich und weich wie eine ältere Schwester.

„Laß mich büßen, lehre mich gut sein, Santinha. Komm in mein Haus und ich will Dich anbeten."

„Das ist wieder Sünde . . . O, dieses Europa! Wollte Gott, Du wärest nie dahin gegangen! . . . Hast Du Dein Examen gut gemacht? . . . Ich dachte es wohl." Ueber das ernste Gesicht des Mädchens glitt ein Ausdruck freudigen Stolzes; auch sie schien sich nicht mehr ihrer sonderbaren Lage zu erinnern, sie plauderte mit kindlichem Interesse.

„Gieb mir die Hand und sage, daß Du Dich freuest", bat Juvenal.

Santinha bewegte sich nicht.

„Morgen gebe ich einem Anderen meine Hand. Wir sind groß geworden, Juvenal", sagte sie erröthend. „Geh doch, geh, ich beschwöre Dich", drängte sie in neu erwachender Angst.

„Gleich, gleich. Sage mir nur Eines. Hast Du diesem Anderen Deine Treue versprochen?"

„Nein . . . Der Pathe that es, aber es bindet mich."

„Das thut es nicht", rief Juvenal heftig. „Dieses Verlöbniß ist eine Schlechtigkeit, Dona Possedonia eine Heuchlerin, Dein Pathe gewissenlos."

„Das ist Sünde über Sünde. Ich will es nicht leiden, daß Du die Verwandten schmähst; sie wollen mein Bestes."

„Ihr Bestes wollen sie und Dich dafür opfern. Doch das verstehst Du nicht . . . Ja, ich gehe gleich . . . Aber, Santinha, dachtest Du nicht bisweilen an mich da ich fort war?"

„Ich betete jeden Tag für Dich, und wenn mir die Arbeit und die Einsamkeit schwer wurde, dann dachte ich oft an Dich."

„Das war schön von Dir . . . und erinnertest Du Dich nie des kindischen Versprechens, mein Weib zu werden?" Santinha sah ihn mit ihren großen feuchtschimmernden Augen fast bestürzt an.

„Du warst lange zurück, ohne Dich daran zu erinnern", sagte sie ernst und klar. „Hast Du Nicota zuerst gefragt?"

„Das glaubst Du selber nicht."

„Nein. Aber daß Du zu spät daran dachtest, ist wahr. Ich breche das Wort des Pathen nicht!"

„Komm' an's Fenster, Santinha, und höre mich einen Augenblick. Denke, die zwei lichten Sterne dort seien unseres eigenen Mütterchens Augen, denke, sie sei neben uns."

„Ach, wäre sie da!" sagte Santinha, indem sie ihm zögernd an das Fenster folgte.

„Siehst Du, wie freundlich die kleinen Sterne herniederfunkeln? Und alle die anderen auch. Das Kreuz dort leuchtet nur den südlichen Völkern, aber alle Menschen leben unter seinem Bann. Es giebt viel Leid in der Welt."

Santinha hatte die Ellbogen auf das Fensterbrett gestützt; andächtig dem Himmel zugewandt, ruhte ihr Gesicht auf ihren Händen.

„Wie hübsch stille die Welt liegt", fuhr Juvenal fort. „Man möchte den Tag hassen, wenn man denkt, welch' tausendfaches Elend mit ihm wach wird. Das Leben ist ein großes Mißverständniß überall. Die Menschen fühlen es. Sie haben die Pflichterfüllung erfunden; die ist gut und edel."

„Sie ist das Beste", sagte das Mädchen, noch immer nach den Sternen sehend.

„Sie ist arm, wenn sie nicht vom Herzen kommt. Unser Hang nach dem Himmlischen und unser Zusammenhang mit dem Irdischen liegen im ewigen Zweikampf. Der denkende Mensch muß schwermüthig sein. Was uns einzig trösten und das Leben erträglich machen kann, ist, das Gottähnliche unserer Natur in einer verwandten Seele und durch sie den Himmel zu finden. Liebe ist Dankbarkeit gegen den Schöpfer, ist Religion. Die Sterne, die Blumen, die Wogen, die Wälder, sie predigen alle davon, und wir, die wir jung sind, verstehen ihre Sprache am besten; die Liebe tröstet für alles Leid, sie steigt aus den Wolken herunter und führt zu ihnen hinauf. Komm, ich trage Dich über die schlafende Erde und will suchen, ob wir nicht eine Stätte finden, wo uns der Himmel erreichbar ist."

Das Mädchen hatte ihm begeistert zugehört, in ihren Augen glänzte das reinste Verständniß für seine Worte. Doch als er geendet hatte und sie mit sich fortziehen wollte, riß sie sich sanft los.

„O, Juvenal, Deine neue Religion ist bestrickend. Ich habe viel gelitten, seit die Mutter starb, und Trost darin gefunden, das Rechte zu thun. Glaube mir, es ist besser, gut zu sein als glücklich. Ich kann nicht mit Dir gehen.“ Ein Geräusch an der Thür machte sie jäh erbeben.

„Mußten Sie das noch einmal hören, mein Herr?“ rief Possedonia, welche in großer Erregung zurückkam . . . „O, Santinha! Ignatio ist eingeschlossen, Dein Pathe verschwunden! Dieser Bösewicht wird wissen, ob er gefangen oder ermordet ist. Ich habe ihn umsonst auf allen Gartenwegen und im Walde gesucht. O, mein Bruder, mein armer Bruder!“

„Beruhigen Sie sich“, tröstete Juvenal die Geängstete. „Ich schwöre Ihnen, daß ich keinen Theil an seiner Entfernung habe, doch hörte ich durch Zufall, er gehe irgendwo spazieren.“

„Sie Spötter, verhöhnen Sie mich noch? . . . Gehen Sie mir aus den Augen. Sie sind ein Einbrecher, ein Gottesleugner. Santinha verachtet Sie ebenso sehr, wie ich . . . Sie Schamloser!“

Das böse Wort war gesprochen. Juvenal richtete sich höher auf und warf den Kopf zurück, da fühlte er plötzlich eine zitternde Hand in der seinigen, eine andere, die sich leicht auf seine Schulter legte. Santinha stand vor ihm.

„Es ist nicht wahr. Ich denke gut von Dir. Leb' wohl, mein Juvenal“, sagte sie weich.

„Ei, leugne, daß Du mich lieb hast“, rief er jubelnd aus, indem er die kleine kindliche Gestalt emporhob; „leugne, daß Du mich lieb hast, und ich will Dich dem Andern lassen.“

Schneller, als Possedonia den Raub begriff, trug Juvenal die schweigende Geliebte an ihr vorüber.

Als sie das Haus verließen, tauchte an der Mauer ein Schatten auf . . . den Garten hinunter, den Steg hinüber, das Dickicht durchbrechend, huschte derselbe mit unglaublicher Gewandtheit vor ihnen her; nur einmal bei Senhor Guilherme's Weide wandte er sich seitwärts nach einem Thiere, welches dort im hohen Grase schlafend lag; dann ging es eilig weiter. Aber der Weg gebot von da an größere Vorsicht und Kraftentfaltung; die Arme des Bahnbrechers fuhren kräftig durch die Zweige.

„Fort, ihr garstigen Dornen", flüsterte er, „ritzet das Gefieder unserer weißen Taube nicht." Und als er sie glücklich bis an den freien Weg geführt hatte, welcher längs der Küste im Walde läuft, begrüßte er dankbar die tagverkündende Morgenröthe.

Zwei weiße, durchsichtige Schmetterlinge flogen um ihn her, bald zur Seite, bald hoch in der Luft, bald seinem Gesichte ganz nahe; Erasmo wandte den Kopf, um sie nicht zu verscheuchen, die lichten Herolde der Brautfahrt seiner jungen Herrschaft . . . .

. . . .

Wie sie die blaue Chacara erreichten und wunderbarer Weise Mister und Mistreß Brown noch wach fanden, wie in dieser Chacara ein wunderbares Kästchen mit einem weißen Kleide und Schleier lag, welches die kleine Heilige schnell in eine Braut verwandelte, wie sie, noch ehe der Morgen anbrach, in einer Glaskutsche, von dem jungen Ehepaar als Trauzeugen begleitet, nach der Stadt fuhren, wie in der Capelle auf dem Monte Serrat der Padre

Elephante sie so verschlafen traute, daß er es beinahe nicht recht gemacht hätte, wie sie dann in das alte Haus kamen und knietief in Rosenblättern wateten — das Alles hat Senhor Juvenal's Senhora mir neulich viel hübscher erzählt, als ich es wiedergeben kann, — und daß sie zuerst Senhor Guilherme besuchten, und daß der Juvenal ihm weinend in die Arme fiel — denn der Guilherme war ihm stets ein zweiter Vater gewesen — auch von der alten Jacinta seligem Tode, wie sie vor Freude über die Rückkehr der Senhasinha erkrankt und nicht mehr aufgekommen ist, erzählte sie und — o, poetische Gerechtigkeit, zürne mir nicht — von Polycarpo's sehr verbesserten Umständen und von ihren zeitweiligen Besuchen in dem Hause an der Barra.

Die kleine Heilige hat alles Vergangene mit Gutem vergolten — Possedonia hat sich nicht in ihr getäuscht, Possedonia, die noch immer glaubt, es gereue die Santinha, sie in der Schreckensnacht treulos verlassen zu haben.

Sie irrt sich. Ich weiß es besser, denn Dona Santinha sagte mir auch, sie sei so glücklich in ihrer Ehe, daß sie alle ihre Töchter am frühen Morgen verheirathen wolle, weil sie denke, die ungewöhnliche Stunde habe ihrem Hause ungewöhnlichen Segen gebracht.

Drei kleine Mädchen umgeben die Heilige wie Engel. Wenn der Doctor Juvenal mit der Familie in seiner Chacara am Strande weilt, — er kann wegen seiner großen Praxis nicht immer dort sein — führt Erasmo die kleinen Mädchen auf einem weißen Pferde spazieren. Sie sitzen Alle in einem Sattel mit einer Lehne, und

obgleich „Edelweiß“, so hat der Doctor Juvenal das Pferd, welches sein Pathe Guilherme den Kindern schenkte, mit einem fremden deutschen Namen genannt, in Folge einer Verwundung ein wenig lahmt, ist die ganze Gesellschaft sehr lustig. Ihre Stimmen erklingen fröhlich durch das Wellengebraus an der Barra, und der Schimmel spricht auch mit — wenigstens behaupten es der Erasmo und die Kinder.

Senhor Padrinho.

1.

Das Hôtel do Paraîso war mit Fahnen geschmückt und zwar mit brasilianischen und mit englischen, die alle lustig im Winde flogen. Daß der Wind von der Seeseite kam, scheint Nebensache, aber wer weiß, ob er sonst so frisch und fröhlich um das Paraîso getändelt hätte an diesem festlichen Morgen. Alle Vorüberpassirenden, von dem berittenen Bauern, der die frischen Eier ausschrie, welche ihm in Körben zu beiden Seiten seines hageren Maulthiers herabhingen, bis zu dem alten weißhaarigen Neger Domingo, der in einem himmelblauen Frack mit goldenen Knöpfen und im Uebrigen ohne Hut und Stiefel nach der Matricekirche humpelte, um dort als Stuhlsetzer einige Kupfermünzen zu ernten, von dem leberleidenden Senhor, der seiner Gesundheit nachlief, bis zu dem musculösen jungen Arbeitssucher, dem neugelandeten Italiener, dessen kräftig gefärbtes Gesicht weithin leuchtete wie seine scharlachrothe Mütze, von der stattlichen, blonden Colonistin, welche, einen Milchkrug auf dem Kopfe, barfüßig und behende zu ihren Kunden ging, während der groteske Mulatte die schellengeschmückte Kuh selber sammt ihrem Kalbe zu frischer Spende von Thür zu Thüre trieb, bis zu dem dürren wettergeschwärzten Stadtsoldaten, der auf dem Posten zu ebener Erde seinen Kaffee kochte — kurz alle Frühaufgestandenen, nicht nur die neugierigen, sondern

auch die gleichgültigen wandten sich nach dem Hôtel do Paraîso um und fragten laut oder stumm: „Was es denn gebe?"

„Was es giebt?" fragte der Hausmeister sehr geschmeichelt dagegen. „Wir sind englischer Consul geworden; weiter nichts. Das heißt der Senhor Thomson."

„Der Senhor Thomson, Gott segne den guten Senhor Thomson, er ist ein Sack voll Güte!" erwiederten einige begeisterte Stimmen.

„Auch was Rechtes", murmelte, schneller vorwärts trabend, der leberleidende Senhor, dem gar nichts recht war. Und die Fahnen flatterten weiter durch die zartblaue, mit Purpurstreifen durchzogene Morgenluft und die Zungen redeten von Einem zum Andern, sodaß es mit Sonnenaufgang stadtbekannt war, der Senhor Thomson sei englischer Consul geworden.

Der Held des Tages aber, welcher im Paraîso eine Reihe Zimmer des ersten Stockes bewohnte, war inzwischen von seinem Lager aufgestanden, wohin er sich nach einer gestrigen Abendfeier mit Freunden und Bekannten erst spät begeben hatte.

Er war verdrießlich aufgestanden. Angeekelt von der Unordnung seiner Zimmer, in denen noch Tabaksrauch und Cajubowlendünste lagerten, ging er auf den Balcon hinaus, um über die Praça da Independentia und die Rua do Goes hinzusehen, welche beide sein Ecksalon beherrschte; aber als der Orangenhändler ihm seine Glückwünsche heraufkreischte und die Französin drunten an der Ecke vor ihrer Tabaksbude, die sich ganz ungenirt an eines der vornehmsten Häuser der Stadt lehnte, ihm eine

verfehlte Hofreverenz machte, zog er sich schleunig wieder zurück, denn seine Stimmung war so niedrig, daß die Huldigungen des Publikums ihn ärgerten. Um sie zu verbessern, versuchte er ein Douchebad, dem er ein solides Frühstück folgen ließ, kleidete sich mit Sorgfalt an und erlangte eine tadellose Erscheinung, wenn auch keine Heilung seines menschenfeindlichen Kopfwehs. Es bereitete ihm durchaus keine freudige Ueberraschung, daß jetzt auf der Praça ein Ständchen zu seiner Ehre anhub, indessen gehorchte er seinem Pflichtgefühl, indem er auf den Balcon hinaustrat, um sich einen Augenblick zu zeigen. Aber die Hochrufe einer kleinen Ansammlung Neugieriger scheuchten ihn bald in sein Zimmer zurück.

Genügte es nicht, eine bessere Laune als die seinige zu verderben? Sein Zimmer ward nicht mehr leer. Zunächst stellte sich ihm ein barmherziger Bruder vor, um in Veranlassung des frohen Ereignisses eine Gabe für das Hospital da Misericordia zu erbitten; ihm folgten bald zwei Herren, welche sich in bedrängten Umständen befanden und einen Theil seines Glücks zur Verbesserung des ihrigen begehrten, danach erschien die Vorsteherin der Anstalt für verwahrloste Kinder mit der Bitte um gebrauchte Kleider und alte Spielsachen, auch Cigarrentrümmer und Freimarken waren ihr zu philanthropischen Zwecken erwünscht, und endlich kamen sein Barbier, seine Wäscherin, sein Schneider, ja sogar der Straßenfeger von der Praça als Gratulanten. Dem Gewinner des Amtes schien das Recht an seine Wohnung verloren zu sein; er suchte sich mit Geld und guten Worten von den Eindringlingen zu befreien. Als aber noch zwei Lotterie-

collecteure erschienen und ihre Loose anpreisend, sich gegenseitig überschrieen und herunter machten, brach seine Geduld und er eroberte sein Hausrecht im Sturm, indem er die beiden Jünger Fortuna's hinter die Thüre vertrieb.

„Bill, gieb soviel Geld wie Du willst", befahl er seinem Diener, „aber gieb mir zuvor einige Cigarren und laß Niemand herein."

„Niemand", hatte er ausdrucksvoll wiederholt, bevor er erschöpft auf das Sopha sank und die tröstliche Havana anzündete, die im Verein mit den neuesten englischen Zeitungen, natürlich denen vom vorigen Monat, ihn zu beruhigen versprach. Aber schon erhob sich draußen wieder ein Lärm, ein Gewirr von Stimmen, aus dem diejenige seines Dieners laut genug, aber wenig siegreich hervortönte.

„Unmöglich. Der Senhor Consul will Niemand sehen, ist wahrhaftig nicht zu Hause, mit dem besten Willen nicht." Dann ward auch die Thür aufgemacht und zwei zierliche junge Mädchen in schwarzseidenen Kleidern, augenscheinlich für den Besuch der Messe geputzt, erschienen auf der Schwelle mit großen Rosensträußen in den Händen, die sich ebenso ähnlich sahen wie ihre Trägerinnen oder wie die zwei hübschesten Knospen darin.

„Padrinho, Padrinho, wir wünschen Glück, wir wünschen Glück", riefen die lieblichen Störenfriede wie aus einem Munde und liefen zu ihm hin gleich Kindern, welche mehr Freude an ihrem Geschenke haben als der erwachsene Empfänger aufbringen kann. „Denken Sie, der unartige Bill wollte uns nicht einlassen, heute uns nicht einlassen — Chica wäre fortgegangen — aber Rica

ließ sich nicht abschrecken. — Welche Zeitung! — o, ein Gebäude von Zeitung, man müßte mit einer Leiter die Spalten auf und nieder klettern, um das zu lesen. — O, wer es verstehen könnte! — Padrinho, die Mama läßt Sie schön bitten, einen Augenblick hinunter zu kommen — sie kocht und ist nicht angekleidet, aber sie hat eine Sehnsucht den Padrinho zu sehen, aber eine Sehnsucht!"

Die Kleinen, welche durcheinander gezwitschert hatten, wie zwei Lerchen, vereinigten sich wieder bei dem sehr ausdrucksvoll gesprochenen Worte „Sehnsucht" und sahen ihn flehend an. Es war vergeblich, daß der besänftigte Consul sich gegen die allerliebste Gesandtschaft zu wehren suchte; die Times flogen zu Boden, die Havana lag erloschen am Tischrande und es dauerte nicht lange, so zogen die Pathchen ihn mit fort, indem sie mehr erzählten als er hörte.

Von dem Thorweg, welcher das Paraîso an dem Ende seiner Hauptfront nach der Praça da Independentia und seiner Seitenfront nach der Rua do Goes doppelt durchschneidet, gelangte der Consul mit den Pathchen in das Innere des weiten Hofes, wo Nebengebäude, Weinkeller, Lauben und kleine Gartenpartien, eng eingeschlossen von den herandrängenden Häusern des Straßenvierecks, ein malerisches Labyrinth bilden, welches durch einige alte Akazien überragt ist, und schritt weiter auf einem mit niedrigen Mauern eingefaßten Fliesengange, der beide Thorwege im rechten Winkel verbindend das dämmerige Ganze begrenzt.

Ihr Ziel war das vornehmste Gebäude, ein kleines weißgetünchtes Häuschen mit grünen Gitterfenstern und einem Plätzchen seitwärts, über welches üppige Weinreben

ein grünes Dach gezogen haben. Ein Brunnen liegt nicht weit. Die kleine Wohnung, vor der ein Stein unter einem Spalier duftiger Heliotrops zum Sitzen einladet, hat etwas Geschütztes, Vogelnestartiges. In diesem Augenblick klärten reizende Lichteffecte die Umgebung auf, wo die Strahlen der Morgensonne herein huschten, oder wo sie sich an weiteren Oeffnungen kegelförmig sammelten und die dunstgeschwängerte, eingeschlossene Luft röthlich durchwoben.

Daß unter dem Laubdach eine rundliche Matrone an einem tragbaren Kochherde mit der Bereitung ihres Mahles beschäftigt war, erhöhte noch den gastfreundlichen, geselligen Eindruck der kleinen Heimstätte. Sie trug auf einem Köpfchen, welches nicht mit den schwellenden Körperformen fortgewachsen war, eine runde Kindermütze, aus der zwei lange, schwarze Zöpfe bis zu ihren Knieen herabfielen. Neben ihr saßen ein prächtiger Arara und ein Aeffchen, sich um einige Blätter zankend, die sie ihnen von einer schnörkeligen Kohlfrucht mittheilte, bevor sie dieselbe in den dampfenden Suppentopf versenkte. Sie bemerkte den Consul erst, da er zu ihr trat.

„Dona Libania, womit kann ich Ihnen dienen?" fragte er opferwillig; wonach sich die Dame erhob, ihm auf zierlichen Füßen, die ihrer jetzigen Fülle kaum zu genügen schienen, entgegen trippelte und dem Besucher eine wohlgesetzte kleine Gratulationsrede hielt, welche damit anfing, daß sie sich entschuldigte ihn bemüht zu haben, und damit endete, daß sie ihm für seine Herablassung danke und daß er nun auch einer Frau Gemahlin bedürfe. Natürlich lachte der Consul, aber er ward auch

roth, was ihm überaus peinlich war; über seine stahlgrauen Augen senkten sich die langen seidenen Wimpern und sein fein geschnittenes Gesicht zeigte eine liebenswürdige Verlegenheit, die er dadurch zu verbergen suchte, daß er sich abwandte und dem Arara einen Schlag auf den Schnabel gab. Der Vogel blieb unbeweglich, während der Affe einen Knicks machte, wie seine Herrin. Es wunderte den Consul, daß er nicht auch gratulirte oder um eine kleine Unterstützung bat.

Statt dessen tönte jetzt eine Glückwunschadresse aus der Höhe, wo es hinter ihm schon geraschelt hatte. Der Gemahl Dona Libania's hing dort in einer Akazie und sägte dürre Aeste aus, die er geschickt heruntergleiten ließ, damit sie zur Unterhaltung der häuslichen Flamme dienten.

„Genug, genug, Amador", rief die Dame hinauf und gab ihrem Gaste die Erklärung, daß ihr Gemahl es liebe sich mit Blumenzucht zu beschäftigen. „Komm herab, mein Lieber, die Kleinen sind fertig zur Messe." Entweder sehr gehorsam, oder sehr geneigt die Gipfel zu verlassen, rutschte Amador behende wie ein Aeffchen herunter und stand nun so klein und schwärzlich und hager wie er war vor dem hohen, breitschultrigen Consul, dessen germanische Statur sich hünenhaft ausnahm neben dem winzigen Blumenzüchter.

„Lassen Sie es gut sein", wehrte dieser ab, als der Kleine fortfahren wollte ihn zu feiern.

„Das glaube ich", lachte der Andere und seine Wangen zogen sich in zahllose Fältchen um die platten Lippen. „Sie haben das Glück und brauchen es nicht gewünscht,

aber wenn es Einem erst die Schulterblätter gezeigt hat . . . dann . . . dann."

„Amadorzinho, mache kein unnützes Geschwätz, geh und kleide Dich um, mein Männchen", bat Libania, guckte in den Topf und schlug den Kohlkopf, der stetig nach oben taumelte, mit dem Kochlöffel in das Niveau der Suppe zurück. „Sieh auf Die, welche es schlechter haben, und sieh auf unsere hoffnungsvollen Kinder. Aber Senhor Consul", klagte sie selber, nachdem Amador sich zurückgezogen hatte, „es kommt Einem doch in den Sinn, wenn man das Gedeihen Anderer sieht, daß man früher das Hôtel gehabt hat und jetzt geduldet im Hofe wohnt. Nach vorne gehe ich nicht gern, denn es ist hart, Andere auf seinem Platze sitzen zu sehen. Gottlob sind uns gute Freunde geblieben und vor Allen Sie, Senhor Consul. Ich danke es Ihnen so sehr, daß Sie für die Kleidung der Kinder sorgen; sie sind niedlich, nicht wahr, klein aber niedlich? Die Wahrheit zu sagen, sie sind ganz was ich zu ihrer Zeit war; jetzt sieht man freilich nicht mehr viel davon. Ja, wenn ich noch ein bischen Toilette machen könnte, aber mit dem Fähnchen da gehe ich nun schon im zweiten Jahre."

Da sie über die Falten ihres oft gewaschenen Kleides strich, dachte der Consul sich still, daß er der bestellten Sendung für die Kleinen ein Kleid für Dona Libania hinzufügen wolle; das war er wohl dem Glücke schuldig und die noch recht artige Frau konnte es beanspruchen. Er war im Begriff sich zu empfehlen, als Amador mit einem prunkhaften Spazierstock erschien und die Mädchen heranschrie, welche in den Brunnen sahen, um auf seinem

Grunde solche Sterne zu finden, die auch um Mittag darin zu entdecken sind, das heißt für Sonntagskinder wie sie selber. Dona Libania ließ sie vorüber ziehen und fragte den Consul wieder.

„Nicht wahr, meine Kinder sind niedlich, klein aber niedlich?" Der Consul bejahte ohne Zaudern. Und strahlend fügte die Mutter hinzu: „dreizehn Jahre und zehn Tage, keine Stunde mehr . . . Wenn Amador es nicht vereitelt, hoffe ich, werden sie ihr Glück machen, aber dieser Mann hat eine Manier sie zu hüten und Alles abzuschnappen wie ein Schäferhund. Daß sie überall auffallen ist keine Frage, in der Kirche, im Theater, im Jardim publico; sogar neulich bei den Seiltänzern sah Alles nach den Kleinen."

Der Consul sah auch den Kleinen nach und gab dabei so wenig auf den Arara Acht, daß dieser ihm das seidene Tuch vorn aus der Brusttasche zog und ein Loch hinein hackte, ein Unfall, den Dona Libania sehr tragisch nahm.

„Lola, Lolita", rief sie voll Erregung in das Haus, indem sie das Tuch mit beiden Händen ausgebreitet empor hielt, um die Größe des Risses zu prüfen. Der Consul erschrak fast über die seltene Schönheit eines Mädchens, das in einem schlichten, weißen Hauskleide heraustrat und ruhig fragte:

„Was will meine Mutter?"

„Kind meiner Seele, nähe das", sagte Libania und warf das Tuch dem Mädchen zu, welches schnell verschwand.

„Ich wußte nicht, daß Sie noch eine Tochter haben", bemerkte der Consul, der nicht fortging.

„Die Lola ist aus meiner ersten Ehe und seit Jahren im Kloster, wo sie Alles gelernt hat was es zu lernen giebt und jetzt selber unterrichtet. Zum ersten und letzten Mal ist sie nun zum Besuch hier, um sich zu prüfen, ob sie der Welt entsagen kann und in den Orden eintreten. Nun, das geschieht nur der Form wegen; alle unsere Vorstellungen sie zurück zu halten waren ja vergeblich. Das Mädchen ist längst eine Heilige. Wissen Sie, Senhor Consul", flüsterte Libania an seinem Ohr, „sie war verlobt, und als der Bankerott ausbrach, hat der schnöde Mensch sich fortgemacht; das hat sie so gekränkt, daß sie schon damals mit dem Leben abgeschlossen hat. O, ich habe gefühlvolle Kinder! Lola war schön; Gott sei es geklagt, sie ist sechsundzwanzig. Nun, die Kleinen lassen uns viel Hoffnung, sie sind in Wahrheit . . ."

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen empfehle, meine erlauchteste Senhora", unterbrach der Consul ihre stolze Beredtsamkeit und ging schnell davon, während die Dame ihm mit geöffneten Lippen klug nachsah.

Im Thorweg erwarteten ihn eine Spitzenklöpplerin, eine Fächerhändlerin und eine Blumenmacherin — in Federn — wie sie betonte, die ihm ihre guten Dienste anboten; er war jetzt ungnädig und wies sie kurz ab, indem er erklärte, daß er unverheirathet sei und keinen Damentand bedürfe.

„Aber die Pathchen werden ein Geschenk von dem „Senhor Padrinho" erwarten", sagte die Blumenmacherin, und sie standen alle drei wie ebenso viele Pyramiden und sahen ihn in weiser Erfahrung impertinent verständniß=

voll an. Das steigerte seinen Zorn bis zur Wortlosigkeit, er wandte ihnen stumm den Rücken, um in seinen Zimmern die Zurückgezogenheit zu finden, welche mit der Größe unvereinbar schien.

Aber der Aerger über die Anspielung der Blumenmacherin in Federn war mit über die Schwelle geschlüpft . . . Ja, er hatte Pathchen, er konnte kaum die Straßen passiren, ohne irgendwo als „Senhor Padrinho" angeredet zu werden. Daß man ihm den Titel zuweilen spöttisch angehängt, wußte er auch; doch hatte es ihn bis jetzt wenig gestört. Warum ärgerte es ihn heute?

Zuerst in rastloser Arbeit um das Dasein, dann in der Sorge für seine alte Mutter und für junge, mittellose Verwandte, hatte er nicht daran denken können in frühen Jahren ernste Bande zu knüpfen, und sein Herzensbedürfniß fand sich in vielerlei Freundschaften zersplittert. Lange schon bildeten die Pathchen seine Familie; er beschenkte sie Alle wie die Kleinen im Hofe, das heißt je nach den Verhältnissen mit nützlichen und überflüssigen Dingen. Er pflegte allerlei Sachen wieder zu bekommen, besonders Lesezeichen, die er zu Meilern aufschichten konnte, und außer enormen Vorräthen von Süßigkeiten, die er wieder der jüngeren Pathchenwelt zuzuwenden pflegte, viele unglaubliche Dinge, unter denen einmal ein brauchbares war, nämlich ein rothseidenes Nadelkissen in Form eines Herzens, welches jetzt von einer einzigen großen Tuchnadel durchbohrt neben seinem Rasirspiegel hing.

Nun muß vorerst erzählt werden, daß der englische Consul eigentlich ein Deutscher war und obendrein ein Mecklenburger. Die Aenderung des Namens Thomsen,

den er bald Thomson geschrieben, nachdem er als ein ganz junger Mensch nach England gekommen, wo die erste Sylbe nur noch kurz ausgesprochen worden, hatte ihn freilich äußerlich um seine Nationalität gebracht, aber sein Herz war deutsch. Wie alle seine Landsleute schwärmte er für Bismarck und für Bier, — aber gutes, kühles — für Beethoven und für Blondinen, für sein Vaterland und für Poesien, von denen er ein halbes Dutzend ellenlanger so sicher declamirte, daß er in den Verdacht kommen mußte, sie verfaßt zu haben.

Seine Tüchtigkeit mag in dieser seiner Herzensgeschichte unerwähnt bleiben. Daß es ihm gelungen war, außer einer hochangesehenen Stellung in der Kaufmannswelt — wo Verdienste im Verdienst liegen — das verwaiste englische Consulat zu erhalten, nachdem er es ein Jahr zur äußersten Zufriedenheit der Behörden verwaltet hatte, ist ein Erfolg, der für sich selbst oder vielmehr für ihn spricht. Schwächen hatte er natürlich auch, aber da Niemand sie gern an seinen Helden zugiebt, will ich sie vorläufig verschweigen, wie sein Alter, welches unter uns gesagt anfing ihm einigen Kummer zu machen, denn er fühlte schmerzlich seine Jugend bis an die Stufe des Junggesellenthums vorschreiten und sah die besten Jahre kommen, die ihm schlecht gefielen. Ich verrathe es also ebenso wenig wie er selbst, aber die einzelnen weißen Haare, die immer dreister erscheinenden, wenn auch feinen Linien um Mund und Augen sind Schwätzer ohne Worte, welche sich von dem lebhaften Blick, dem heiteren Lachen und dem leichten Schritt nicht still machen lassen. Er wußte das selbst und bediente sich schwarzer Pomade,

die nur dem ersten Mangel abhalf; für alles Uebrige stand ihm die neueste englische Mode bei, nach der er sich unabänderlich sehr elegant kleidete, denn England war seine Heimath für den äußeren Menschen. Dort hatte er seine Erziehung vollendet, feine Formen, gute Manieren und die Kunst sich zu kleiden gelernt; also hielt er daran fest.

Respectvoll hatten sich die Vertreterinnen anmuthiger Gewerbe entfernt, als er aufrecht, den Kopf ein wenig im Nacken mit jener geringen Steifheit, welche den Gentleman kennzeichnet, fortgegangen war. Sein stattliches Auftreten verbarg vollständig eine Schwäche seines Wesens, die der Leser gleich erfahren soll, da sie ihm ohnedies nur zu schnell offenbar werden wird, nämlich den Mangel an Selbstvertrauen. Dieses deutsche Erbtheil abzustreifen war dem self-made man nie gelungen.

„Lies, wie die Deutschen in den Witzblättern und in den Romanen aus weiblicher Feder geschildert sind", hatte ihm sein Onkel gesagt, als er in harmlosester Unkenntniß der Welt zu ihm in die englische Hauptstadt gekommen war, „gewöhne Dir den Ueberfluß von Gemüth, von Tabak und die nachlässige Aussprache der Endconsonanten ab, studire die Werke Lord Chesterfields, sei besonders gegen Damen so höflich und im Uebrigen so selbstgewiß wie Du kannst; dann wirst Du vorwärts kommen." Und er war vorwärts gekommen, trotz einiger schweren Verbrechen, welche er im Anfang begangen, wie er, es läßt sich nicht leugnen, einmal vor einer ältlichen Dame in die Thür gegangen, einmal in einem Toast stecken geblieben und einmal sogar ein gesottenes Ei auf

das Tischtuch hatte rollen lassen, eine Unthat, welche ihn auf immer in den Augen der Anwesenden richtete. Es ist schwer zu sagen, ob ihm von diesem Augenblicke die Unsicherheit geblieben war, oder ob sie von dem Ueberfluß an Gemüth herrührte, den er nicht hatte beseitigen können wie den Tabak und die schwankenden Endconsonanten — oder ob ihn das kritische Alter genirte; genug der Consul, welcher die Geschäfte aller Anderen mit Würde, Geschicklichkeit und Umsicht erledigte, war innerlich für sich selber übertrieben bescheiden, ja bis zur Schüchternheit anspruchslos . . . Aber still! damit ich nicht noch andere Schwächen ausplaudere, will ich ihm nach dem ersten Stocke des Paraîso folgen.

„Bill“, sagte er, bevor er die Thür seines Ecksalons von innen abschloß, „gieb mir ein anderes Taschentuch und . . .“ Der Diener sah ihm erstaunt nach, denn das Schloß sprang ein, während der Consul an die schöne Lola dachte, welche sein Taschentuch nähte, aber er war nicht mehr so schwärmerisch, daß die Erinnerung an ihre Augen ihm die Havana verdorben hätte, oder die gymnastische Passage durch die Times, der er sich jetzt ernstlich hingab.

Nein . . . Ob er es sich auch vorzulügen suchte, er war nicht bei der Sache und zwar aus dem tristigsten Grunde. Nicht nur seine Ernennung hatte der Consul gestern erhalten, sondern auch einen Korb, und sein Kummer über den letzteren war größer als alle Freude und Ehre, die ihm zu Theil geworden und als sein Interesse an der Times und an der Cigarre. Er verfiel in ein träumerisches Sinnen. Erst als von der Praça her durch

den Hufschlag mehrerer Pferde ein paar englische Worte an sein Ohr drangen, endete dieses jäh. Er sprang an das Fenster und hatte die Auszeichnung, von einer jungen Dame, welche in Begleitung zweier Herren vorüber ritt, flüchtig gegrüßt zu werden. Aber was half es ihm? Sie hatte ihm doch gestern ein gewisses Billet geschrieben, das er nochmals las und das so lautete:

„Lieber Herr!

Da wir uns über ein Jahr gekannt haben, ohne daß Sie Sich einer Neigung für mich bewußt geworden wären, welche allein zu dem ehrenvollen Antrag berechtigen kann, den Sie mir heute machten, bin ich zweifelhaft, wie ich ihn aufnehmen soll. Ich weiß, daß mein armer Vater Sie in seinen letzten Tagen bat, mir beizustehen und ich weiß dankbar anzuerkennen, wie treu und vollständig Sie Ihr Versprechen gelöst haben. Verzeihen Sie mir, wenn ich fürchte, daß Ihre Großmuth Sie verleitet haben könnte mehr zu thun, indem Sie der Tochter Ihres Vorgängers eine Stellung anbieten, welche sie vor Vereinsamung und Mittellosigkeit schützen soll.

Glücklicherweise fehlt es mir jetzt an nichts. Außerdem, daß ich den Schutz meines Onkels gefunden habe, bin ich, wie Sie wissen, eine Emancipirte, welche durch ihre Kritzeleien mit dem Bleistift und der Feder für sich selber sorgt.

Um dem Lärm des Carnevals zu entfliehen, gehe ich morgen mit den Verwandten für acht Tage auf das Land ... Prüfen Sie Sich nochmals, wie ich mich prüfen werde, und sollten Sie nach dem Verlauf der Zeit anderer Ansicht über Ihre heutige Frage geworden sein, so

holen Sie Sich keine Antwort. Bis dahin treulich Ihre Freundin

Elisa Monroe.

P. S. Mein Onkel hat offenes Haus in Villa Colon."

„O, o", seufzte der Consul, „es ist ein Korb und ich wußte, daß es so kommen mußte! Sie ist tausendmal zu gut für mich", doch las er nochmals bis an die Worte, „So holen Sie Sich keine Antwort" und fuhr trostlos fort: „sie hat mir eine Chance gegeben, mich ohne ein positives Nein zurückzuziehen — oder will sie wirklich überlegen, ob ich, nachdem sie sich acht Tage an den Gedanken gewöhnt hat, ihr nicht zu abschreckend bin, um als Gewährer einer guten Stellung wie eine Pille verschluckt zu werden? Das letztere ist schlimmer als ein Korb", sagte er mit Resignation, denn er hatte die Marotte sein Herz hoch zu halten, „ich muß sie aufgeben."

Aufgeben, nachdem er sie ein langes Jahr tief im Herzen getragen? Er fing damit an weiter von ihr zu träumen und sich der Zeit zu erinnern, da er dem Consul Monroe beigeordnet worden, der schon sehr krank dem sicheren Tode entgegen ging. Oft hatte er die Tochter um ihn gesehen und sie bewundert; er hatte auch dem sorgenden Vater versprochen ihr beizustehen, wenn das Schwere über sie herein brechen würde. Wie lebhaft erinnerte er sich des Tages! In früher Stunde hatte er sich wegen einer Unterschrift nach dem Krankenzimmer begeben und war, da er keinen Diener im Vorzimmer gefunden, vorsichtig eingetreten. Das Bild, welches sich ihm dann geboten, stand wieder deutlich vor seiner Seele;

neben dem kranken, abgezehrten Kopfe des Greises lehnte vom Schlummer übermannt die schöne blühende Tochter; sie saß am Bette, die Hand auf dem Buch in ihrem Schooße, das Haupt an seinem Kissen. Bei dem leisen Geräusch der Thür war sie aufgefahren, hatte verwirrt mit großen, traurigen Augen, in denen sich die Furcht der Trennung malte, auf ihren Vater geblickt und als sie dann auch den Fremden gewahrte, sich schnell zurückgezogen.

„Das arme Kind ist erschöpft von den durchwachten Nächten . . . Diese war die letzte", hatte der Kranke gesagt, und eine Thräne war auf das Papier gefallen neben seine letzte Unterschrift.

Seitdem war er sich einer tiefen Leidenschaft für sie bewußt geworden, welche zu gestehen ihn zunächst die Trauerzeit abgehalten hatte. Wie heilig war ihm ihr Schmerz gewesen, wie beglückend ihr Vertrauen, die ruhige, vornehme Art, mit der sie seine Dienste annahm, als ob sie sich bewußt sei, ihm eine Gunst zu gewähren. Sie waren sich nahe getreten wie Freunde oder Verwandte und sie schien ihn gerne kommen zu sehen, wenn er in die Bibliothek ihres Vaters trat, um den Nachlaß mit ihr zu ordnen. Bei der Bestätigung des Vermögensverlustes, welcher der Krankheit des Consul Monroe eine verderbliche Wendung gegeben, und bei der Berathung über Elisa's Zukunft war ihm zweimal das Wort des Bekenntnisses auf die Lippen gekommen, aber er hatte in plötzlicher Muthlosigkeit seine Hülfe angeboten statt seiner Hand . . . O hätte er damals gesprochen!

Ein Onkel Elisa's, der bald vom Norden hergezogen war, hatte ihn jeder Sorge für sie überhoben, sie in sein

Haus genommen und in den Schooß des Luxus gesetzt. Hochgebildet, eine Aristokratin vom reinsten Wasser und eine tüchtige Natur, bewahrte sie sich ihre Selbständigkeit dadurch, daß sie für Journale zeichnete und schrieb; offen und frei, energisch und klug, eine leidenschaftliche Reiterin, galt sie, die allein mit langem, festem Schritt durch die Straßen ging, für emancipirt, ein Ruf, der sich noch dadurch bestärkte, daß sie verschiedene sogenannte gute Partien abgelehnt hatte. In dem Kreise des Onkels hatte ihr treuester Verehrer sich ziemlich fern von ihr gehalten, weil er es nicht wagte als solcher aufzutreten und doch nicht vermochte sie gleichgültig zu sehen. Es kam von den dummen gewissen Jahren, mein Gott er war Vierzig, dort in der Einsamkeit seines Eckzimmers konnte er es sich eingestehen, daß er sich unbeholfen und linkisch fühlte unter den jungen Leuten, die sie umschwärmten. Besonders ihren Vetter, den jungen Lonsdale, welcher nicht mehr von ihrer Seite wich, fürchtete er fast, seitdem der übermüthige Bursche ihm unzarte Anspielungen auf eine lange, stille Liebe gemacht hatte. Von Herzen zuwider war ihm der Stutzer!

Hier seufzte der Consul, dem so sehr die richtige Selbsterkenntniß fehlte, daß er gar nicht wußte, wie vortheilhaft ihm gerade das kräftige Mannesalter stand, welches ihn abhielt, die Hand nach der Blume auszustrecken, deren Dasein ihn beglückte, und so war die Zeit hingegangen, während er die Entscheidung über sein Amt abwartete, die ihm wenigstens einen äußeren Vorzug sichern konnte. Vergeblich hatte er auf das leiseste Zeichen einer Ermuthigung von seiten des stolzen Mädchens ge=

hofft und nun seine Ernennung gekommen war, sich kopfüber in den Conflict gestürzt, indem er ihr ohne eine Einleitung einen Antrag geschrieben. Wahrlich die Antwort durfte ihn nicht Wunder nehmen; er erröthete noch nachträglich über sich selbst, nannte sich einen Thoren und wiederholte sich, daß er sie aufgeben müsse.

Dona Libania, welche trotz ihrer Abneigung gegen die Besitzer des Paraîso durch den Thorweg gegangen war, um noch einen Blick von den Kleinen zu erhaschen, hatte den Consul am Fenster die Reiterin verfolgen sehen. Als sie sich wieder über den Sprudel des Suppentopfes neigte, welcher noch immer nicht den hochstrebenden Kohlkopf herabziehen konnte, seufzte sie sehr unchristlich.

„Ich wollte, daß diese Engländerin sich todt galoppirte und daß der himmlische Consul meine göttliche Lola heirathete . . . oder Chica oder Rica.“

2.

Senhor Amador war inzwischen sehr gravitätisch mit den Mädchen über die Praça gezogen. Er hielt auf Anstand und als er sich dem Tabaksladen näherte, steifte er seine Haltung noch mehr auf, denn die „Madama von den Cigarren“ war ein wenig . . . nun sie war keine ganz gewöhnliche Frau; doch ihr weißes Prinzeßkleid stand ihr gut und war so anschließend, daß es den Namen „Stock“, welchen man in Brasilien diesem Kleidungsstücke giebt, wohl verdiente; weiße verschränkte Arme, ein weißes Hälschen, über dem das aschblonde Haar Madama's in einem hohen weißen Häubchen steckte, lieferten im Verein mit dem stark gepuderten Gesichte ein farbloses schmales

Ganzes, welches einer Cigarette nicht unähnlich schien. Sie blinzelte mit den wasserblauen Augen und sagte:

„Guten Morgen, meine Kleinen."

„Meine Töchter sind nicht Ihre Kleinen, Madama", sagte Amador mit aufgezogenen Augenbrauen und gespreizten Nasenflügeln, denn sobald er seine verehrte Gemahlin nicht mehr sah, schwoll ihm der Muth derartig, daß er ein schwer erträglicher Gesell wurde. Solche Rückwirkung gegen die häusliche Disciplin mag einem Philosophen begreiflich erscheinen, den Landsleuten Amador's gab sie aber Aergerniß und er sah sich außerdem, daß er, um den Reiz des Lebens zu erhöhen, seit Jahren verschiedene Feindschaften cultivirte, fast täglich in neue Streitigkeiten verwickelt. Auch jetzt hatte er sich eine kleine Fehde heraufbeschworen.

„Hochmuth, so scheint es, bleibt nach dem Fall", bemerkte Madama schnippisch, „man sollte glauben, der Stolz wäre Ihnen mit dem guten Glück verraucht."

„Kümmern Sie sich um den Rauch Ihrer Cigarren, Madama, die, wie man sagt, nicht von den ächtesten sind. Aber wie der Kaufmann, so die Waare."

„Meine ist ungefärbt, aber Ihre nicht. Hüten Sie sich Ihre Töchter nach der Sonnenseite zu führen, sie haben gar zu dick aufgetragen. Seht, seht die Geschminkten!" rief Madama, und einige Kunden, welche aus dem Laden traten, stimmten von ihr geleitet in den Ruf ein. Die Thür eines Seitenraumes ging auf, wo sehr kunstvoll frisirte Freundinnen Madama's sich in Gesellschaft einiger Seeleute mit einer Spieluhr belustigten, die ihre klimpernden Töne über die Straße sandte, während die Damen

ebenfalls ihr freches „Seht die Geschminkten" hinter der Familie herriefen.

Amador kam zur Besinnung und rettete sich schnell mit den Mädchen; als aber ein Gassenbube sich ihnen höhnend an die Fersen hängte, hielt Chica sich nicht länger, sondern drehte sich rückwärts gegen ihn, machte ein Fäustchen und sagte so ausdrucksvoll wie nur je ein zorniges, drolliges Ding in einem sehr bewegten Crescendo:

„Bobo, Tolo, Tonto"*), während Rica sie ängstlich am Kleide zupfte. Rica war ein kleines furchtsames Wesen, das weniger von der mütterlichen Energie geerbt hatte als ihre Schwester. Die drei Schlagwörter verscheuchten aber den jungen Staatsbürger, der in die Tabagie zurücklief, um seinen Sold zu empfangen.

An Andacht war heute gar nicht zu denken. Denn abgesehen von dem Abenteuer mit der Madama, standen zwei junge Leute mit Rosen im Knopfloch vor der Kirchenthür, traten nach Amador ein und hielten sich im Säulengange seitwärts dicht an den Stühlen Chica's und Rica's und da es nicht passend war eine Unterhaltung zu führen, sagten sie ihnen Einiges mit den Augen, was genau genommen noch weniger für die Kirche paßte. Auch Amador drückte seine Gefühle auf dieselbe Weise verschiedentlich sehr deutlich aus, doch gelang es ihm nicht die beiden Jünglinge fortzugucken. Nach Beendigung der Messe folgten sie der Familie in einiger Entfernung.

Domingo saß jetzt mit einem Collegen vor der Kirchenthür, um dort die nächste Messe abzuwarten und bemühte sich mit dessen Hülfe ein halbes Dutzend lärmender Jungen

*) „Taps, Thor, Tölpel."

zu verscheuchen, die standhaft das dunkle Paar auslachten, bis Amador und seine Töchter sichtbar wurden, welche sie umringten, indem sie im Chor schrieen:

„Die Geschminkten, die Geschminkten!"

Um ihre Identität in Zweifel zu stellen, beobachtete Amador ein maßvolles Schweigen, aber Chica und Rica ärgerten sich doppelt, da sie die Ritter von den Rosen auf ihrer Spur vermutheten. Unerbittlich schrie die Bande fort.

Domingo taumelte jetzt in die Höhe, um den Angegriffenen beizustehen, die seine Hausgenossen waren, obgleich er, an Rang weit geringer, nur einen kleinen Verschlag im Hofe des Paraîso bewohnte; aber zwei Jungen hängten sich an seine himmelblauen Frackschöße und zwangen ihn nieder. Sich der Nothwendigkeit fügend, entsagte er weiteren Versuchen, sah verwundert dem Tumult zu und begann, als der Kirchenplatz sich geleert hatte, mit seinem Collegen, der ebenso stumpfsinnig war wie er selber, eine jener tagelangen Unterhaltungen, welche ihnen die Zeit des Wartens verkürzten, wenn die Sonne so gut und heiß die marmorne Schwelle des Tempels durchglühte und ihr altes Blut wärmte und in ihren alten verkehrten Köpfen allerlei alte Erinnerungen weckte, die sie austauschten zwischen dem Genuß von Orangen und Bananen, wobei sie selten sich selbst und niemals einander verstanden.

„Wer kann begreifen? Nichts ... Nichts", stammelte Domingo, der den Lärmenden noch einen Blick nachsandte.

„Mädchen, hübsche ... kommt zur Messe ... Ai!" erwiederte der Andere, indem er bedeutsam mit dem Kopfe wackelte.

Die Buben schrieen fort und Amador's Töchter waren so roth wie es gar keine Schminke giebt; Amador, im Begriff aus der Haut zu fahren, machte allerlei possirliche Manierchen um darzuthun, daß ihn die Sache nichts angehe. Aber das ließ sich nur kurz durchführen, da die Jungen hinzufügten:

„Seht den Vater der Geschminkten!"

Artig grüßend näherte sich in dieser Noth einer der jungen Ritter, namens Maneco und bat um die Erlaubniß sich den Damen anschließen zu dürfen, was Amador mit bittersüßer Miene gestattete. Als danach auch Mauricio, der zweite, um die gleiche Ehre bat und ebenfalls angenommen war, hatte sich der angegriffene Theil so bedeutend verstärkt, daß in der Verfolgung eine Pause eintrat, die aber verhängnißvoll endete in dem Rufe:

„Die Verlobten der Geschminkten!"

Amador sah wüthend nach Hülfe aus. Diese erschien in Person des Consuls, welcher in einem Wagen heran rollte, mit Kutscher und Diener in voller Livree. Aufmerksam geworden durch die verzweiflungsvollen Geberden seiner Freunde, ließ er halten und nachdem er sich flüchtig von ihrer bedrängten Lage überzeugt hatte, verließ er den Wagen, packte sie sammt den Rittern hinein und setzte seinen Weg nach der englischen Gesandtschaft zu Fuß fort. Auf den Wangen der Kleinen wandelte sich die Farbe wieder in ein mattes Rosa, dem allerdings jener verdächtige, bläuliche Ton nicht fehlte, den Madama's kundiges Auge richtig erkannt hatte. Sie waren plötzlich so vertraulich mit ihren Rittern, als ob sie drei Tanzcurse oder sechs Eispartien mit einander gemacht hätten;

sie dankten ihnen, äußerten ihre Begeisterung für den Consul und ihren Abscheu gegen die „Madama von den Cigarren." Dieselbe stand jetzt mit aller Extravaganz ihrer allegorischen Gewandungskunst in einem tabaksfarbigen Seidenkleid mit schlichtem goldenen Gürtel und Halsband, zierlich eine Cigarre dampfend auf der Straße, doch vor der Thatsache, daß ihre Feinde in sehr geschätzten Kunden ihres Geschäftes mächtige Bundesgenossen gefunden hatten, ging sie einen stillschweigenden Waffenstillstand ein und lachte nur sehr heiter mit den noch anwesenden Seeleuten, um ihre Tapferkeit nicht in Zweifel zu lassen. Amador, der sich das bevorstehende Duett mit seiner Eheherrin ausmalte, dachte nicht daran die jungen Leute zu stören, welche sich vollständig befreundet hatten, als sie ohne weitere Gefahren den sicheren Hafen erreichten. Nur ihm selber drohte dort ein kleiner Privatsturm; er ertrug ihn als ein erfahrener Pilot in schweigender Ergebung.

Bei seiner Rückkehr ging der Consul durch das Seitenthor, um sich die Sache erklären zu lassen, Dona Libania zu trösten, Senhor Amador in Schutz zu nehmen und die Kleinen mit Zuckerwerk zu überschütten, welches sie ihren Kummer schnell vergessen ließ. Sie fühlten sich nach den Erlebnissen des Morgens ganz erwachsen, und besprachen dieselben ebenso vernünftig wie die Großen; sie waren nicht mehr geschminkt gewesen als Andere und hatten schon Alles abgewaschen, ohne ihrer Niedlichkeit den mindesten Schaden zu thun, obgleich sie blaß waren von der Hofluft, in der sogar die Heliotrops in prachtvollen Dolden aber beinahe weiß hervorsprossen. Daß

der Consul den innigsten Dank erntete, versteht sich von selbst, Dona Libania leistete das Ueberschwenglichste darin, die Kleinen hätten ihm gern die Hand geküßt, wenn er es nicht verhindert hätte. Nie waren sie ihm so hübsch vorgekommen, doch wartete er umsonst darauf, daß auch Lola erscheinen werde, um ihm zu danken.

An demselben Abend fanden die Mädchen kleine aber niedliche Billets an ihre Adresse auf dem Rande des Brunnens, wo sie so lange vergeblich bei Tageslicht die Sterne gesucht hatten, und nachdem sie dieselben gelesen, hielten sie sich doch noch für wirkliche Sonntagskinder. Ganz unerklärlicher Weise lagen an anderen Tagen wieder andere da; — unerklärlicherweise, denn daß der alte Brunnen sich in einen Postschalter und der alte Domingo sich in einen Liebesboten verwandeln konnte, begriffen sie ebenso wenig wie der letztere, aber im Punkte der Heimlichkeit waren sie Alle gleich schlau.

Der Consul war nicht hochmüthig geworden. Auch in den nächsten Tagen, als Dona Libania ihn verschiedentlich wegen sehr ernster Ereignisse zu Hofe entbieten ließ — Amador war auf einem Geschäftsgange insultirt und eine die Familie beleidigende Inschrift am Seitenthor entdeckt worden — erschien er pünktlich und blieb länger als nöthig gewesen wäre. Trotz der ernsten Veranlassung zeigte Libania sich von unerschöpflicher Liebenswürdigkeit, Amador nicht unangenehm und die Kleinen benahmen sich, als ob sie den Frohsinn gepachtet hätten; es war nichts als Scherzen und Lachen und allerliebste Fröhlichkeit mit dem Senhor Padrinho. So glaubte er, daß in seiner anhaltend schlechten Stimmung die Zuvorkommenheit der

guten Leute, welche er seit dreizehn Jahren kannte, als er, zu jener Zeit ein Mittaggast im Paraîso, der Pathe der Kleinen geworden war, ihn zerstreute und erheiterte.

Daß Lola ihn fesselte, daß er sich innerlich nur mit ihr beschäftigte, die ziemlich schweigsam für irgend Jemand nähte oder stickte oder Muster zeichnete, wußte er selber kaum. Doch war es fast unmöglich, das liebliche Mädchen, welches der Welt entsagen wollte, ohne Interesse zu sehen. Ihre ideale Schönheit, ihre Bildung, ihre schlichte weiße Kleidung, die Zartheit des unweltlichen Wesens hoben sie weit über eine Umgebung, die sie durch ihre Gegenwart zu verklären schien. Er konnte sie sinnend bewundern und wünschen, daß sie das Schweigen brechen möchte, welches in bezauberndem Liebreiz auf ihren sanftgeschwungenen Lippen lag; wieder konnte er sie mit den Augen des Kritikers betrachten und sich mühen einen Fehler an ihr zu entdecken, und wenn er Alles tadellos gefunden bis zu der durchsichtigen, feingeschnörkelten kleinen Ohrmuschel, sich nicht enthalten auf die edle Seele zu schließen, welche einer so vollendeten Form innewohnen müsse. Er fühlte sich seltsam angemuthet durch die Ruhe und Klarheit, in der sie sich bewegte und Allen diente, ohne ein eigenes Begehren oder Empfinden zu äußern . . . Mischte sich kein Kampf, kein Bedauern in ihre Entsagung? So war sie ihm ein interessantes Räthsel, ihre Nähe eine Erquickung, die er in der jetzigen Unruhe seines Gemüthes doppelt tröstlich empfand.

Als sie ihm am zweiten Tage sein Taschentuch zurückgab, das sie künstlich ausgebessert hatte, dankte er ihr fast respectvoll und hätte sich dafür verabscheuen können,

daß er sie fragte, was er ihr schenken solle, denn sie erröthete so tief und sah ihn so traurig an, daß er seinen Mangel an Tact bitter empfand und sie mit bestürzter Miene um Verzeihung bat. Dona Libania gab der Sache eine peinliche Wendung, indem sie eifrig einfiel:

„Sei nicht steif, Mädchen, noch bist Du nicht im Kloster. Bitte den Senhor Consul Dir ein Paar Corallenohrringe zu schenken, wie der türkische Krämer sie feil bietet . . . sie sind wunderschön und zu billig! . . . Du kannst sie nachher der Chica lassen . . . oder . . . ein Wunder braucht nicht gerade zu passiren, damit . . . Du sie etwa auch behalten könntest."

Aber Lola sprach nicht. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Es mochte schwerer sein sich mit der Welt abzufinden als sie aufzugeben! Schmerzlich empfand der Consul den Mißton, welchen er heraufbeschworen hatte und nicht bannen konnte. Da er ziemlich still geworden war, seufzte Libania ärgerlich: „Nehmen Sie es nicht übel, Senhor Consul, sie war immer ein impertinentes Ding."

Obschon der Ausspruch nichts geradezu Kränkendes enthielt — denn man gebraucht in Brasilien „impertinent" für „eigenartig" — erblaßte das Mädchen jäh und wandte den Kopf ab, sodaß er nur noch ein Ohr und einen Theil ihres Nackens blutlos und blüthenweiß unter dem schwarzen Haare hervor schimmern sah und ihm schien, daß man ihr ebenso wenig Ohrringe zumuthen dürfe wie einer verirrten Psyche und daß sie ebenso wenig in diese Umgebung passe.

„Man sollte ihr Nichts aufdringen", sagte er fast rauh zu Dona Libania, „und Rücksichten für sie haben . . ."

„Als ob ich nicht alle Tage mich ihretwegen genirte", grollte die wohlmeinende Mutter, „aber sie ist zu impertinent!"

Sie selber, welche anders veranlagt war, hatte jetzt den Kopf voll von Carnevalsgedanken und war sehr beschäftigt, einen Domino für sich und Phantasiecostüme für die Kleinen herzustellen; denn, sagte sie, es ist besser sich einige Unkosten zu machen, als die ganze Zeit im Hause zu sitzen oder wenn man doch auf die Straße muß, sich mit Orangen bombardieren oder noch ärger begießen zu lassen. Dagegen hätte sie sich freilich durch eine Maske und schon durch eine künstliche Papiernase schützen können, aber sie mußte einen Grund angeben, da sie nicht eingestehen wollte, daß die Mummerei ihr Spaß mache. Ueberdies konnte sie sich zu dieser Epoche einigen Luxus gestatten, denn es war Amador's beste Geschäftszeit. Daß ich erst jetzt dieses Geschäftes erwähne — Amador hielt einen Laden in der abgelegensten Straße des abgelegensten Viertels der Stadt — geschieht nicht etwa aus Vergeßlichkeit, sondern weil es sehr unbedeutend, sogar oftmals wegen gänzlichen Mangels an Kundschaft geschlossen war.

Freilich hätte die schlechte Lage allein das Gedeihen des Geschäftes nicht verhindert, denn es wohnen überall Leute, die ihre Heiligen bedürfen, und wenn sie sie nicht aus Porzellan oder Wachs erschwingen können, doch einen aus Thon oder Holz erwerben; aber Amador hatte schon zum zweiten Mal seinen Beruf verfehlt, statt eines Hôtelwirthes hätte er sein Hausknecht sein sollen und statt eines Ladeninhabers, Schuldeneintreiber oder Secretär

eines öffentlichen Bureaus, da ihm jede Grazie des Verkehrs abgeboren war. Wählte ein Client ein wenig lange, so fing er an mit den Fingern auf den Ladentisch zu trommeln, fand ein Anderer etwas an den Bildern auszusetzen, so erwiederte er kurz, er habe sie nicht gemacht, und wollte Jemand einen São João gegen einen São Pedro umtauschen, so wurde er unhöflich, ohne auf den vielleicht triftigen Grund, daß der Heilige sich unerbittlich erwiesen, die mindeste Rücksicht zu nehmen.

Sein Geschäft hätte längst fallirt wie einst das Paraîso, wenn es nicht aus zwei Ursachen davor bewahrt geblieben wäre; erstens dadurch, daß der São José als Beschützer der Liebenden immer und überall ein gangbarer Artikel blieb, der mehr einbrachte als alle übrigen Heiligen zusammen, und zweitens durch den Handel mit Wachsorangen und Bisnaguas für die Zeit des Carnevals. Besonders von den grünen mit Wasser gefüllten Früchten, dem gröberen Geschütz des Prinzen Carneval, setzte er enorme Vorräthe ab, doch auch die elegante Eau de Cologne-Spritze fand ihre Käufer. Und die Zeit des Carnevals war da; die Herolde des lustigen Herrschers wurden jetzt in der letzten Woche vor den officiellen drei Festtagen schon überall sichtbar.

Als der Consul, trotz des kleinen Vorfalls, noch an demselben Nachmittage auf seinem Wege nach dem Seitenthor einen Augenblick bei dem Häuschen anhielt, um Dona Libania's artigen Gruß zu erwiedern, überfielen die Kleinen ihn mit einem Kreuzstrahl starkduftender Essenzen, dem bald ein dichter Sprühregen aus dem Brunneneimer folgte, und da er sie haschen wollte, lachte

Libania sich fast todt darüber, wie flink und drollig sie ihm zu entwischen wußten. In der That, das Verhältniß mit dem Consul schien sich immer herzlicher zu gestalten! Dona Libania nahm sich die Freiheit ihn für den nächsten Tag zu Tische einzuladen.

Amador, welcher jetzt sehr in Anspruch genommen war, machte freilich ein etwas bestürztes Gesicht, als seine Frau ihm morgens ankündigte, daß sie den Consul zu Mittag erwarte und für die Gelegenheit einen Truthahn besorgt habe; er machte ein Gesicht, als ob er hätte sagen mögen „Aber Liebe, das paßt mir schlecht", während er in Wahrheit zu lächeln versuchte.

„Bist Du dagegen?" rief Libania gekränkt. „Wahrhaftig, Dein Widerspruchsgeist ist unerträglich. Geh, Du bist ein Spielverderber."

„Aber, liebste Libania", flehte Amador.

„Ich will nichts hören. Statt Gott zu danken, daß Du eine Frau hast, die Sachen einzurichten weiß und weiter denkt als Deine Nase geht, bringst Du sie außer sich mit Deiner Unverträglichkeit, die sprichwörtlich ist in der Stadt."

Was sollte Amador vorbringen? Die Anklage war so niederschmetternd, daß er nur noch sagte:

„Libania, wenn Du mich sprechen ließest."

„Wenn ich Dich sprechen ließe. Ist das erhört? Klingt es nicht als ob ich Dich verletzt hätte, während Du wie gewöhnlich meinen gerechtfertigtsten Wünschen Deine bornirte Obstinaz entgegen setzest."

„Laß mich nur sagen . . ."

„Nichts, gar nichts."

„Daß ich mich sehr auf den Truthahn freue, auf den Consul und was Du sonst etwa noch besorgt hast.“

„Gut, ich vergebe Dir“, sprach Libania in sanfterem Ton. „Aber nun geh, mein Männchen, laß Dir da unten die Zeit nicht lang werden. Und was das Mittagessen betrifft, so“ ... was sie ihm ferner in das Ohr flüsterte, war nur ihm verständlich.

„Greife Dich nicht zu sehr mit dem Kochen an, mein Engel“, gab der versöhnte Gatte sorgsam zurück und er schritt wie jetzt immer aus Verachtung gegen die Madama von den Cigarren durch das Seitenthor nach der Gegend seines Geschäftslocales.

Das Local hatte ein breites Thor, welches, wenn es geöffnet war, den Raum und seine Insassen genügend beleuchtete, während das einzige kleine Fenster seinem ursprünglichen Zweck in keiner Weise genügte, da es von oben bis unten dicht durch die Auslage bedeckt und verdunkelt war. Bei demselben angelangt, zog Amador eine Zeitung aus seiner Brusttasche und danach ein großes rostiges Instrument von dem Format eines Kirchenschlüssels. Nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit öffnete er das knarrende Thor. Drinnen war Alles in Ordnung, die Heiligen, die Orangen und der Rohrstuhl am Pulte, den er sofort einnahm um die Zeitung zu lesen. Es schien ein stiller Morgen zu werden. Amador hätte Zeit gehabt, das Blatt, welches mehr vakantes Papier als großgedruckte Zeilen enthielt, zu buchstabieren, als endlich ein Kunde erschien, ein strobelköpfiger Junge, dem ein unsauberes Hemd aus Weste und Aermeln steckte. Er warf einen Fünfmilreis-Schein auf den Tisch, indem er

Orangen verlangte. Geduldig bediente ihn Amador und begann das Gewünschte in einen großen Korb zu packen, den der Käufer ihm überreicht hatte. Es handelte sich um eine große Zahl und da die zerbrechliche Waare sorgsam gehandhabt werden mußte, war er genöthigt sich oft zur Erde zu bücken. Das Bücken bekam ihm im Ganzen nicht, doch wegen des guten Handels ließ er es sich nicht verdrießen. Er war beinahe fertig und der Junge, welcher ihn genau beobachtete, sah den abgezählten Haufen bis auf zwei Orangen erschöpft, als er ruhig sagte:

„Die ist schief, sie taugt nichts."

„Sie ist gerade", bemerkte Amador, doch machte er dem Kunden ein Zugeständniß, indem er hinzufügte, „meinetwegen kann ich sie umtauschen", und eine andere nahm.

„Die ist zu länglich", sagte der Junge so ernst wie ein Stock. Amador knurrte und fuhr ihn wüthend an:

„Gut, wollen Sie diese? Ja oder Nein?"

„Nein, Senhor", erwiederte der Junge frech, „ich will gar nichts und besonders will ich mich nicht grob behandeln lassen. Andere Leute nehmen mein Geld mit Vergnügen und mit Höflichkeit." Schnell raffte er den Schein vom Tische und schneller war er verschwunden.

Amador beugte sich wieder über den schadhaften, alten Korb, der unter der Last zu krachen begann. In der Laune des Vesuvs vor dem Ausbruch packte er die Orangen zurück. Aber er besiegte sich selbst, denn eine Dame des Quartiers kam ein Packet tragend umständlich und langsam durch das weitoffene Thor. Amador erkannte sie sofort, sie hatte kürzlich eine hülfreiche Gottesmutter erstanden,

um ihrem Sohn, der an einem harten Kopfe litt, eine Nachhülfe beim Studieren zu geben. Sorgfältig wickelte sie das Porzellanbild aus einem Tuch, stellte es vor Amador auf den Tisch und sagte:

„Unsere heilige Frau in Ehren, aber diese thut's nicht!"

„Wieso?" fragten Amador's Lippen und die bedenklich emporstrebenden Augenbrauen zugleich.

„Sie steht meinem Nhounhou nicht bei. Er kann keinen Vers behalten, geschweige das Französische."

„Thut mir leid, Senhora, daß Sie einen so dummen Jungen haben, dem nicht einmal die Himmlischen helfen können."

„Was sollte er nur nicht dumm sein. Ihre Bilder sind dumm. Ich will mein Geld zurück, das ist Alles."

„Singen Sie sich etwas, Senhora", schrie Amador, „ich kann die Heiligen nicht nach Portugal zurückschicken, damit sie umlernen. Packen Sie sich mit Ihrem Bilde und kommen Sie nie wieder."

„Dessen seien Sie sicher, Sie Barbar. Wer einen Laden hat, sollte zuvor Manieren haben"; damit machte sich die Dame fort; aber Amador rief ihr einige Abschiedsworte nach, die verletzend waren wie Lava und Steine.

Es blieb ihm nichts Anderes übrig als die Orangen zurück zu packen, wobei das Bücken sich fiebererregend erwies. Zu seiner Beruhigung nahm er nochmals die Zeitung durch. Niemand kam, seine Vesuvslaune stieg, die Temperatur stieg. Er wußte nicht, ob seine innere Hitze die äußere übertraf oder umgekehrt, als er endlich mit großem Geräusch das Thor abschloß und durch das öde Viertel seinen Rückweg antrat.

Bei der ersten Straßenecke hörte er etwas schwirren und fühlte auch schon den Anprall einer Orange auf seinen Rücken, über den sich eine große Kälte verbreitete; er schritt eilig weiter, aber um die Mitte des nächsten Vierecks flogen wieder zwei andere herzu, von denen die eine seinen Aermel durchnäßte, während die andere in seiner Halsbinde barst. Er selber glaubte vor Zorn zu bersten und schimpfte heftig in die sonnige Leere hinein. Die Häuser schienen verlassen, ein tödtliches Schweigen antwortete ihm allein, und da er fühlte, daß die nassen Kleider anfingen ihm eine Gänsehaut zuzuziehen, entschloß er sich eilig vorwärts zu laufen.

3.

„Amadorzinho, gut daß Du kommst", rief Libania dem Heimkehrenden entgegen, indem sie einen Augenblick die Keule über dem klirrenden Mörser schweben ließ, „brühe die Kräuter ab, willst Du? Fülle den Brodkorb mit Farinha, aber entkorke zuvor die Weinflaschen, lege die Servietten in Sternenform und . . . was dann noch ist, werden wir sehen", während der letzten Worte hatte sie wieder begonnen den Klöppel in doppeltem Tempo zu schwingen.

„Gern, meine Gute", versetzte Amador bescheiden, „laß mich nur erst meine Kleider wechseln, die durchnäßt sind. Böse Buben haben mir übel mitgespielt."

„Wie ungeschickt", bemerkte Libania, indem sie das Subject des Prädicates in Zweifel und Amador entwischen ließ.

„Ist Papa da? O, Papa, mache mir die Brennzange heiß, meine Locken sitzen nicht ein Bischen gut",

rief Rica artig bittend von ihrem Zimmer herüber, welches noch das Kinderzimmer hieß, aber Chica fiel keck ein:

„Nein, mir zuerst, meine Haare fallen herunter wie Pfeifenstiele.“ Amador war inzwischen an der Thür des Eßzimmers angekommen, wo Lola den Tisch deckte. Da sie seine Schritte hörte, bat sie ihn, ihr eine selten gebrauchte Fruchtschale mit Hülfe einer Leiter von einem hohen Borte zu reichen.

Er that das Letztere, besonders weil er sich nicht erinnern konnte, jemals von Lola in Anspruch genommen zu sein, und als Dona Libania sehr unruhig von der Küche her rief: „Lola, Lolita, wann hast Du geendet? Spute Dich, es wird Zeit, daß Du die Cocuscrême einschlägst“, blieb er ihr zur Seite und ordnete geschickt und schnell die Tafel wie einst im verlorenen Paraîso. Aber ein Zähneklappern überkam ihn und die geängstete Lola bat ihn dringend, sich mit anderen Kleidern zu versehen. So ging er denn endlich, indem er den Kleinen tröstlich zurief, sich zu gedulden.

Wenige Augenblicke später stand er in trockener Gesellschaftstoilette zu ihrer Verfügung und übte mit ernster Miene das Amt des Haarkräuslers, was Libania ihm gnädigst gestattet hatte vor ihren Aufträgen zu erledigen. Bald saßen nicht nur die Locken gut, sondern war auch in der Küche und in der Eßstube Alles geordnet, die Mehrzahl der Schüsseln schon aufgetragen — denn das Erkalten der Speisen fürchtet man im Tropenlande nicht — und die Stimmung der Hausfrau sichtlich beruhigt. Sie dachte nun auch an ihre eigene Toilette, das einzige was den festlichen Vorbereitungen noch fehlte.

Libania hatte das Mützchen abgenommen und legte die langen Flechten mit Vorsicht um den Kopf, denn leider zeigte sich inmitten des üppigen Haares eine kleine Glatze; sie plauderte jetzt freundlich.

„Siehst Du, Amadorzinho, so habe ich es mir gedacht", schloß sie die Besprechung des Ganzen, „sobald Du den Consul von vorne kommen hörst, gehst Du nach der Seite fort und holst das Eis aus der Conditorei „Zum guten Bissen", das aus der „frischen Schnecke" ist wässerig und geschmacklos, auch ist der „gute Bissen" nicht so weit entfernt. Also wenn Du gleich gehst, kannst Du in einer halben Stunde zurück sein, kommst mit dem harten Eise gerade recht zum Dessert und hast noch Zeit selber das Mittagessen nachzuholen. Ich denke der Consul wird zeitig kommen, denn Amor lockt ihn her."

„Was ist Amor?" fragte Chica, welche der Mama die Schuhbänder zuband.

„Der Truthahn", antwortete Amador gereizt, bevor seine Gemahlin sprechen konnte; denn er liebte es die Kleinen kindlich zu erhalten. Libania lachte spöttisch, aber da sie Schritte hörte, rief sie schnell:

„Horch, der Consul", und es klang ganz wie „fort, der Consul!" Amador verstand es auch; er entfernte sich still nach der Richtung der Rua do Goes, während Libania eine vierfache Perlenschnur über ihre Büste gleiten ließ und dann in voller Glorie heraus trat. Sie und die Kleinen waren heute sehr elegant in den neuen Kleidern, welche der Consul geschickt hatte.

Wie erstaunt war aber die Dame, als sie statt ihres Gastes einen ganz fremden Herrn eintreten sah, der mit

großer Höflichkeit sie auf Englisch fragte, ob sie die Dame sei, die seine Sprache verstehe, welche Anrede sie mit einem freundlichen Kopfnicken und mit der Einladung Platz zu nehmen, beantwortete. Danach entschuldigte er den Consul Thomson und überbrachte mit seinen Complimenten eine Absage. Libania, welche jetzt etwas verstanden hatte, nämlich den Namen des Consuls, zeigte sich noch leutseliger; doch der junge Mann fuhr, durch ihr Benehmen stutzig geworden, unsicher fort:

„Der Besuch der Herren Marineofficiere kam dem Herrn Consul recht ungelegen, aber er konnte nicht umhin sie einzuladen. Er bedauert sehr, nicht kommen zu können.“

„Ja, man hat Ihnen recht gesagt, er wird gleich hier sein“, erwiederte Dona Libania heiter; — sie sprach nur „Brasilianisch“, nicht „Portugiesisch“, wie sie gelegentlich sagte — „Setzen Sie sich, Senhor, Sie werden ihn sprechen können, bevor wir essen.“ Endlich fügte der Herr sich ihrer verstärkten Handbewegung und sie selber nahm einen Stuhl vor ihm ein.

„Wir haben ein kleines freundschaftliches Mittagessen und nur den Consul zu Gaste“, sagte sie, nach der besetzten Tafel deutend.

„Sieben Herren speisen mit dem Herrn Consul und zwar im Hôtel dos Viageantes“, bemerkte der Fremde.

Da sich noch immer Niemand blicken ließ, ward Libania unruhig; sie erhob sich um hinaus zu sehen und gab ihm dadurch den Weg frei.

„Es thut mir leid, daß der Consul uns warten läßt, mein Herr“, sagte sie. Der Engländer, welcher schnell

aufgesprungen war, sah sich suchend um und schob sich mit dem Hute in der Hand gegen die Thür. Aber sie trat ihm energisch in den Weg, indem sie betheuerte:

„Er muß jeden Augenblick hier sein; bleiben Sie ohne Zwang." Und somit war er wieder eingeschlossen. Danach kamen die Kleinen wie zwei Püppchen herein, guckten ihn sehr verwundert an und kicherten und lachten untereinander, während der Engländer seine Schuhspitzen musterte. Als er wieder aufsah, trat Lola in die Thür; sie trug den Hauptpfeiler des Festes, den dampfenden Truthahn, auf einer großen Schüssel nach dem Tische und nickte nur leise mit dem Kopfe, da er sich tief und respectvoll verneigte. Ihre Vermittlung ward sogleich von Libania in Anspruch genommen, der erst jetzt einfiel, daß der unruhige Besucher vielleicht nicht auf den Consul gewartet hatte. Und so war es; er wiederholte ihrer Tochter seine Bestellung, welche diese leider nur zu gut verstand und übersetzte. Ueber Dona Libania's Gesicht glitt eine Art von Erstarrung. Der Consul hatte abgesagt; das war ein Carnevalsschabernack allerärgster Art und vier Tage vor der Zeit. Die getäuschte Gastgeberin stieß einen großen Seufzer aus, während der Engländer mit Lola weiter sprach, als ob er nur deswegen gekommen sei. Still prüfte ihn Dona Libania. Er war ein wohlgekleideter, junger Mann mit einem guten, etwas lächerlich rothen Gesicht, — denn sehr blühende Farben fallen im Süden besonders bei Männern auf — wenn man ihn halten konnte, war der Prunk des Mahles nicht ganz verschwendet. Also sie lud ihn ein oder ließ ihn vielmehr durch Lola einladen, nachdem sie auch noch erfahren,

daß er Mr. Jackson, der neue Secretär des Consuls sei. Mr. Jackson, welcher sich verpflichtet fühlen mochte, das Consulat nicht ohne Vertretung zu lassen, sah noch einmal die schöne Lola an und ließ sich dann gehorsam von Dona Libania zu Tische führen. Zur Unterhaltung konnte er freilich das Wenigste beitragen, da er ausschließlich auf Lola angewiesen war, bis die Hausfrau auf den Einfall kam, ihm verschiedene Gegenstände zu bezeichnen mit der Frage, wie man sie auf Englisch nenne. Die Wörter klangen ihr dann so barbarisch und komisch, daß sie erstaunt mit dem Kopfe schüttelte und die Lippen zusammen zog, um ihn nicht durch ein spöttisches Lächeln zu beleidigen.

An dem Mahl war nichts auszusetzen und der Wein, welchen der Consul geschickt hatte, erwies sich als vortrefflich. Dona Libania's Stimmung hob sich wieder so weit, daß sie dem Abwesenden einen Toast widmete, wobei sie sein herbes Geschick beklagte, gerade heute von den Officieren des englischen Kriegsschiffes gekapert zu sein. Oben am Tische sitzend, legte sie selber Alles vor, und um ihrem Gaste die gebührende Ehre zu erweisen, packte sie ihm die größten Portionen auf, von denen Lola ihn von Zeit zu Zeit durch andere Teller befreite. Auch heute sprach Lola wenig, doch belebte ihr Gesicht sich mehr als gewöhnlich, da sie als Dolmetscherin gezwungen war der Unterhaltung zu folgen, die wie ein dramatisirter Lexicon-Auszug von „A" bis „Z" ein weites Gebiet zu erschöpfen hatte.

Reichlich früh erschien Amador mit dem Eise. Wunderbarerweise schien ihm allein die Verwechselung des Gastes keinen Eindruck zu machen, ja er bezeigte sich sogar artiger

gegen den Stellvertreter als oft gegen den Consul, setzte sich bescheiden neben seine Gattin und nickte den Kleinen zu, die an Süßigkeiten nippten.

„Was sitzen denn die Kleinen und essen wieder nicht?" bemerkte er, „gieb ihnen etwas Fleisch, meine Liebe."

„Sie essen doch nichts", erwiederte Libania, aber sie führte das große Messer gegen den Truthahn, während Chica einfiel:

„Ich gebe nichts um Amor und Rica auch nicht; wenn es sein muß, wollen wir einen Flügel."

„Siehst Du nun endlich ein, wie thöricht Deine Erziehungsmanie ist?" flüsterte Libania vorwurfsvoll. „Es ist ein Glück, daß die Engländer nichts verstehen, wenn sie hierher kommen, sonst wären die Kleinen blamirt mit ihrer dummen Unschuld."

„Thut nichts, mir sind sie recht so", brummte Amador, der sich in dem einen Punkte, der Erziehung der Kleinen, etwas Autorität zu bewahren gewußt hatte, die er eifersüchtig hütete. Er aß wenig, trank aber viel und schnell; als Libania ihm von dem Eise aufdringen wollte, ward er beinahe unehrerbietig gegen sie, ein unerhörter Fall, den sie erst am nächsten Morgen begriff, denn er bedurfte einer ganz besonderen Erklärung. Sie ließ sich indessen die Festfreude nicht verderben.

Mr. Jackson gefiel ihr immer besser; er zerbrach Mandeln für die Kleinen, theilte eine Orange mit Lola und vernachlässigte weder sie noch ihr Glas. Ungeduldig blinzelten die Kleinen über ihre leeren Teller nach der Mutter, die ihnen endlich erlaubte, den Tisch zu verlassen. Daß sie Schelmenstreiche auszuüben dachten, ver-

muthete sie wohl und war daher gar nicht überrascht, als sie bald blitzendes Wasser durch die Fenster spritzten und Alle, besonders den Gast herzhaft tauften. Das war bei der herrschenden Jahreszeit unumgänglich, und Mr. Jackson fand sich für einen Neuling mit vielem Anstand darein; er lachte fröhlich wie ein Kind, was den reizbaren Hausherrn sehr für ihn einnahm.

Während der Kaffee gereicht ward, von dem Amador zwei Tassen niederstürzte, ohne wärmer zu werden, saßen die ermüdeten Kleinen draußen unter den Heliotrops.

„Chica", sagte Rica, „hast Du es auch manchmal so?"

„Wie denn?"

„Solche Sehnsucht nach dem Jardim publico?"

„Ja", sagte Chica, „wir wollen hin", und richtete von Neuem ihr Geschoß auf Mr. Jackson, der diesesmal aufschrie, denn er hatte ätzendes Riechwasser in die Augen bekommen.

„Thut es weh, Senhor Jeque, so muß es gekühlt werden", rief Rica und warf einen recht artigen Wasserstrahl nach. Das feuerte Chica an, risch, rasch sandte sie eine Flucht über die Tafel, Libania warf den Inhalt der Karaffe hinaus, und es war bald ein Kreischen, ein Jauchzen und Schreien, daß sogar Mr. Jackson sich angesteckt fühlte und aus einem Wasserglase auf die Kleinen losspritzte, die ihn wegen seiner Ungefährlichkeit auslachten. Die Tafel war schnell aufgehoben, da Dona Libania mit ihrem Gaste heraustrat.

Während Lola die Speisen abtrug und leise in der Küche zu wirthschaften begann, saß Amador niedergeschlagen im Zimmer und that als ob er die Zeitung —

also zum dritten Male — lese, um zu verbergen, wie unlustig er für Alles war. Als aber Dona Libania bald herein kam und sagte, daß sie den Kleinen einen Spaziergang versprochen habe, daß Senhor Jeque sich anschließen wolle und daß er die Führung übernehmen möge, versetzte er mit einer unbegreiflichen Selbständigkeit:

„Geht nur, geht . . . mir ist kalt und unwohl.“

„Du hast Dich geärgert, daß der Consul ausblieb“, meinte Libania nach einigem Besinnen. „Lege Dich schlafen und es wird vorüber gehen. Wenn Du willst, soll Lola Dir einen Thee von Orangenblättern bereiten, der macht warm und schützt gegen Fieber.“

Nachdem sie draußen der geschäftigen Lola seine Pflege empfohlen hatte, ging Libania mit Mr. Jackson und den Kleinen fort. Amador trank gehorsam die Arzenei, setzte aber mit zitternder Hand den Becher nieder und fand kaum die Kraft sein Lager aufzusuchen . . . . . .

. . . .

Im Jardim publico war Concert und Feuerwerk und Thaupracht und Sternenpracht, wie sie nur der glanzvolle Süden beut. Um die Gipfel der höchsten Bäume, um Büsche, Blumen und Gräser, um die Wasserfälle und Springbrunnen huschten siebenfarbige Strahlen und streuten Diamanten auf die feuchte Erde; farbige Lämpchen bezeichneten im Rasen die Umrisse der Blumenbeete, über die sich von oben ein Meer von Gaslicht ergoß; dichte Gruppen von Dracenen und Coniferen lagen düster um die reizenden Silhouetten der leicht emporstrebenden Pavillons, zu denen versteckte Felstreppen führen; sich spiegelnd in der lichten Fläche der Teiche glänzten Maracujalauben

und Grotten im hellsten Schein, wie geschützt von den majestätischen Felsen, welche sich in nächster Nähe dräuend aufthürmen, wo nicht uralter Wald seine feierlichen Schatten bis an die Umfriedigung des Parkes ausbreitet. Palmenrauschen, schüchternes Knistern der Nadelstauden und leises Plätschern des Meeres mischte sich dann und wann in die Musik, welche voll und rauschend, aber wie in leiser Verstimmung erscholl. Schöne Frauen gingen und saßen überall, strahlend in dem Bewußtsein der Bewunderung ihrer Begleiter. Fächer und Lorgnetten tändelten in steter Bewegung.

Die englischen Officiere, mit denen der Consul jetzt einen Spaziergang durch den Garten machte, waren geblendet von dem feenhaften Eindruck des Ganzen und behaupteten, unter den Damen keine einzige häßliche gesehen zu haben. Lächelnd hörte es der Consul, indem er sich der Zeit erinnerte, da er genau dasselbe mit der gleichen Begeisterung ausgesprochen hatte, und er wunderte sich darüber, wie gleichgültig ihm heute die bunte Gesellschaft war. Als er aber jetzt unweit der lebensgroßen Porzellangruppe Paul's und Virginien's auf dem lauschigsten Eckplätzchen am Teiche seine Freunde vom Hofe erkannte, schlug er einen Weg ein, der über eine sogenannte Naturbrücke dahin führte, um sie im Vorbeigehen zu begrüßen. Daß sein Ausbleiben Dona Libania verstimmt hatte, wußte er nur zu wohl, wenn sein Gewissen ihm auch nicht verschwieg, wie lieb es ihm selber gewesen war, dem etwas verfänglichen Gastmahl zu entgehen. Sie kamen in einem ungünstigen Augenblick nach der Brücke. Viele Personen drängten sich dort einem heran=

kommenden Maskenzuge entgegen. Da der Consul weder zu den Neugierigen gehörte, noch Lust hatte mit den Masken in die Enge zu kommen, stand er unwillkürlich still und sah sich im nächsten Augenblick von den Herren getrennt, welche die Brücke passirten, während neue Gestalten an ihm vorüber eilten. Er trat unter einen Baum, um Schutz zu suchen, bis der Menschenstrom sich etwas verlaufen haben würde, in welchem er aus geringer Entfernung Larven und Gesichter kaum unterschied. Beide interessirten ihn gleich wenig.

Er begriff nicht, wie wunderbar beredt ihm heute Abend die Sterne waren und warum er so oft daran denken mußte, daß sie auch den Garten des Landsitzes erhellten, wo Elisa Monroe wohl noch lustwandelte. Ach, warum erinnerte ihn Alles an die Eine, die er doch ganz und gar vergessen wollte?

Das Gedränge auf der Brücke dauerte fort, und da der Consul seine Gäste nicht ganz verlieren durfte, ging er vorwärts, sich seinen Träumen entreißend; aber sie wollten nicht weichen, sie wurden so lebhaft, daß er sich einbildete, die Heldin derselben in dem Haufen vor sich wahr und wirklich auftauchen zu sehen. Wandelte dort nicht unter dem grauen Filzhütchen, das er so wohl kannte, die hohe, schlanke Gestalt, deren Maß keine der inländischen Damen erreichte, mit dem Schritt, der nur ihr eigen war? Der Consul hatte sich tapfer Raum geschafft und sie fast eingeholt. War das nicht ihr schlichtes, silbergraues Kleid und der kleine Sammtdolman, den der helle Federbesatz kenntlich machte, waren es nicht ihre kurzen, blonden Löckchen, die sich unter dem undurchdring=

lichen Schleier hervorstahlen, welcher ihr nicht nur das Gesicht, sondern auch Hals und Nacken verbarg? Ja, sie war es, die sehr leise zu dem Herrn sprach, an dessen Arm sie ging und der kein Anderer war als Mr. Lonsdale, der Verhaßte. Ueber diese letzte Entdeckung blieb dem Consul kein Zweifel, trotz des Anscheins einer Mummerei, die den jungen Mann fast noch kenntlicher machte, denn sein langer, röthlicher Backenbart sah förmlich provoquant unter einer schwarzen Perrücke hervor und die riesige grüne Brille machte sein zartgefärbtes ausländisches Gesicht nur um so auffallender. Ueberdies trug er noch das elegante Jagdcostüm, in dem er neulich neben seinem Onkel und seiner Cousine auf das Land geritten war.

Dem Consul stand der Athem still, er hätte seinen Nebenbuhler fordern, er hätte Elisa Monroe, wegen eines Benehmens, das ihm gefühllos oder mindestens tactlos erschien, mit Vorwürfen überhäufen mögen, aber im nächsten Augenblick sagte ihm sein Gerechtigkeitsgefühl, daß der junge Mann ihm gegenüber ganz schuldlos und daß die Dame während der achttägigen Frist frei sei, den Carneval zu feiern, wie es ihr beliebte. Aber „emancipirt" blieb es immerhin, daß sie mitten im Gewühl der Masken, eine Cigarette — o, eine Cigarette in der Hand, augenscheinlich recht lustig und vertraulich mit dem Cavalier zu Zweien allein durch den Garten streifte. Wahrlich, sie bethätigte den Ausspruch über sich selbst und sogar in recht bedenklicher Weise! „Was es ihn angehe", fragte sich der Consul selbstironisch, aber im nächsten Augenblick redete er Mr. Lonsdale an:

„Ist es erlaubt, einige Worte mit Ihrer Dame zu wechseln?“ seine Stimme hatte unsicher geklungen.

„Meinetwegen“, sagte der junge Mann mit der ganzen Unbekümmertheit seiner zwanzig Jahre, „wenn sie Ihnen welche herausgeben will“, und er schob an seiner Brille und zupfte an seinem Barte in geckenhafter Weise, wenigstens schien es dem Consul so.

„Verzeihen Sie ... ich glaubte Sie in Villa Colon“, stammelte der Consul unsicher, da das verhüllte Haupt sich ihm zuwandte, „ich bin ... sehr überrascht.“ Die Dame machte nur eine kleine ängstliche Geberde, während Mr. Lonsdale spöttisch erwiederte:

„Meine Dame scheint ebenfalls überrascht. Da sie vor der großen Mittheilung verstummt, werde ich den Wortwechsel übernehmen müssen und Ihnen mit gleicher Münze zurück zahlen ... Verzeihen Sie, ich glaubte Sie in Villa Colon. Wollen Sie, daß ich noch großmüthig hinzufüge, Sie wurden dort in den letzten Tagen schmerzlich vermißt.“ Die Worte klangen dem Consul unverschämt; seine Augen sprühten zornig auf, doch gelang es ihm nach einiger Anstrengung leise und in ruhigem Ton zu erwiedern:

„Sir, ich werde Ihnen morgen die Frage stellen lassen, was wir sonst etwa noch zu wechseln haben.“

„Hoffentlich nicht die Dame“, sagte der Andere ebenso leise, aber spöttischer als zuvor. Die Verschleierte, welche dennoch dem Gespräche gefolgt war, flüsterte, sich fester an ihren Begleiter schmiegend:

„Um Gotteswillen, Consul Thomson, seien Sie ruhig und verschwiegen.“ Der Consul fuhr zurück vor dem

Ernst der Betonung ihrer Worte und erwiederte gemessen:

„Miß Monroe, Sie werden mich keiner Indiscretion fähig halten.“

„Nein“, flüsterte die Dame, „und keiner feindlichen Absicht gegen meinen Beschützer ... versprechen Sie mir das Letztere“, sie hob das Gesicht zu ihm auf und streckte bittend ihre rechte Hand aus, wobei er an dem Gelenk über derselben den schlichten Goldreif bemerkte, den Elisa Monroe stets zu tragen pflegte. Nach einigem Zaudern ergriff er die Hand.

„Sir“, ließ Mr. Lonsdale sich jetzt höflicher vernehmen, „wir werden Ihnen später Anderes erklären, für heute wissen Sie nur, daß wir uns heimlich von Villa Colon entfernt haben, um einige Stunden zwanglosen Alleinseins zu verleben. Sollten Sie nach Villa Colon kommen, wo man Sie täglich erwartet, so erinnern Sie sich daran, daß es dort heißt, Miß Monroe habe sich wegen Migraine auf ihr Zimmer zurückgezogen. Wenn der Onkel unsere Carnevalstour erfährt, trifft uns sein Zorn ... Wir rechnen also auf Sie.“

„Geben Sie Ihr Wort“, flehte die Dame und reichte ihm nochmals ihre Hand, welche die seine mit festem Druck umklammerte. Dann hob sie den Finger an den Mund und das Paar wandte ihm den Rücken.

Der Consul stand noch auf demselben Fleck, als gleich darauf die Officiere zurückkamen, um ihn aufzusuchen. Der Neckerei, daß er sich wegen eines Rendez-vous von ihnen entfernt habe, setzte er ein lautes Lachen entgegen, ein Lachen, welches ihm Thränen in die Augen trieb.

Das Heer der Sterne und die Lichterfluth um ihn her schien sich plötzlich zu verdunkeln, aber bah! — er weinte nicht. Ihm war nur zu Sinn wie einem Bildhauer, dem sein liebstes Werk, die Verkörperung seiner höchsten, heiligsten Begeisterung, zerschmettert vor die Füße rollt. Er hätte es ja nicht zu besitzen brauchen, wenn es nur seinen Träumen erhalten geblieben wäre, wenn er nur daran hätte glauben können!

Vorwärts ging er über die Trümmer mit seinen fröhlichen Gästen.

4.

„Das war der Padrinho", sagte Chica, als der Consul achtlos an dem Eckplätzchen vorbei geschritten war, „ich möchte, wir spazierten ein wenig nach der großen Fontaine um ihm zu begegnen."

„Geh, Du bist ein unartiges Mädchen", grollte Libania, „bleib wo ich bin und kümmere Dich nicht um Andere. Rica verlangt nie nach der großen Fontaine zu gehen . . . Senhor Jeque, wie heißt Fächer auf Englisch?"

„Unglaublich!" Das genannte Wort kam ihr zu komisch vor. Es war eine merkwürdige Welt . . . sie hatte viel mehr Geld ausgegeben als vernünftig war, um den Consul einzufangen, und hier ging er ohne ein Wort, ohne einen Gruß an ihr vorüber und hier saß sie mit einem wildfremden Engländer, der nichts verstand — sie glaubte nicht einmal ihre Verstimmung — der ihr Kühltrank anbot und selber davon genoß und schwieg und mit den einfältigen Kleinen lachte, die sich wundervoll amüsirten,

während ihr fast schwindlig war vor Aerger; und dabei sprühten die Racketen, krachten die Bomben, die Masken wogten auf und nieder und die Musik tönte immerfort in derselben leisen Verstimmung, welche sie erst jetzt empfand.

Und der Consul, der Consul war vorüber!

Libania's philosophische Betrachtungen sollten durch eine schlimmere Erfahrung unterbrochen werden. Allerlei Possen treibend, näherte ein Bajazzo sich ihr, entfernte sich und kam nach einiger Zeit mit einem Doppelgänger seines komischen Selbst zurück, der dreister als der Erste sie anredete:

„Gevatterin, sind diese nicht die Töchter des Vaters der Geschminkten?"

„Pack Dich fort", klang die Antwort.

„Nach Eurer Artigkeit zu rechnen, seid Ihr vermuthlich die Gemahlin des genannten Herrn?"

„Unverschämter", sagte Libania ... „Senhor Jeque!" Wohl hatte der Engländer sich erhoben, aber da die Reden mit großer Heiterkeit vorgebracht waren, begriff er die Situation so wenig, daß er weiter nichts äußerte als eine sehr höfliche Frage und in der unmöglichsten Sprache.

„Gevatterin, ist Senhor Jeque ein Vetter der Geschminkten? Er sieht so aus. Wahrhaftig, man könnte seine sehr künstliche Maske für ein Gesicht halten. Aber wo weilt er denn selber, der stolze Vater der Geschminkten? Wie konnte er die kostbare Waare dieser taubstummen Maske anvertrauen, welche nicht im Stande ist, sie zu schützen. Laßt Euch rathen, Gevatterin, wir sind zwei hübsche Bajazze, gebt uns Jedem eine von Euren

Töchtern, damit wir sie fern von Eurem verdrießlichen Gesicht nach der großen Fontaine führen."

„Führe Affen spazieren, damit Du unter Deines Gleichen bist", versetzte Libania, bedeutete Senhor Jeque ihr den Arm zu geben und den Mädchen ihnen vorauszugehen. Aber die Bajazze blieben zu jeder Seite der Kleinen, trieben ihre Possen weiter und flüsterten ihnen Dinge zu, die sie ebenso wenig verstanden wie das Englisch ihres Beschützers. Aber geängstigt waren sie doch und von Herzen dankbar, als ein gütiges Geschick ihnen die Ritter von den Rosen entgegenführte, die rechtzeitig wie in einer Novelle, wo Alles klappt — und doch leider selten wie jetzt in der Wirklichkeit — zur Stelle waren, um den Bedrängten auf das Liebenswürdigste zu Hülfe zu kommen. Auch Libania fühlte sich erleichtert, Leute um sich zu haben, die „Etwas verstanden" sie selber und ihren Zorn, dem sie endlich Worte leihen konnte. Aber die Freude währte nur so lang, bis die Bajazze, welche geschwind fortgelaufen waren, plötzlich wieder erschienen und laut ausriefen:

„Der Umzug der Geschminkten, seht die Geschminkten!" Das wirkte vernichtend auf Dona Libania. Um alle Tapferkeit gebracht, bat sie die Herren ihr fortzuhelfen, so schnell ein Wagen aufzutreiben sei.

„Und wenn keiner da ist und die Unverschämten folgen uns", wandte Maneco ein, „so sind Sie auf dem Wege nicht besser daran als hier. Ich schlage vor, daß Sie sich zu unseren Eltern begeben, welche dort unter der Platane ihren Sitz haben und unseren Wagen abwarten, der für die Rückfahrt bestellt ist."

Was konnte Libania besseres thun als ihm folgen? Senhor Jeque und die Mädchen gingen von selber nach und Alle fanden sich bald in einem höchst angenehmen Kreise aufgenommen; denn die jungen Leute waren die Söhne eines vornehmen Kaufmanns, der mit seiner Frau und Tochter von einigen guten Freunden umgeben die Freuden des Abends unter der Platane genoß, an deren Schattenkreis die Bajazze sich nicht heran wagten. Von den Ereignissen überwältigt, zeigte Libania sich zu ihrem Vortheile etwas schweigsamer als sonst, und machte so einen günstigen Eindruck, während die Kleinen alle Herzen einnahmen durch ihre unschuldige Fröhlichkeit und sich schnell mit der Schwester ihrer Ritter befreundeten, die ihnen wohl an Bildung überlegen war, aber doch nicht so niedlich wie sie. Ohne sich zu schmeicheln, bemerkte Libania es schweigend und sie sah wieder, daß die Kleinen Glück machten.

Man lud sie endlich zum nächsten Abend in das Haus des Kaufmanns, wo in dieser lustigen Carnevalszeit oft getanzt ward, und die strahlende Mutter erlaubte, daß sie zeitig abgeholt werden sollten, ohne im Geringsten an Amador oder irgend etwas zu denken. Sie hatte in der That die Ereignisse des Tages so völlig vergessen, daß sie fast erschrak, als in einem Augenblicke, da sie ihr Taschentuch fortgleiten ließ, ein Schatten schnell empor tauchte, der es aufhob und ihr artig überreichte, daß sie fast erschrak vor dem fremden Gesicht, welches sie doch wieder halb bekannt ansah; — sie hatte auch den Engländer vergessen.

„Senhor Jeque", fragte sie dann, um ihm eine Güte zu thun, „wie heißt Taschentuch auf Englisch?"

„Handkerchief.“

Aber dieses Wort in so guter Laune zu hören, brachte Libania endlich aus der Fassung. Sie lachte hell heraus wie eine von ihren Kleinen und sagte freundlich:

„O, o, es ist zu drollig; es klingt wie ein Niesen.“

. . . .

Inzwischen hatte der Consul versucht in Gesellschaft der Officiere einen heiteren Abend zu verleben, aber da es ihm nicht gelang in Stimmung zu kommen, sich zeitig aus dem Clubhause fortgemacht. Unter den Sternen, die ihm nichts mehr zu sagen hatten, wandelte er dann auf einem sehr weiten Umwege dem Paraîso zu; er mochte weder dort bleiben, noch hier ankommen, noch gefiel es ihm auf den Straßen, welche zu schmücken man nächtlicher Weise beschäftigt war, denn nach zweimal vierundzwanzig Stunden bis zum Sonntage mußten Laub und Blumengewinde, Bambuszweige, Fahnen und Gasflammen ohne Zahl in geschmackvoller Weise geordnet sein, um die Stadt für die drei Hauptcarnevalstage und Nächte in einen Feenpalast zu verwandeln.

Groll und Liebe, Schmerz und Zorn bewegten ihm mächtig die Seele, aber ich will es nicht unternehmen seine Gefühle zu schildern, denn dazu bedürfte ich einer dunkleren Tinte und einer großartigeren Feder als die, welche diese lustige Carnevalsgeschichte in veilchenblauer Färbung malt, noch will ich allen seinen Gedanken folgen, aber einige der letzteren waren etwa diese:

„Trödel, erbärmlicher Trödel“ (das galt den Carnevalsvorbereitungen) — „wenn ich es bedenke, paßt sie für den Fant noch weniger als für mich; sie muß mehrere

Jahre älter sein als er. Wer weiß ob ich es nicht hätte verhindern können, wenn ich früher gesprochen hätte? Meine Scheu mußte ihr lächerlich erscheinen ... war es auch. Aber welches Benehmen! Es ist unbegreiflich, daß sie so, wie soll ich es denn sagen, mit ihrer Vergangenheit brechen konnte ... Alle Häuser still, wie früh die Leute schließen ... Hm, die Madama ist noch auf dem Platze, unverwüstlich, zart und zäh wie 'ne Molluske. ... Ob sie mich wirklich in Villa Colon erwarteten? Nonsens! ... Wie schnell der Kerl in die Höhe klettert und die Guirlanden von einem Pfahl zum anderen wirft; er muß Uebung haben ... Aber, mein Gott, wenn sie es dennoch nicht gewesen wäre (hier gingen seine Gedanken in einer Hochfluth von Gefühlen unter), o, das Glück wäre nicht auszudenken! ... Es ist eigentlich unmöglich, daß sie, sie selber ... die Cigarette spricht völlig dagegen. Man hat Fälle gehabt, wo durch Aehnlichkeiten größere Täuschungen verursacht wurden; es war doch immerhin der Schleier da! ... Nein, nein, sie ist es nicht gewesen!"

Genau mit dieser Reflexion zusammen fiel die Erscheinung eines kleinen Gigs, welches über die Praça herrollend seinen Cours nach einer höher liegenden Parallelstraße, der Rua do Goes, nahm. Sobald es der Consul gewahrte, kehrte er auf seinem Wege in die ebengenannte Straße zurück, um demselben nicht entgegen zu gehen, verharrte aber im Schatten des Eckhauses, bei dem das Gefährt vorbei kommen mußte. Schon erkannte er den von der Perrücke und Brille befreiten Mr. Lonsdale, welcher den Kutschersitz inne hatte, und bald mußte auch

in der winzigen Muschel die Dame sichtbar werden. Aber das elegante Klappern der Räder und der hurtigen kleinen Ponyhufe verstummte, das Wäglein hielt an. Mr. Lonsdale sprang herab, warf die Zügel hinein und begab sich in die Tabagie; er kam schnell zurück mit einem Packet, welches er den Händen reichte, die ihm jetzt die Zügel wiedergaben. Ohne sich zu regen stand der Consul, seiner Sache gewiß, — denn sie hätte nie vor der Bude gehalten — das Gig erwartend, welches sich wieder in Bewegung setzte und ihm dann in geringer Entfernung vorüberpassirte. Er sah deutlich das unverschleierte Gesicht im Wagen — und er erkannte Elisa Monroe.

Unglücklich wie nur je ein in seinen liebsten Hoffnungen Betrogener stürzte der Consul die Rua do Goes hinunter und wieder herauf, und da er die dunkele Wölbung des Thorweges gähnen sah, erinnerte er sich daran, daß er hatte nach Hause gehen wollen, und indem er eintrat und weiter ging, erinnerte er sich ferner daran, daß er Elisa Monroe schon beim Empfang ihres Briefes aufgegeben habe und daß er ein Thor sei, einer Dame, die ihn gar nichts angehe, ihre Lebensfreuden, inclusive das Rauchen von Cigaretten zu mißgönnen. Doch war es ihm als ob er noch immer auf Scherben wandele, obgleich sein sicherer Schritt laut durch den Thorweg hallte. In dem Hofe war es still und dunkel; nur ein schwacher Lichtstrahl flimmerte über die Heliotrops, welche betäubend weithin durch die Nachtluft dufteten. Ihm fiel das gestörte Fest seiner Freunde ein und seine eigene Zufriedenheit demselben entgangen zu sein, ein Gefühl, welches er jetzt Treulosigkeit gegen die guten Leute nannte; er hatte

sich nicht zu weit mit ihnen einlassen wollen aus Rücksicht gegen Andere, um die sich unbewußt sein ganzes inneres Leben gewunden hatte und die ihn fallen ließen, ohne ihn vielleicht nur eines Bedauerns werth zu halten.

Der kleine abgeschlossene Bereich, welchen er immer langsamer durchschritt, erinnerte ihn an sein Heimathstädtchen im fernen Deutschland. Wie lange war es her, seit ihn die weinende Mutter von sich ziehen ließ! Er hatte sie nicht wieder gesehen, aber ihr Segen war bei ihm geblieben, und nun, da sie vielleicht aus einer besseren Welt auf ihn hernieder sah, nun, in demselben Augenblick, da er in seiner Laufbahn erreicht hatte was es für ihn zu erreichen gab, übermannte ihn im Schiffbruch seiner Ideale die Verarmung des Herzens und er sah die Zukunft wie eine Niete vor sich liegen. „Zu spät" rief es in ihm, aber wie versengend durchzuckte ihn noch einmal in herbstlicher Gluth die große zärtliche Neigung, welche er nur diesem einen Mädchen gewidmet hatte, und ein bitteres Gefühl seines eigenen Werthes überschlich ihn mit dem Bewußtsein das wahre Lebensglück verloren zu haben.

Er wußte, daß er keine Ruhe finden würde, und ihm graute vor der Einsamkeit seines Zimmers; er sah sich selbst deutlich darin, heute, morgen und für eine weite Zukunft als einen einsamen Mann, den „Senhor Padrinho" der ganzen Stadt. Der Consul, welcher bei Amador's Hause angelangt war, stampfte plötzlich heftig mit dem Fuße, daß die Fliese unter ihm erdröhnte; der Schmerz, welcher ihn eben noch gefoltert hatte, verwandelte sich in Groll über den Namen; er wollte es nicht mehr dulden, das verhaßte „Senhor Padrinho!"

„Senhor Padrinho, Senhor Padrinho", klang es jetzt in sanften, herzbewegenden Tönen an seiner Seite, eine helle, zitternde Gestalt drängte sich an ihn, zwei große, dunkele Augen suchten flehend die seinigen und eine weiche, kleine Hand legte sich auf seinen Arm; der unsichere Lichtschein, welcher über die feuchten Heliotrops höher aufstrahlte, beleuchtete das schönste, blasse Mädchengesicht. „Jesus, Maria und allen Heiligen sei Dank, daß Sie kommen, ich sterbe vor Angst. Ich habe am Fenster gestanden und Gott gebeten, daß er mir einen Engel senden möge, und da kommen Sie. O, helfen Sie, helfen Sie!"

Niemals hatte eine Bitte um Hülfe lieblicher geklungen als die Worte, welche lind wie Himmelszähren auf tausendfach gefurchten Grund in seine Seele fielen; ein tiefes Mitleid ergriff ihn, wie es ein Vater fühlen mag, dem in dem Augenblicke, da er mit der Verzweiflung ringt, ein verletztes Kind entgegen fliegt mit dem Rufe „rette mich." Noch wußte er nicht, was die schöne Lola bewegte, aber er wußte sie im Widerspruch mit ihrer Umgebung, er hätte das reine, unschuldige Wesen, welches sich hülfsbedürftig an ihn schmiegte, in seine Arme ziehen und ihr zurufen mögen, „die Welt, die Dir weh that, ist schlecht und elend und mangelhaft, bleibe bei mir, ich will Dich schützen; ich verstehe Dein Leid, sie hat mich ja selber in das Herz getroffen." Der Druck der kleinen Hand, die seinen Arm in rührender Schwäche umklammerte, schien sein Weh zu brechen. Ihm blieb nur noch das Gefühl ihr beistehen zu wollen.

„Dona Lola", rief der Consul bewegt, „was ist Ihnen, Dona Lola?" Aber es war kein eigenes Leid,

welches sie so mächtig aus ihrer Ruhe geschreckt hatte. Hastig drängte sie den Consul in das Haus und weiter in das Zimmer. Dasselbe war matt durch ein Lämpchen beleuchtet, welches, an dem Thürpfosten hängend, zugleich den anstoßenden Alkoven erhellte. Ein Blick in den letzteren belehrte ihn über den Gegenstand ihrer Sorge. Amador lag dort bleich mit verstörten Zügen, ein Bild des Leidens.

„Mein Stiefvater ist sterbend", flüsterte Lola, „und ich bin allein im Hause. Es muß ein Arzt gerufen werden; ich wagte nicht fort zu gehen. O, helfen Sie! Er liegt jetzt ganz starr . . . Horch, da spricht er wieder."

Ein Ton, halb Ruf, halb Stöhnen drang aus der Kammer. Das Mädchen flog hinein.

„Was willst Du, Papa, ich bin es, die Lola, kennst Du mich?" rief sie angstvoll. Aber der kranke Mann im Bette sah sie verwirrt mit glühenden Augen an und begann heftig zu phantasieren von lauter Kampf und Streit, den er zu bestehen hatte, von einem Truthahn, von Engländern, von einer Million Orangen, die er nicht verpacken könne, von Eis und Feuer und Wasser. Der Consul mußte sogleich erkennen, daß Amador an einem heftigen Fieberanfall litt und daß ärztliche Hülfe von der dringendsten Nothwendigkeit sei; eilig ging er in das Hôtel, sandte seinen Diener zum Arzt und begab sich nach dem Häuschen zurück.

Durch das offene Fenster sah er wie Lola dem Kranken Compressen auf den Kopf zu legen suchte, die derselbe wüthend fortschleuderte, und wie sie ängstlich aus der Kammer wich und im Zimmer auf einen Stuhl nieder=

sank. Dort lag sie weinend als der Consul eintrat. Dieser ging zu dem Kranken und blieb neben ihm, indem er ihm selber unter freundlichem Zureden die nassen Tücher aufnöthigte.

„Weg damit“, rief Amador schnell aber doch verständlich, „ich habe mich mit Wasser in Brand gesteckt, weg mit dem Engländer, er ist mir zu hoch. Ich will die Kleinen nicht geben, über die Kleinen bestimme ich. Warum gehen Sie über die Praça? Weg, weg!“

Drinnen saß Lola und schluchzte. Neben ihr auf der Stuhllehne taumelte der Arara im Halbschlafe zu einer Kugel aufgepludert, und krächzte tröstlich leise ihre Seufzer nach, bis er wach darüber wurde, sich auseinander schüttelte, auf ihren Stuhl schwang und in seiner ganzen farbenreichen Pracht gegen ihre bleiche Wange lehnte. Es war ein reizendes Bild. Als der Consul sah wie die unvernünftige Creatur mit ihr weiter klagte, hielt es ihn nicht länger in der Kammer, er kam sie zu trösten, ihr Gutes von dem Erscheinen des Arztes zu versprechen und was ihm sonst noch einfiel. Aber sie achtete seiner Worte kaum.

„Ach“, rief sie schmerzlich, „wenn er stirbt, ist es meine Schuld, er war durchnäßt, als ich ihn bat mir eine Schale zu reichen, und um mir zu helfen blieb er in den nassen Kleidern. O, o“ . . .

Die Angst um den Kranken hatte sie völlig verändert; statt ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung und Schweigsamkeit zeigte sie ihm Vertrauen, sprach und klagte sich aus, indem sie ihn fortgesetzt „Senhor Padrinho“ nannte. So ungewohnt es ihm von ihren Lippen kam, so bezaubernd

klang es ihm. Alles was ihm an Beredsamkeit zu Gebote stand wandte er auf; als sie aber dennoch in ihrem Kummer verharrte, riß ihn das Mitleid so hin, daß er den Arm um sie legte und das weinende Mädchen an sich zog. Lola wich zurück, den Arara von seinem Platze verdrängend, der die Flügel breit über ihr auseinander schlug. An der Hausthür wurden Stimmen laut.

„Lola, Lolita", klang diejenige Libania's bald in der Nähe, „zieh mir die Schuhe aus. O, welch ein Abend, welch ein Tag!"

„Fassen Sie sich, Dona Libania", sagte der Consul in der Annahme, daß sie bereits von dem Unglück unterrichtet sei, „es wird besser stehen als uns scheint. Der Doctor muß gleich hier sein."

„Der Doctor", schrie Libania, „wer ist denn krank? . . . O, Amador, mein Amadorzinho, lasse die Compressen liegen", bat sie in richtiger Erkenntniß der Lage. Aber, ach, er willfahrte nicht einmal ihr, es mußte schlecht um ihn stehen!

Der Doctor, welcher endlich kam, konnte das nur bestätigen, Senhor Amador war an einem bösen, hitzigen Fieber erkrankt, doch verschwieg er der Familie in wie hohem Grade lebensgefährlich; der erfahrene Mann verschrieb zwei Weinflaschen voll Medizin, eine Schachtel mit Pulvern von der Größe eines Handschuhkastens und natürliches Eis in Mengen, versprach am nächsten Morgen wieder vorsehen, doch ebenfalls noch in der Nacht kommen zu wollen, wenn man ihn nach einer Verschlimmerung des Zustandes rufen lassen werde, und entzog sich der allgemeinen Betrübniß. Während Alle weinten,

begann Lola sich von Neuem anzuklagen, wonach Rica selbstquälerisch ausrief:

„O, wir waren so lustig, während der arme Papa sterben konnte. Wie schlecht von uns!"

„Sehr schlecht", schluchzte die kleine rebellische Chica, welche sonst niemals ein Unrecht eingestehen wollte. Da gewann Libania ihre Fassung wieder:

„Kinder", sprach sie ernst, „Eure Reden sind thöricht. Seht auf Eure Mutter, welche im Augenblick der Gefahr nicht verzagt, weil sie sich bewußt ist, stets ihre Pflicht gethan zu haben, und nehmt Euch ein Beispiel an ihr; lebt einträchtig mit Euren Angehörigen, damit Ihr ein ruhiges Gewissen habt, wenn sorgenvolle Tage kommen. Die Kleinen können schlafen gehen, während Lola bleibt um mir beizustehen. Betet Alle für die Genesung des lieben Papa's."

Da der Consul nicht zu den Entlassenen gehörte, oder vielmehr, weil ihn der Arzt von der wahren Sachlage in Kenntniß gesetzt hatte, blieb er den bekümmerten Frauen nahe. Während Amador in schrecklichen Phantasien rasete, beaufsichtigte er die Bereitung der Eisumschläge, welche seinem Diener übertragen war, beobachtete die Zeit, wann die Arzeneien zu geben waren, tröstete auch nach Kräften und ging erst gegen morgen fort, da der Kranke sichtlich ruhiger geworden war.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes begab der Consul sich zu gewohnter Stunde auf sein Bureau. Mr. Jackson, den er schon an seinem Posten fand und von dem Unglück in Kenntniß setzte, theilte dem Vorgesetzten mit, daß er während des deutsch-französischen Krieges als

freiwilliger Krankenpfleger thätig gewesen und daß er gerne bereit sei, der Familie seine Dienste zu widmen. Der Consul gestattete ihm dieses sofort zu thun, indem er ihn vorläufig seiner amtlichen Verpflichtungen entband.

„Mr. Jackson", sagte er und sah noch einmal von der Schwelle des Zimmers nach seinem Secretär zurück, „Dona Lola steht vor dem Eintritt in ein Kloster. Ich weiß, daß Sie als ein Mann von Grundsätzen auf den Gemüthszustand der jungen Dame die größte Rücksicht nehmen werden."

„Sie dürfen sich darauf verlassen, Sir", versetzte Mr. Jackson mit einer tiefen Verbeugung, und sein hübsches offenes Gesicht glänzte vor innerer Zufriedenheit, denn er freute sich der Samariterpflichten; Mr. Jackson war ein frommer Pfarrerssohn, der sich sein lebelang für Sonntagsschulen und Heidenmission abgemüht hatte, ein Freund hungeriger Vögel zur Winterzeit und ebenso heiter und sorglos wie sie selber. Während er aber Schreibzeug und Federn eiligst zusammen packte, dachte der Consul bei sich selber:

„Und wenn man sie dennoch der Welt erhalten könnte, welch eine schöne Frau Consulin würde die Lola sein und wie von Herzen gut sie ist!"

In seinem Zimmer angekommen, sah er sich in dem Spiegel, und als von ungefähr sein Blick auf das durchbohrte Nadelkissenherz fiel, zog er den goldenen Dolch heraus und befestigte ihn an seinem Halstuch. Ohne die tiefe Wunde zu beachten, welche in der störrigen Seide zurückgeblieben war, prüfte er mit gleicher Neugier die Wirkung der kostbaren Steine des Schmuckgegenstandes

und den Widerschein seiner Person in dem offenen Glase und wandte sich endlich unmuthig seufzend ab. Der Consul hatte nur die Mängel wahrgenommen; er kam sich vor wie Jemand, dem es bestimmt war, leer auszugehen am Tische des Lebens. Ihn erfaßte wie mit einer Regung von Trotz die Sehnsucht nach seinem Theil am irdischen Glück. Nie hatte er tiefer den Werth desselben empfunden, und wie weh sein Herz auch that, er wollte Alles überwinden um es zu erreichen; er wollte nicht bis an das Ende gehen als der „Senhor Padrinho" einer höchst zufriedenen Pathen- und Gevatternwelt.

5.

„Also, Gott sei Dank, es ist besser", rief Libania am dritten Morgen nach der plötzlich so heftig aufgetretenen Erkrankung Amador's, dem Consul entgegen, „es ist besser, und doch spricht dieser unartige Mann mir von Sterben . . . Ich will Nichts davon hören, Amador, aber wenn es wirklich eintreten sollte, so kann ich mir sagen, ich habe das Meinige gethan und kann mich ruhig an das Fenster setzen und Dir nachsehen, wenn Du fortgehst."

„Das kannst Du", sagte Amador wehmüthig lächelnd, „wir waren immer einig", und er wandte sein abgezehrtes Gesicht, auf dem trotz der Verheerung des Fiebers der Ausdruck eines stillen Glückes lag, der Gattin zu, die ihm einen Theelöffel gezuckerter Fleischgeleé reichte.

„Ja, und was ich sagen wollte . . . nimm noch ein Löffelchen voll, Amador . . . wenn es wirklich eintreten sollte, Du weißt, ich habe immer Deinen Willen gethan,

und es ist besser, daß ich Dich frage, wo soll ich den Sarg kaufen? Meinst Du nicht auch, ich nehme ihn im „seligen Engel"?"

„Gewiß", stimmte Amador bei, „nimm ihn im „seligen Engel."

„So, jetzt ist es genug", sagte Libania, indem zwei kleine Thränen über ihre runden Wangen perlten. „Ich will Alles thun was Du sagst, aber jetzt sollst Du mir auch gehorchen und bald besser werden, Du eigensinniger Mann. Glaubst Du wohl, daß ich so sprechen würde, wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß es gar nichts auf sich hat?" Amador sah den Consul triumphierend an und sagte:

„Das ist eine Frau, wie sie Wenigen beschieden ist!"

Nebenan im Wohnzimmer erschienen jetzt die Kleinen mit dem süßesten Ausdruck erlöster Bekümmerniß auf ihren Gesichtern; voll Dank gegen den Himmel, wandten sie ihre Gedanken wieder der Erde zu. Nach einigem Widerstreben hatte Amador erlaubt, daß sie der Mutter ihrer Ritter, welche zweimal vergeblich nach ihnen geschickt hatte, einen Besuch machen durften, aber tanzen wollten sie keinenfalls. Fast mit Neid hatte der Consul in den letzten Tagen entdeckt, welch ein beliebter Mann der unbedeutende, gallsüchtige, kleine Verlierer des Paraîso in seiner Familie war. Wahre Wunder von Pflege hatten die Frauen unter Mr. Jackson's Beistand verrichtet, und wenn er, wie oft geschehen, dazu gekommen war, hatten die Kleinen ihn umdrängt und sich so jammervoll an ihn geschmiegt, daß ihm selber das Herz bang geworden und er ihre Sorge aufrichtig getheilt hatte. Lola hatte sich

fern von ihm gehalten. Da er sie heute gar nicht sah, fragte er nach ihr.

„Das gute Kind ist nach dem Laden gegangen", fiel Libania vom Alkoven aus den Kleinen in die Antwort. „Senhor Jeque begleitet sie und eine alte Nachbarin wird ihr dort Gesellschaft leisten. Nun die Gefahr vorüber ist, mußten wir an das Geschäft denken." Obschon der Consul nichts dagegen einwenden konnte, gefiel ihm die Mittheilung nicht, doch hoffte er, daß Mr. Jackson das Mädchen nicht aus den Augen lassen werde, da er die feindlichen Anschläge gegen die Familie kannte. Bald ging er fort.

Und des Consuls Vermuthung war richtig gewesen. Gegen Abend kamen die zwei jungen Leute zusammen zurück. Eine große Kundschaft hatte sich eingestellt und die alte Nachbarin sich still unter die Heiligen gesetzt, sodaß Mr. Jackson Lola nicht hatte verlassen können. Die Resultate des Geschäftes übertrafen alle Erwartungen.

Da an diesem Abend das Fieber ausblieb, war Amador's Heilung gesichert und es herrschte große Freude in dem Häuschen. Alle saßen um sein Bett, Lola erzählte von der unbegreiflichen Lebhaftigkeit des Geschäftsverkehrs und die Kleinen von der Chacara ihrer neuen Freunde; sie hatten nicht geglaubt, daß es so schöne Häuser gebe und waren noch mehr erstaunt über die Aufmerksamkeit, welche ihnen, trotz ihrer Einfachheit, dort erzeigt worden war. Amador knurrte etwas von ungleichen Freundschaften, die Verdruß brächten.

„Wenn das auf den Consul geht", rief Libania pathetisch aus, „so bist Du undankbar, er ist unser Lebens=

retter und er ist ein himmlischer Mann!“ Doch die Aeußerung schien Amador zu reizen, denn er versetzte etwas bissig:

„Wer wird denn immer gleich an den Consul denken? Ich meine ungleiche Freundschaften überhaupt.“ Libania überzeugte ihn bald eines Besseren, und ehe die Kleinen Gutenacht sagten, hatte er erlaubt, daß sie den Fastnachtsball in der Chacara mitmachen dürften.

„Es ist merkwürdig“, sagte Libania, als sie mit Amador allein geblieben war, „Alles was uns Schlimmes widerfährt, wendet sich auf irgend eine Art zu unseren Gunsten, sogar diese böse Krankheit wird ein Glück für unsere Kasse; denn ich wette, daß die artige Verkäuferin manchen Kunden anzog. Und wie zufrieden können wir sein, daß man unsere Jüngsten in einer solchen Familie — sie unterdrückte die bezüglichen Prädicate — ich sage, daß man sie in einer solchen Familie gern sieht.“

„Das kommt von der Erziehung“, bemerkte Amador.

„Nein“, widersprach Libania, „es kommt von der Niedlichkeit. Ich spreche aus Erfahrung. Wahrlich, manche Töchter sind von ihrer Mutter nur das Unterfutter, aber m e i n e sehen mir ähnlich. Und wie reizend werden ihnen die Federcostüme stehen.“

„F e d e r c o s t ü m e ? . . . F e d e r c o s t ü m e!!“

„Nun ja, sie werden bei den Alvero's eine Indianerquadrille tanzen, wozu die Damen einen Federpanzer über weißen Mullröckchen tragen.“

„Dann will ich von der ganzen Geschichte nichts wissen“, fuhr Amador hitzig auf.

„Amadorzinho, das ist ja nicht Dein Ernst.“

. . . „Nein . . . Aber Federcostüme gebe ich nicht zu . . . Erstens haben sie etwas Wildes, zweitens sind sie feuergefährlich und drittens . . .“

„Ist das Costüm der Kinder meine Sache. Rege Dich nicht unnöthig auf . . . Ei, es ist bald neun Uhr und Du mußt vor dem Einschlafen noch Medizin und Pulver nehmen.“

„Gieb nur Beides“, krächzte Amador, denn er fühlte, daß seine Schwäche sich in Müdigkeit aufzulösen begann.

Vermuthlich in Folge dieser energischen Anwendung von Heilmitteln hatte Amador eine vortreffliche Nacht. Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag, was der aufmerksame Leser weiß, aber wegen der bekannten schönen Leserin, die aus allerlei Gründen zerstreut ist, erwähnt werden muß — überraschte er seine Familie mit der Bitte um seine Stiefel und der Erklärung, daß er nach dem Laden wolle, welches nicht nur allgemeinen Widerspruch hervorrief, sondern Libania's heimlichen Befehl seine sämmtliche Fußbekleidung zu verstecken.

„Geh, Amador“, sagte sie in der stark theatralischen Redeweise, die sie sich seit seiner Krankheit angewöhnt hatte, „Du bleibst im Bette, bis Dich der Doctor entlassen hat. Wenn nachher etwas passirt, will ich ohne Tadel dastehen; ich will mir sagen können, „Libania, Du hast nichts versäumt, Libania, Du hast . . .“

„Laß nur“, fiel Amador gerührt ein, „ich weiß daß Du es gut meinst. Aber die Stiefel, gebe mir Jemand die Stiefel! . . . Lola wird heute zu Hause bleiben, darauf bestehe ich.“

„Und warum sollte sie nicht mit Mr. Jeque gehen?"

„Weil er nicht zu haben ist. Er muß früh in die Sonntagsschule, dann in die Predigt, kommt zum Essen heim, geht wieder in die Sonntagsschule, nimmt seinen Thee zu Hause und begiebt sich in die Abendpredigt, welche bis sieben Uhr dauert, das weiß ich genau."

„Bequemer würde es für ihn sein den Tag über da zu bleiben", meinte Libania, „aber es ist klar, daß wir nicht auf ihn rechnen dürfen . . . Wer weiß, ob nicht der Consul selbst die Lola begleiten würde. Er ist nur ein Engländer aus Deutschland und nicht so versessen auf die heidnische Religion."

„Mutter", sagte Lola vorwurfsvoll, „sie sind Christen, nur daß sie nicht wie wir die Jungfrau verehren und nicht die Heiligen."

„Mich freut's, daß sie doch den Herrgott in England haben", erwiederte Libania besänftigt, „aber alle Heiligen . . . wer kommt denn da?"

Libania durfte wohl so fragen, denn zum ersten Male betrat der Consul in der kleidsamen dunkelblauen mit reicher Goldstickerei verzierten Uniform, den Galadegen an der Seite und den dreieckigen Hut in der Hand, mit einem fast zu ausspruchsvollen Glanze ihr bescheidenes Häuschen, aber eine leichte Verlegenheit ließ sein feines Gesicht, aus dem die treuherzigen Augen seine Freunde fast schelmisch ansahen, nicht weniger einnehmend erscheinen und tönte den großen Eindruck ab. In der That seine alte Schüchternheit belästigte ihn heute wieder arg; er erröthete recht linkisch, als Libania endlich Worte fand und voll Begeisterung fortfuhr:

„Alle Heiligen helfen mir, wie schön der Herr Consul sind!" und als auch ihre Töchter es bestätigten. Aber ein leises Mißtrauensvotum drang vom Bette aus verloren durch die Lobreden und der Consul wandte sich dem Kranken zu mit der Frage nach seinem Ergehen, worauf er alles Bemerkenswerthe von den verweigerten Stiefeln bis zu der Geschäftsverlegenheit erfuhr. Sein Vorschlag den Laden geschlossen zu lassen ward gänzlich abgewiesen, weil noch heute die Orangen verkauft sein müßten. So bot er endlich Lola einen Platz in seinem Wagen an, der ihn nach der Kirche bringen sollte; er wollte früher fahren und ihretwegen den Umweg machen.

Unter der lebhaften Einwilligung Libania's verhallte der leise Widerspruch, welchen Lola zu erheben suchte, und eine halbe Stunde später stieg das Mädchen wie verabredet worden, um Aufsehen zu vermeiden, am Seitenthor schnell und verstohlen in den Wagen. Libania, welche dort mit ihr gewartet hatte, sah ihr entzückt nach und sagte bei sich selber:

„Wahrlich, dieses geht über die Wirklichkeit! Wie der Consul heraussah und wie die Lola hineinstieg, glich es einer Entführungsscene in einem ausländischen Roman. Alle die schönsten und längsten Geschichten, welche ich im Feuilleton des Diario gelesen habe, sind nichts dagegen. O, ich hoffe, dies wird ein guter Tag für meine Lola."

Während ihre Gedanken der Tochter folgten, saß diese ziemlich befangen auf dem Rücksitz der großen Kutsche, ihr gegenüber der Consul, welcher zuerst bemerkte, wie reizend ihr das schwarze Spitzentuch stehe, das, ihren Kopf und ihre Schultern einhüllend, ihr das Ansehen

einer jungen Büßerin gab, und er seufzte bei der Erinnerung an das Kloster. Wie schade würde es sein, soviel Schönheit hinter seinen düsteren Mauern verschwinden zu sehen! Mit einem Gemisch von Bewunderung und Bedauern betrachtete er sie so zerstreut und doch wieder so aufmerksam, daß es Lola verwirrte. Da er ihre Unruhe bemerkte, wandte er seine Blicke von ihrem Gesichte ab und schalt sich selbst, als sie wieder an dem elfenhaften Füßchen hängen blieben, welches zierlich über dem Plüschfond des Wagens schwebte.

„Wissen Sie, daß Sie eine kleine Sünderin sind, eine Sabbathschänderin?" begann er freundlich, um dem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen, „Mr. Jackson wird ein Grauen vor Ihrem Thun haben."

„Leider kann ich es nicht ändern", erwiederte sie einfach, „aber ich werde Mittwoch beichten . . . Wäre es in England eine große Sünde?"

„Ohne Zweifel. Hat Mr. Jackson Ihnen das nicht gestern gesagt?"

„Nein, wir haben nur von den Orangen gesprochen."

„Mr. Jackson ist ein braver Bursche", sagte der Consul warm und ebenso stimmte Lola ihm bei:

„Er ist sehr gut für den lieben Papa und für uns Alle." Aber der Consul versank in ein kleines Nachdenken, während dessen sie durch einige Nebenstraßen in eine der prachtvoll geschmückten Hauptstraßen gelangt waren. Wie auf einem Triumphwege fuhren sie unter einem anmuthig verschlungenen Laubdache langsam dahin; Blätter und Blumen glänzten noch frisch im Morgenthau, tausende von Fahnen flatterten in grellen Farben

durch die sonnenverklärte Luft. Schüchterne Anfänge der Maskenscherze und Maskenfreiheiten zeigten sich in einer anmuthigen Fröhlichkeit, die noch nichts von dem wilden Treiben des Tages an sich hatte. Wasserstrahlen erhoben sich nur dann und wann in bescheidenem Umfange. Noch drückte die decente Morgenstunde dem Ganzen einen fast feierlichen Stempel auf.

Lola betrachtete Alles mit neugierigen, unbekümmerten Blicken; nur zuweilen, wenn ein Narr es gar zu komisch trieb, verzog sie ein wenig die rosigen Lippen, daß ihre Perlenzähne blendend hervorschimmerten. Als einer derselben an den Wagen trat und ihr Kußhände hineinwarf, ließ sie den Schleier tiefer über ihr Gesicht fallen, indem sie leise ausrief:

„Welche Thorheit!“ Trotz seiner sonstigen Verachtung des Carnevals, nahm der Consul sich dieses Narren an und sagte eifrig:

„Zürnen Sie nicht, Dona Lola, Mancher stolziert heute in einer geschmacklosen Verkleidung und Mancher scherzt mit ärmlichem Witze, aber was thut es, wenn er sich nur seines Daseins und seiner Mitmenschen freut?“

Der Narr, welcher in großen Sprüngen dem Wagen nachgelaufen kam, näherte sich nochmals dem Schlage, um dem Mädchen einen Blumenstrauß zuzuwerfen. Sie nahm ihn dankend auf.

„Sehen Sie, die Thorheit kann auch Rosen streuen.“

Wie sonderbar, daß er diese Worte mit einer gewissen Erregung gesprochen hatte. Lola sah ihn beunruhigt an und sie schwiegen beide eine Weile. Was stimmte ihn

nur so ernst in demselben Augenblicke, da er der Thorheit das Wort redete?

Bald kam dem Wagen in seltsamen, meist dürftigen Verkleidungen eine Schaar singender Kinder entgegen, die nach dem Tacte ihres Liedes hüpften, während ein großer Negerjunge, welcher ihnen als Beschützer beigegeben sein mochte, in komischer Nachahmung eines alten, gichtgeplagten Mannes verdrießlich und zänkisch auf einem Krückstocke an ihrer Seite hinkte. Der Junge trug — augenscheinlich in der Rolle des stadtbekannten Stuhlsetzers — eine Copie des historischen hellblauen Fracks mit gelben Knöpfen und auf dem Kopfe eine kurzhaarige weiße Perrücke; seine possierliche Art die Bewegungen des Alten wiederzugeben, erregte ebenso wie der Reigen der Kinder großen Beifall. Der Consul ließ den Wagen halten, um die Gruppe vorüber passiren zu lassen. Als der Junge aber sah, wie aufmerksam er ihn betrachtete, warf er den Stock hin, kletterte mit der Geschwindigkeit des Blitzes an dem Wagen auf und rief:

„Eine Gabe für den alten Domingo!“ Der Consul verweigerte sie nicht, und als danach alle Kinder bittend ihre Hände ausstreckten, warf er Geld unter sie. Es war drollig, wie Jedes dem Andern die Münze wegzuraffen suchte, und wer eine erwischt hatte, fröhlich sein „Gott bezahl' es“ „Gott bezahl' es“ ausrief, welches endlich im Chor hinter dem fortrollenden Wagen her tönte.

„Das war hübsch“, sagte Lola treuherzig, „Kinder sind so lieb, nicht wahr?“ Der Consul nickte. Aber sein Gesicht ward wieder ernst; er war in einer seltsamen Laune. Dunkle Wolken lagerten über seinen Augen, die

doch wärmer und sonniger leuchteten, als sie es je an ihm gesehen hatte; sie wünschte ihn zerstreuen zu können.

„Leider müssen wir diese Straße bald verlassen", sprach er in seinen scherzenden Ton zurückfallend, „wenn wir wirklich nach dem Laden wollen, Dona Lola."

„Nun gewiß", versetzte Lola unbefangen, aber sie drückte sich ein wenig fester in die Wagenecke, als er fast ausgelassen fortfuhr:

„Hätten Sie nicht Lust mit mir in den Wald zu fahren und weiter über die Fluren, am Meere hin, der blauen Ferne nach, die wie ein reizvolles Geheimniß uns immer weiter lockt, indem sie vor uns flieht? ... Ach, Dona Lola, Sie wissen ja gar nicht, wie groß und schön die Erde ist."

„Doch", antwortete Lola, „wie groß sie ist, das wußte ich schon in der zweiten Classe, sammt den Breitegraden; — die von der Länge sind schwieriger. Und in den Wald ging ich oft mit den Kindern und den Schwestern; da spielten wir Haschen und Plätzchen wechseln."

„Es ist wohl ein Leben wie im Himmel da unten?" fragte der Consul.

„O nein, wir haben auch Strafen, wenn die Kinder schwatzhaft sind, oder flatterhaft, oder lügenhaft, oder boshaft."

„Ja, da wird es wohl ernsthaft", bemerkte der Consul lachend.

„Sie müssen bis zu zwei Stunden knieen; auch giebt es den Hut der Faulheit, die Zunge der Schwatzhaften und Anderes." Da Lola plötzlich gesprächig ward, forschte der Consul weiter nach dem Kloster und hörte viel In=

teressantes. Bei einer Erzählung von einer großen Feuersbrunst, welche dort beinahe ausgebrochen wäre, und von der Geistesgegenwart der Senhora Priora bei dieser Gelegenheit, von ihrem energischen Wesen überhaupt und von ihrer imponirenden Art sehr ausdrucksvoll durch eine große runde Hornbrille zu blicken, gesticulirten ihre Hände so allerliebst, daß der Consul unwillkürlich die linke, welche ihm ganz nahe kam, gefangen nahm. Plötzlich hielt Lola inne, zog schnell die Hand zurück und sagte kindlich:

„Ei, was schwatze ich denn? Ich bitte um Verzeihung, Senhor Padrinho.“

Es war ihm leid, daß sie dann verstummte. Er hatte ihr gerne zugehört, und sie noch lieber angesehen, wie sie so lieblich und unschuldsvoll mit großen glänzenden Augen geplaudert hatte. Nun der gewöhnliche weiche Ernst sich wieder über ihr Gesicht verbreitete, welcher demselben einen so eigenthümlichen Reiz verlieh und sie viel reifer erscheinen ließ, wunderte er sich bei sich selber, sie geistig so wenig entwickelt gefunden zu haben. Doch es schien begreiflich, daß in der Abgeschiedenheit des Klosterlebens und in der beschränkten Häuslichkeit, wo Dona Libania allein redete, ihr Gesichtskreis eng geblieben war. Wohlerzogen und gut unterrichtet, war sie jeder Bildung zugänglich, ein feines unbeschriebenes Blatt, eine Rose des Feldes, welche der Veredlung harrte.

Sie hatten jetzt die Hauptstraße gegen das armselige Seitenviertel vertauscht, welches dem Consul nicht unbekannt war, da der Weg nach Villa Colon dasselbe kreuzte. Hier über dem entsetzlichen Pflaster verschwand auch die

Carnevalsdecoration; der Wagen verlor das hübsche gleichmäßige Tempo und schwankte zwischen den solitären Granitblöcken wie ein Schiff auf rauher See. Lola flog den Bewegungen des Wagens nach, bald rechts, bald links und dann wieder nach vorn, bis sie ganz roth und verwirrt sich in den Seitengurt hängte und schaukeln ließ; sie sah bezaubernd aus, schmiegsam und zierlich waren ihre Bewegungen voll unbewußter Grazie.

„Dona Lola", begann der Consul wieder, „wissen Sie, warum ich so oft an den Hof komme?"

„Weil . . . nun es ist sehr herablassend."

„Wenn ich sagte, ich käme Ihretwegen, was würden Sie denken?"

„Daß Sie Spaß machten, wie es sich heute gehört", erwiederte sie lachend. Doch der Consul blieb ernst und sagte nach einer Pause eindringlich:

„Giebt es etwas, das Sie aus der Welt in das Kloster hinüber nehmen möchten?"

„Nein, ich mag nichts geschenkt", sagte sie schnell, „und muß Alles hinter mir lassen . . . sonst hätte ich den Arara gern, er würde mich an die Meinigen erinnern", setzte sie mit feuchten Augen hinzu, „an das Haus und an die Freunde."

„Sie thaten das Gelübde nicht", fuhr der Consul noch eindringlicher fort. „Wenn es einen einsamen, verschmähten Mann gäbe, dem Sie mit Ihrer Hand den Glauben an Liebe und Leben wiederschenken könnten, wäre das nicht ebenso gottgefällig wie der Weg in das Kloster?" Seine Frage beklemmte sie augenscheinlich, doch antwortete sie nach einigem Zaudern ruhig und klar:

„Nein, dazu fänden sich Andere. Für das Kloster sind Wenige berufen.“

„Und wenn er die Anderen nicht möchte, sondern nur Sie.“

„O, was quälen Sie mich? Es wird keiner sein ... und wie könnten Sie davon wissen?“

„Wenn er mir nun sehr nahe stände“, sprach der Consul bewegt, „wenn ich ihn gut kennte, fast wie mich selbst ... Dona Lola, es hat ihm Jemand auf das Herz getreten und er bedarf eines guten, treuherzigen, kleinen Geschöpfes wie Sie, um das vergessen und sich wieder aufrichten zu können ... Ich habe Mitleid mit ihm, denn sein Schicksal und das meinige sind ähnlich, sehr ähnlich.“

Das war außer dem Brief, den der Consul an Elisa Monroe geschrieben, der erste Antrag, welchen er einem Mädchen machte, und eigentlich war es doch keiner, aber was den Worten fehlte, stand deutlich auf seinem Gesicht zu lesen. Nur die einfältige kleine Lola begriff es nicht, obgleich ihre Wangen erglühten.

„Senhor Padrinho“, sagte sie vertraulich, „das ist wieder Spaß, ein so vornehmer, schöner Mann wie Sie wird nirgends abgewiesen.“ Dann sah sie zum Wagenfenster hinaus, bis ihr Gesicht blaß und still geworden war und sich wieder zu ihm wendend, sagte sie mit treuherzigem Ernst:

„Wenn mich wirklich Einer von Ihres Gleichen wollte, so wäre es aus Laune oder aus Trotz gegen eine Andere und nimmer zum Glück. Er würde denken, daß ich ihn trösten könnte, aber es wäre nicht so ... ich würde nicht

verstehen was seine Seele erfüllt und mein Geschwätz würde ihm wenig gefallen. Zuerst würden seine Gedanken mich verlassen und dann er selber . . . ich würde ihm gleichgültig werden und es dauerte nicht lange, da schämte er sich meiner."

„Nein, nein", rief der Consul warm, „er würde Sie immer hoch halten, denn er schätzt Sie um Ihrer selbst willen; er hat Sie lieb gewonnen, seit er Sie so zärtlich und aufopfernd mit den Ihrigen gesehen. Ihre Frömmigkeit und Ihre Güte haben es ihm angethan. Er ist schüchterner als Sie glauben und gab Ihnen deshalb nicht schon früher zu erkennen, welch innigen Antheil er an Ihnen nimmt."

„Um Gotteswillen", rief das Mädchen mit einem wundervollen Aufleuchten des Auges, „es ist Mr. Jackson!"

Und da sie das unbesonnene Wort gesprochen hatte, überflammte eine helle Röthe ihr reizendes Gesicht, an dem eine Thräne schnell herabfloß. Der Consul seufzte.

Da war es das thörichte Irrlicht der launischen Liebe, das plötzlich aufspringt, unerklärlich, unfaßlich, das, von Vielen bezweifelt, Manche vom Wege verlockt, und Anderen zu Rosenhainen leuchtet, ein Theil des unermeßlichen Sonnenheerdes, dessen Strahlen millionenfältig verkörpert, ohne ein Atom zu verlieren von Form zu Form sich wandelnd und wogend, das Erdenleben verklären, das Licht, welches über Myrten und Lorbeern glüht, das Rosen wachküßt und die Spitzen dunkler Cypressen vergoldet . . . und endlich Nachts verloren über Gräber hüpft; da war es in einem reinen Funken, den er selber mit dem Stahl des Wortes aus dem Schnee geschlagen hatte und der ihn

blendete. Mit starrer Bewunderung sah er das Mädchen an — die kleine Lola hatte recht gehabt, seine Gedanken verließen sie schon —; er malte sich aus, wie ihn ein anderes Gesicht in diesem Schein beseligt haben würde.

Der Wagen, welcher inzwischen die schlimmsten Zufälle bekommen hatte, wackelte plötzlich mit einem großen Stoße nach links, während ein anderer ebenfalls geschlossener Wagen vorüber fuhr; demselben folgten bald zwei Reiter, Mr. Lonsdale und ein junger Bursche in einem knappen Pagenanzug aus schwarzem Sammt, auf dem blonden Lockenhaar ein schwarzes Barett mit langer Feder. Das Gesicht hatte die Züge Elisa Monroe's.

Ohne wieder zu sprechen fuhren der Consul und Lola weiter. Er war sehr bleich geworden und mußte es aufgegeben haben, ihr seine Werbung verständlicher zu machen. In kurzer Zeit erreichten sie ihr Ziel. Lola verließ den Wagen, welcher dann nicht ohne Schwierigkeit seine Wendung auf dem ungünstigen Terrain machte und die Richtung nach der Kirche einschlug. Doch Lola stand noch an der Seite der Nachbarin vor dem Laden und grüßte: „Adeus, Senhor Padrinho!“ da er vorüber fuhr.

„Senhor Padrinho“, summte es noch eine Weile vor seinen Ohren.

In der Kirche fand er die Gemeinde schon versammelt, Orgel und Gesang klangen ihm wunderbar feierlich. Ziemlich spät, während der Pfarrer das Treiben des Carnevals einer ernsten Kritik unterzog, erschienen die Monroes in ihrer Loge. Der Consul vermied dahin zu sehen.

Nach beendigtem Gottesdienste winkte er Mr. Jackson ein wenig abseits, um ihn womöglich zu Lola's Beistand

zu entsenden. Dieser konnte den schwierigen Gewissensfall, ob er heute in einen Laden gehen dürfe, nicht mit sich selber abmachen und bat den Consul um seine Ansicht. Nachdenklich sah ihn der Consul an, als ob er etwas ganz Neues in dem erregten Gesichte des Zweiflers entdeckt habe, und sagte dann sehr gütig:

„Junger Mann, Sie können das Vaterland nicht mit in die Fremde nehmen. Ihre Ehre dürfen Sie sich nirgend und nimmer abhanden kommen lassen, aber im Uebrigen trinken Sie in China Thee und in Brasilien Kaffee, finden sich in Manches und heute auch ein Mal in den Orangenhandel. Das ist meine Ansicht.“ Mr. Jackson willigte ein.

Es überraschte den Consul, daß er sich seitwärts anreden hörte und Mr. Monroe neben sich erblickte. Er grüßte ehrerbietig. Mit entblößtem Haupt stand er vor dem alten, weißhaarigen Mann, der ihm Vorwürfe machte seine Freunde in Villa Colon vernachlässigt zu haben und ihn dringend einlud in den nächsten Tagen dahin zu kommen, wo sie bis zum Aschermittwoch bleiben würden, oder lieber noch heute mit ihnen hinaus zu fahren. Elisa Monroe ging in eleganter Damentoilette mit ihrer Tante an ihm vorüber; sie erröthete wie er selber, als sie sich förmlich begrüßten. Es war der achte Tag und sie wußte wohl, daß er sich auf eine gewisse Frage keine Antwort holen werde. Mr. Lonsdale, der ihr entgegen kam, führte sie an den Wagen. Hätte der Consul nicht so eilig seinen Rückweg angetreten, sondern es über sich gewinnen können, dem mehr als je geliebten Mädchen einen Blick nachzuwerfen, so würde er sich gewundert haben, den jungen

Pagen wieder auftauchen zu sehen, der eine räthselhafte Aehnlichkeit mit Elisa Monroe hatte. Uns selber bleibt es unerklärlich, daß sie drinnen saß, während er dem Wagen zu Pferde folgte; aber Räthsel gehören zum Carneval.

Als Mr. Jackson athemlos von zu schnellem Lauf in den Laden trat, war Lola sehr gerührt; am meisten darüber, daß er für sie sündigen wollte. Aber sie gab es nicht zu, sondern bannte ihn mit seinem Gebetbuch in ein Eckchen neben die alte Nachbarin und bediente hurtig die Kunden allein, während er nichts thun konnte als ihr zusehen. Nicht einmal zu beschützen brauchte er sie, da sich auch heute keinerlei Feinde sehen ließen; Hader und Streit schienen vor der holdseligen Verkäuferin zurück zu weichen.

Als allmählich das Geschäft stiller ward, fingen sie an sich mit einander zu unterhalten, aber nicht wie gestern über die Orangen, sondern sie sprachen von der Heiligung des Sonntages und von ihren verschiedenen Bekenntnissen, und da es ihnen Beiden ernst damit war und sie in der wahren Frömmigkeit des Herzens übereinstimmten, verständigten sie sich gut.

So kam der Abend. Alle Wachsorangen waren ausverkauft und nur noch die Heiligen auf Lager; sie standen stumm, während die jungen Leute leise mit einander plauderten, um die schlummernde Nachbarin nicht zu stören. Es konnte nicht schaden, denn die Sãos Josés waren ausverkauft und somit blieb die Liebe von ihren Gesprächen ausgeschlossen. Als sie sich aber endlich daran erinnerten, daß es Zeit sei die Alte zu wecken, um al=

seitig aufzubrechen und als diese schnell empor fuhr, sah sie erstaunt das schöne Mädchen an und sagte beim Abschied:

„Es war wohl ein guter Tag heute?“

„Ja“, antwortete Lola.

6.

Es war Montag und das festliche Treiben, welches sich durch keine nächtliche Pause beruhigt hatte, in fieberhafter Erregung. Ein ganzes Volk schien aus den Häusern in die Straßen gezogen zu sein, um dort in rastlosem Auf und Nieder neue Freuden an neuen Plätzen zu suchen. Allerlei Maskenzüge, die sich nie zu künstlerischer Bedeutung erhoben, aber selten an drastischem Humor zu wünschen übrig ließen, unterbrachen das Gewühl, fesselten einen Augenblick die Aufmerksamkeit und verschwanden, während Jeder wieder mit sich selber beschäftigt war und mit dem Anderen, der seiner Belustigung diente. Musik klang von allen Seiten wie ein unverständliches Gespräch vieler Stimmen; breiter mischten sich Kanonen und Raketen in das Getöse, welches trotz seiner Gewalt die Anmuth der leicht platzenden Leuchtkugeln nicht verschlang.

Der Consul kannte das Alles auswendig; er war lange blasirt darüber. Er war heute über das Leben blasirt, welches ihm nicht einmal eine Surrogat-Hoffnung erfüllen wollte.

Wie gewöhnlich seit dem Ausbruch von Amador's Krankheit ging er zu früher Stunde nach dem Hause seiner Freunde. Als er sich demselben näherte, glaubte er die Köpfe zweier Gypsfiguren am Fenster zu sehen,

welche er für Heiligenbilder hielt, die sich wegen Waschungen oder sonstiger Heilungsprocesse aus dem Geschäft zurückgezogen haben mochten, und er stutzte als sie sich nickend zu bewegen anfingen und endlich unter munterem Lachen ihr zwiefaches „Senhor Padrinho!“ hören ließen. Es waren die Kleinen. Weiß angekreidet, einen Kranz von Papillotten über den Gesichtern, blickten sie ihn mit großen, glänzenden Augen an, die wie riesige Rosinen aus einem Mehlteige hervorsahen.

„Welche Rolle macht Ihr denn?“ fragte der Consul lachend, da Eine nach der Anderen heraustrat.

„Es ist nicht für die Rolle, sondern für die Schönheit“, lautete die ernste Antwort.

„Ich finde es gar nicht schön“, sagte er aufrichtig.

„Noch nicht“, erwiederte Chica, „aber wenn die Tünche von Amidam und Wasser getrocknet und abgerieben ist, kommt man wunderschön heraus.“ Der Consul staunte. Gab es wirklich noch ein Schönheitsmittel, seit Venus die Gabe der Pandora aus Psyche's Händen empfing und seit der Weg zur Jungmühle, wie der zu den märchenhaften Silberminen Brasiliens für immer verloren scheint? Wie glücklich für Herzensprätendenten und welch ein unschätzbares Monopol für Industrieritter!

Er dachte noch darüber nach, als einige erfrischende Tropfen über ihn hereinbrachen; schnell sprang er auf und verfolgte die Angreifenden; aber es gelang ihm nicht sie zu erwischen. Ihr neckisches Spiel um ihn her war so allerliebst, daß er sich bis in die Nähe des Brunnens verlocken ließ, wo der Wasserkampf fortgesetzt ward, bis Allen der Athem ausging.

„Padrinho", sagte Rica, sich schüchtern neben ihm auf die Steinbank niederlassend, „Sie spielen so gut mit uns und sind so freundlich mit uns wie Niemand. Ich habe Sie sehr lieb."

„Und ich", rief Chica keck dazwischen tretend, „habe Sie noch lieber; ich will Ihnen Pantoffel sticken und Taschentücher mit Ihrem Namenszug. Und wie heißen Sie denn, Padrinho?"

„Ludwig", sagte der Consul.

„Das ist Ludovico", bemerkte Rica, „es gefällt mir. Ich weiß noch nicht was ich Ihnen arbeiten kann, aber am liebsten habe ich Sie doch."

„Nein ich, ich . . . nicht wahr?" rief Chica heftig, indem sie sich an seinen Arm hängte. Dem Consul ward das verbitterte Herz warm bei dem Wettstreit. Bot sich ihm hier ganz ungesucht, was ihm so grausam versagt schien?

„Die hat mich am liebsten, die es am treuesten meint", sagte er halb ernst, halb scherzhaft, „aber wenn es dauern soll, muß ich wohl erst die Tünche gebrauchen, um schön zu werden."

„Nein", rief Chica unüberlegt, „bei so alten Leuten nützt es nichts", und Rica, welche fühlte, daß diese Rede kränkend sein könnte, fügte treuherzig hinzu:

„Der Senhor Padrinho machen sich auch gar nichts mehr daraus, nicht wahr?"

Freundlich zupfte der Consul sie in das rosige Ohrläppchen, aber er sagte nicht „Nein".

Bei seinem Eintritt in das Haus fand er Amador verändert und Libania niedergeschlagen. Mit aufgezogenen

Augenbrauen, unruhigem Blick und stark zusammen gekniffenen Lippen lag der Kranke ohne jene Milde da, die er mit dem Hausrock anzulegen pflegte; kurz und verdrießlich antwortete er dem Consul. Dieser blickte ihn besorgt an, erkannte aber bald, daß es nichts Gefährliches, sondern nur Amador's Miene für auswärtige Angelegenheiten war, was ihm ein beunruhigendes Aussehen gab.

„Ist es nicht abscheulich?" unterbrach Amador das grollende Schweigen, als eine der Egyptsten am Fenster sichtbar ward.

„Wie ich höre, ein Uebergangsstadium", versetzte der Gefragte.

„Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn man uns Namen anhängt. Aber Eines kommt aus dem Anderen. Und ich sage es rund heraus, weder Promenaden, noch Bälle erlaube ich ferner, noch Schönheitsmittel ... Schönheitsmittel sind unmoralisch und ... die „Federcostüme!"

„Amadorzinho, ich beschwöre Dich, bleibe ruhig", flehte Libania, „es ist ja gar nicht mehr davon die Rede." Aber seine Augenbrauen ebneten sich nicht im Geringsten, nun er auch in dem Ton für auswärtige Angelegenheiten ein dumpfes, grimmiges „Desto besser" hervor stieß.

Der Consul kürzte die Visite ab. Da er sich draußen im Flur befand, sagte die kluge Hausfrau, welche ihm dahin gefolgt war, „Lola näht im Kinderzimmer an den Costümen ... O, ich weiß nicht was daraus werden soll."

„Aus den Federcostümen?" fragte der Consul lächelnd. Libania fand es gefühllos, daß er die Sache so oberflächlich behandelte.

„Es ist schrecklich", rief sie mit tragischem Accent, „die Quadrille können wir nicht absagen . . . und was nachher werden soll", sie schlug den Blick zum Himmel und wiegte das zurückgebliebene Köpfchen . . . „steht bei den Heiligen!"

„Was giebt es denn noch?" erkundigte sich der Consul zerstreut.

„Wenn Amador sich nicht bald so weit erholt, daß er einigen Widerspruch verträgt, so gehen wir Alle an seiner Tyrannei zu Grunde", jammerte sie, „hätte ich ihn in gesunden Tagen nicht durch meine Nachgiebigkeit verwöhnt, dann wäre jetzt besser mit ihm auszukommen. O, ich arme Frau! . . . So schrecklich rächt sich zu viel Sanftmuth, ich arme" . . . die Klage verstummte.

Ohne ein Wort des Bedauerns war der Consul schnell gegangen, nachdem es verdächtig um seinen Mund gezuckt hatte. Libania sah ihm grollend nach; sie hatte sich zum ersten Mal in dem „himmlischen" Consul getäuscht.

. . . .

Wie lang oder wie kurz auch Festtage sein mögen, sie gehen hin gleich den anderen. Die goldenen Zeiger oben am Thurme der Matricekirche hatten ihren Kreislauf oftmals vollendet, bis die Sonne erloschen und bis es dämmerig um sie her geworden war, und sie schritten schon lange im Sternenlicht auf dem bekannten Pfade sicher und unbeirrt weiter; sie verfehlten ihn nicht, wenn dunkele Wolken sich aufballten und ihnen alle Strahlen entzogen, während sich drunten in der Stadt Nacht und Tag zu verwechseln schienen. Sonnenhell waren die Straßen erleuchtet, die Häuser ungeschlossen, die Betten

verlassen. Noch im Steigen wogte die Carnevalslust gleich einer prickelnden Essenz, die aufschäumend zu wachsen scheint, bis sie mit dem Verspritzen des letzten Tropfens jäh versiegt. Gleich köstlichem Schaumwein wirbelte die Fluth, in die sich heimlich Thränen der Enttäuschung, grünliche Fäden Galle und sogar rothe, rauchende Blutstropfen von der Hand des Racheengels mischen mochten, alle trübenden Elemente verzehrend und mit goldenem Schein verbergend.

Von unseren Helden befanden sich zunächst Libania mit ihrer ältesten Tochter wachend an Amador's Bette, die Kleinen „in Federcostümen" auf dem Balle; der Consul war, nachdem er den Officieren des Kriegsschiffes Alles gezeigt hatte was sie entzückte und ihn selber langweilte, im Clubhause gestrandet, woselbst Mr. Jackson in einem gastlichen Nebenraum weilte, um seinen Herrn, dem er schon sehr anhing, nicht in der Carnevalsnacht allein die Straßen passiren zu lassen. Von Elisa Monroe erwähnte ich lieber nichts, denn sie hat sich uns so wenig empfohlen, daß es uns kaum interessirt, ob sie in Villa Colon geblieben oder in die Stadt gekommen ist, doch um nichts zu versäumen, theile ich das Letztere als eine Thatsache mit; ferner daß auch ihre Kammerfrau kam, daß Miß Monroe diese außer sich brachte mit der emancipirten Idee eine brasilianische Carnevalsnacht studiren zu wollen, daß Beide noch spät neben Mr. Lonsdale's Perrücke und grüner Brille als schwarze Dominos in den Straßen wandelten und noch später vom Fenster des Hôtels aus dem Lärm zusahen. Merkwürdig bleibt nur die Erscheinung des Pagen mit dem Federbarett, welcher

sich auch in ihrer Gesellschaft befand und von ihr „Vetter Francis“ oder „unartiger Vetter Francis“ genannt ward, wenn er ihr wiederholt Cigaretten anbot und seine Verwunderung aussprach, daß sie heute nicht rauche.

Lange nach Mitternacht kehrten zuerst die Kleinen so glückselig zu den Ihrigen zurück, daß durch sie ein Guttheil Freude in das abgelegene Häuschen übermittelt wurde, welches dunkel und verschlossen des festlichen Kleides entbehrte. Schwatzend saßen Alle noch lange im Krankenzimmer und wurden nicht müde sich von unerhörter Pracht und unerhörten Triumphen zu unterhalten; selbst Amador schien sehr zufrieden und knurrte nur einmal, als Chica unbesonnener Weise die Quadrille erwähnte.

Ein Klopfen unterbrach das Geplauder; man begehrte Einlaß im Namen des Consuls und da Libania annahm ihn selbst oder seinen Secretär zu sehen, öffnete sie ohne Bedenken. Aber sie hatte sich geirrt, eine Maske stand vor ihr, ein hochgewachsener Mann in spanischer Rittertracht.

„Senhora“, sprach er, „seid Ihr die Herrin dieses Schlosses, so gestattet dem Prinzen Carneval eine kurze Einkehr.“

Trotz des guten Anstandes und artigen Benehmens des Bittenden gab Libania den Griff der Thür nicht frei, denn sie war wenig geneigt eine Maske einzulassen.

„Mein Haus ist kein Schloß“, sagte sie höflich, „und bietet einem Prinzen wenig Behagen. Ein paar Schritte weiter findet er im Paraîso was sich für ihn schickt.“

„Der Prinz schätzt schöne Frauenaugen höher als Pracht und Prunk“, versetzte der Ritter, indem er seinen Fuß auf die Schwelle drängte, sich der Thür bemächtigte

und mit einer Verbeugung zu ihr auf den Flur trat. „Diese sind seine Vasallen“, fügte er hinzu, da zwei andere Masken, welche erst jetzt auftauchten, ihm auf dem Fuße folgten. Libania ging schnell in das Zimmer zurück, um die Thür des Alkovens zu schließen, nachdem sie dem Kranken zugerufen hatte, sich unter jeder Bedingung ruhig zu verhalten; ihre Töchter, welche sich im Wohnzimmer befanden, stellten sich um sie her. Halb neugierig, halb erschreckt sahen sie den Ritter im Sopha Platz nehmen, während die Anderen draußen blieben.

„Ei, Senhora“, sagte er der Hausfrau zunickend, „Ihr seid in Wahrheit eine Rose unter Knospen; aber mir scheint, wir sollten uns kennen. Ist Diese nicht die schöne Heilige von São Laurencio und sind nicht Jene die Geschminkten? Sie haben noch dadurch gewonnen, daß sie sich in Wilde verwandelten. So liebt es der Prinz Carneval. Bittet Eure Kinder ihm einige Speisen zu reichen, denn es hungert ihn nach seiner lustigen Fahrt.“

„Es ist kein Wein im Haus“, klang ihre Antwort.

„Wie dürftig, Gevatterin! Für geputzte Leute, die sich mit dem vornehmsten Umgang brüsten, und in den Kutschen der Ersten rollen, finde ich es . . . wollt Ihr wissen, wie ich es finde? . . . miserabel!“ Wie frech auch die Worte, sie wurden noch in der neckischen Art des Maskenscherzes vorgebracht, doch empfanden die Frauen das Unheimliche ihrer Lage mehr und mehr, nachdem auch die beiden Anderen eingetreten waren. Diese verhielten sich still in augenscheinlicher Abhängigkeit von dem Ritter, der besser gekleidet und nach seiner Sprache zu urtheilen, kein ganz unerzogener Mensch war.

„Chica, es wird Bier im Schranke draußen sein, geh mit Rica und hole es", sagte Libania und schob die Kleinen fort, indem sie ihnen leise zuflüsterte, sich im Kinderzimmer einzuschließen. Lola stand ziemlich bleich neben ihrer Mutter, Niemand sprach.

„Gevatterin, auf mein Wort, Euer Haus ist ärmlich", sagte der Mann im Sopha nach einer Pause, „wann kommen Eure Töchter mit dem Bier?"

„Ich fürchte, sie werden keines gefunden haben", versetzte Libania, „vorne im Hôtel giebt es genug."

„Ho, ho, das soll heißen, trollt Euch . . . Nein, gute Dame, so leichten Kaufes bringt Ihr mich nicht in's Paradies. Man sollte denken Ihr wäret alt genug, um das Maskenrecht zu kennen. Geht und seht selber nach dem Bier, während die Heilige für meine Unterhaltung sorgt."

Libania stand fest auf ihrem Platze vor der Kammerthür, bedacht das Mädchen zu schützen, welches sie hinter sich gedrängt hatte; vernichtend traf ihr zornflammendes Auge den Eindringling, der sich erhob und ihnen näherte.

„Bedenke was Du wagst", rief sie leise aber in drohendem Tone, und er wich zurück, indem er spöttisch ausrief:

„Man sagt, Ihr seiet gewohnt zu herrschen und da begreift es sich, daß Ihr selbst einem Prinzen nicht dienen wollt. Gut, meine Vasallen sollen sich selbst nach einer Erfrischung umsehen, das werdet Ihr gestatten . . . Geht, Burschen, und bringt was zu finden ist . . . Aber es mag noch klüger sein, ich helfe den Geschminkten suchen, die, scheint es, besser nach dem Tode zu schicken sind als nach Bier. Heda, Ihr Geschminkten!"

Mit dem Rufe, den bald auch die Anderen draußen wiederholten, untersuchten sie scherzend und lachend alle Winkel des Flurs und der Küche, während Libania, die den Kammerschlüssel in ihrer Tasche verborgen hatte, Amador beschwor sich nur nicht zu rühren, da sie besser allein mit den Leuten fertig werde.

„Gevatterin", sagte der Erste zurückkehrend, „Euer Haus ist so kümmerlich bestellt, daß keine Maus ein Bröcklein fände. O glänzend Elend! Unverschämte Armuth! Ihr darbt Euch, so scheint es, die Schminke für Eure Wangen am Munde ab." Die beiden Anderen schleppten jetzt eine Schachtel mit Bisquits herbei, welche der Erste prüfte.

„Trockenes Futter für einen Prinzen", rief er aus, „wer wird es ihm verdenken, wenn er es nicht kostet. Ist wirklich nichts anderes aufzutreiben, so macht uns Kaffee, den hat ja der Aermste . . . Also heraus mit den Bohnen, Senhora, damit der Prinz Euch nicht allzu knickerig finde . . . Verlaßt nur einmal den Platz; die schöne Heilige verdient es gesehen zu werden."

Mit einer Rohheit, die sich nicht mehr verbarg, suchte der Mensch Libania von ihrem Platze zu vertreiben, aber sie sah ihn wie das erste Mal fest an und wankte keinen Schritt. Er trat wieder zurück.

„Ihr wollt, daß wir erst das Wasser zum Sieden bringen?" fragte er höhnisch. „Nun, das kann geschehen." Nach einem Winke von seiner Hand verschwanden die Anderen, und bald hörte man sie draußen mit Holz und Kohlen hantieren.

„Ich fürchte, Euer Holz ist feucht und die Kohle sparsam", fuhr er spöttisch fort, „erlaubt, Gevatterin, daß ich dieses Schemelchen zerschlage, es scheint trocken und brennbar."

„Böser Bube, lasse mein Haus unverletzt, das rathe ich Dir", rief die erschrockene Frau.

„Maskenfreiheit, gute Senhora. Seht, dieses Körbchen ist auch zu gebrauchen; ich selber trage es nach dem Heerd . . . Da, da", hörten sie ihn draußen weiter reden, „werft hinein was Feuer fängt, der Prinz liebt es nicht auf seinen Kaffee zu warten." Libania sah, wie ihr Eigenthum verbrannt und zertrümmert ward, aber die Gefahr gab ihr so viel Muth und Umsicht auf dem Platze zu bleiben. Als sie das Feuer immer lauter prasseln hörte und Rauchwolken in das Zimmer dringen sah, begann sie ein lautes Hülfegeschrei, in das Lola einstimmte; es verhallte in dem weiten stillen Hof, und drang es wirklich in das Vorderhaus, so kümmerte sich heute schwerlich Jemand darum, ob es Angst- oder Jubelrufe wären. Doch endlich unterschieden sie verworrene Laute am Fenster und gewahrten das stumpfe Gesicht Domingo's hinter dem Gitter.

„Hülfe, Hülfe", riefen die Frauen, „laufe nach vorne, rasch."

„Wa . . . wa?" murmelte Domingo, „gute Fraue, hübsche Fraue, sag ander Mal . . . sag", und statt nach dem Hôtel zu gehen, trat er in das Haus. Einer der Gesellen ergriff ihn sofort, warf ihn zu Boden und die Anderen banden ihn und verstopften ihm den Mund mit Handtüchern. Dann tobten sie weiter, verbrannten und zertrümmerten was ihnen unter die Hände kam.

„Ei, Ihr Geschminkten", rief der Erste durch das Haus, „kommt endlich hervor oder wir jagen den Rauch durch die Kammern. Sucht nicht mehr nach Bier, hier

giebt es Kaffee; und Ihr, Gevatterin, müßt auch dazu nach der Küche kommen. Hervor, Ihr Geschminkten!" Die Bande tobte immer lauter, und ängstlicher riefen die Frauen durch die Stille, aus der ihnen keine Stimme antwortete, nun auch diejenige Domingo's verstummt war. Zum dritten Male nahte sich der Eindringling Libania, trieb sie mit frecher Gewalt vom Platze und erhob seine Hand gegen Lola, die laut um Hülfe schrie. Da hörten sie endlich rasche Schritte auf dem Gange herzukommen und gleich darauf vom Fenster her den Ruf:

„Halt oder ich schieße"; der Lauf eines Revolvers richtete sich zugleich auf den Buben, der von Lola abließ. Zwei Männer traten ein, in denen die Frauen mit einem Dankesseufzer den Consul und Mr. Jackson erkannten. Obgleich unbewaffnet, überwältigte der Letztere den einen Burschen starken Armes, während der Consul den Anderen mit der Waffe in der Hand sich zu ergeben zwang. Ihr Anführer hatte es möglich gemacht in der Verwirrung zu entfliehen.

Nachdem die Bösewichter von ihren Ueberwindern eingesperrt waren, befreite man zunächst Domingo und sandte ihn in das Hôtel, um Hülfe zu holen. Die dann berufenen Stadtsoldaten, welche die Delinquenten unter einem sehr drohenden Benehmen abführten, um sie der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben, — ließen sie an der nächsten Straßenecke gegen ein Trinkgeld entwischen. Lachend sah es Domingo.

„Spaß, Spaß", murmelte er, „Carneval lustig, Ai!"

Die Bewohner des Hauses dankten Gott und ihren Rettern, welche mit Staunen von den Einzelheiten des Ueberfalles hörten. Bevor derselbe gründlich besprochen

war und man sich von dem Schreck erholt hatte, brach der Morgen an und die Sonne guckte bald mit glühendem Erröthen ganz flüchtig und sich immer wieder hinter ein Dach oder eine Mauer oder einen Ast zurückziehend auf den Schauplatz so erschütternder Abenteuer. Sehr früh wandelten dort schon Maneco und Mauricio, welche Briefe an Domingo abzugeben hatten und, da sie ihn nicht fanden, bis zum Hause vordrangen, um ihren kleinen Wilden von der gestrigen Quadrille aufzuwarten, wenn sich eine Gelegenheit bieten sollte. Da Libania sie zufällig gewahrte, bat sie die jungen Leute einzutreten, denn die Macht der Ereignisse beseitigte alle Etiquette.

Mit Entsetzen vernahmen diese was sich zugetragen hatte und betheiligten sich dann an der allgemeinen Berathung, wie die Familie gegen eine Feindschaft zu schützen sei, welche besonders den Kleinen verderblich werden konnte. Inmitten derselben trat plötzlich Maneco mit den Worten hervor:

„Senhor Amador und Senhora Dona Libania, ich bitte in allen Ehren, Dona Rica mir anzuvertrauen; ich liebe sie und möchte ihr Beschützer für das Leben sein.“

Ob Libania einwilligte? Nun ja und ohne Besinnen, und da sie bemerkte, daß Amador die Augenbrauen hob, als ob er Schwierigkeiten machen wollte, wies sie ihn heimlich ein wenig zur Ruhe, während Chica zugleich Mauricio am Arme zupfte, der, seinerseits weniger kühn als sein Bruder aber ebenso verliebt, endlich Muth faßte und erröthend stammelte:

„Warten Sie einen Augenblick, meine Herrschaften, Dona Chica ... Dona Chica“ ... der blöde Jüngling

kam nicht weiter, aber Chica ergänzte mit ihrem ganzen Erbtheil mütterlicher Energie:

... „will den Mauricio und er sie.“ Und da standen die Geschminkten roth wie Granatblüthen, o, sie waren niedlich, klein aber niedlich. Amador's Augenbrauen mochten sich so gothisch zuspitzen wie sie Lust hatten; er konnte nichts daran haben, daß Libania sofort allen Segen ganz selbständig austheilte.

„O, meine Kinder“, rief sie strahlend, „seid glücklich und lebet tausend Jahre.“ Als die Paare sich dem Lager Amador's näherten, trat sie zu Lola:

„Meine Tochter“, sprach sie mit vollendeter Rhetorik, „mir thut leid, daß Dir nicht ein gleiches Glück wie Deinen Schwestern beschieden ist, aber glaube mir, Deine Mutter liebt Dich darum nicht weniger und Jeder kann da eine innere Befriedigung finden, wo ...“

„Mütterchen“, klang Lola's weiche Stimme dazwischen, „ich habe mich gestern mit Mr. Jackson verlobt;“ sie faßte des Secretärs Hand, der einige englische Worte sagte, die Niemand verstand. Aber Libania bat um keine Uebersetzung, sie hielt keine Reden weiter:

„Lola, Lolita, Kind meiner Seele!“ rief sie in einen Thränenstrom ausbrechend und drückte das schöne Mädchen an ihre Brust.

„Das freut mich am meisten“, krächzte Amador. „Wahrlich, Senhor Jeque verstand mehr als wir Alle.“

Dem Consul kam bei dem Glückwünschen in den Sinn sich leise zu empfehlen, aber als er an Amador vorüberging, hielt dieser ihn durch einen Wink zurück.

„Senhor Consul“, sagte er mit halber Stimme,

während die anderen Alle beschäftigt waren, „Gott hat es gut mit uns gemeint, und meine Frau hatte Recht, da sie sagte, daß Alles was uns ein Unglück scheint sich zu unserem Glücke wendet. Meine Töchter werden nun heirathen ... was kann Sie noch herziehen? Ich muß es Ihnen aufrichtig sagen ... ich bin nicht für ungleiche Freundschaften ... und ich bin eifersüchtig! ... Unser Dank gegen Sie wird nie aufhören. Aber lassen Sie sich nicht mehr zu uns herab. Wir werden allein sehr glücklich sein im Hofe des verlorenen Paraîso.“ Erschöpft sank der Kranke mit einem schwächlichen Lächeln zurück, aber das Aeffchen, welches neben seinem Bette hockte, fletschte grinsend die Zähne, indem es dem Consul spöttische Kußhändchen zuwarf.

Langsam ging der Consul fort. Zwar hatten ihm Dona Libania und die Bräute ihr freundlichstes „Senhor Padrinho“ so verheißungsvoll zugerufen, als ob ihm in dieser Eigenschaft noch eine große Zukunft bevorstehe, aber er war nicht nur überflüssig in dem Häuschen, sondern genau genommen von dem kleinen Besitzer vor die Thür gesetzt.

Nüchtern lag die Welt vor ihm, dem „Senhor Padrinho“ — doch wunderte er sich, daß sich in das Gefühl der Oede kein Bedauern mischte, die liebenswürdigen Mädchen dort alle vergeben zu wissen. Nein, im Gegentheil, es ward ihm plötzlich klar, daß er sich in eine Sphäre verloren habe, die nicht für ihn passe, und daß ein gütiges Geschick nicht nur Libania's Haus vor Unglück, sondern auch ihn vor einer großen Thorheit bewahrt habe.

Die Episode mit Amador hatte ihm seltsam die Augen

geöffnet; ihm schien, daß er aus einem Traum erwache, indem er sich entsann, wie er, im Schmerz über die herbste Erfahrung seines Lebens, sich mit allzu weichem Herzen dem redlichen, kleinen Mädchen zugewandt, welches in seiner Einfalt so richtig gefühlt und entschieden hatte. Er schämte sich fast des Traumes und kämpfte einen harten inneren Kampf; aber immer aufrechter schritt der Mann, welcher erst spät mit einem Rest von Jugendthorheit und mit der Schüchternheit zugleich abschloß, in fester, sicherer Haltung durch den Hof.

In der Nähe des Hôtels kam ihm Mr. Lonsdale entgegen, der dort beschäftigt war, die Pflege seines eigenen und eines anderen Reitpferdes zu überwachen. Da er nicht das anmaßende Benehmen zeigte, welches dem Consul sonst so sehr an ihm mißfallen, willfahrte er seiner Bitte, ihm zum Zwecke einer nothwendigen Besprechung in ein Zimmer neben dem Thorwege folgen zu wollen. Der Consul stutzte, als er dort einen noch jüngeren Mann in schwarzer Pagenkleidung gewahrte. Derselbe erhob sich schnell und grüßte militärisch.

„Mr. Francis Monroe, mein jüngster Vetter, Zögling der Akademie zu Westpoint, kürzlich zum Besuche seiner Familie hier eingetroffen", stellte Mr. Lonsdale ihn vor.

„Ich hatte bereits die Ehre", versetzte der Andere förmlich, während der Consul ihn unter allerlei Zweifeln scharf beobachtete. Der Bursche glich seiner Cousine Elisa Monroe so sehr, wie ein übermüthiger Cadet einem schönen sanften Mädchen gleichen kann.

„Nicht daß ich wüßte", erwiederte der Consul noch förmlicher mit einem kurzen Zurückwerfen des Kopfes; er

hatte in diesem Augenblick ein so imponirendes Auftreten, daß der junge Westpointer schüchtern fortfuhr:

„Doch, Sir, und zwar in einem lustigen Augenblick, als Mr. Lonsdale und ich uns verkleidet im Jardim publico ergingen. Da ich mir erlaubt hatte Damenkleider anzulegen, ist Ihnen die Begegnung vielleicht nicht erinnerlich.“ Der Consul runzelte die Stirn, indem er um nähere Aufklärung bat, und horchte sehr ernst, als ihm die jungen Leute in der Art eines Sündenbekenntnisses die Mittheilung machten, daß sie sich zum Zwecke eines Carnevalsscherzes mit ihm selber aus der Garderobe Elisa Monroe's deren Kleider und sogar ihr Armband verschafft hätten, während sie an Migräne leidend sich auf ihrem Zimmer befand, daß sie ihrer Cousine, welche wegen seines Ausbleibens unruhig geschienen, den tollen Streich gestanden, daß sie ihnen aber ihre Verzeihung verweigert hätte, solange sie nicht diejenige des Consuls erbeten. Immer zürnender hatte er den jungen Leuten zugehört, als ob er über die Art der Waffen nachdenke, welche für ein doppeltes Duell zu wählen seien, bis es dann plötzlich bei der Erwähnung von Elisa Monroe's Namen wie Sonnenschein über sein Gesicht geglitten war; ihnen schien als ob er mit großer Ueberlegenheit zu ihnen herabsehe, als er sehr gemessen erwiederte, er selber werde die Dame zu versöhnen suchen, und sich schnell empfahl.

Niemand erstieg jemals fröhlicher die Höhen des Paraîso als der Consul, vor dessen geistigem Auge sich die Trümmer seines Glückes zu einem wunderschönen Bilde zusammenfügten. Wie golden war die Sonne, wie blau die Luft, wie harmlos und bezaubernd der Carnevalslärm! Die

Welt war plötzlich so hübsch geworden, daß es ihn nicht einmal verdroß einen weiblichen Domino auf dem Corridor anzutreffen, der bei seiner Annäherung aus einem der Logirzimmer des ersten Stockes getreten war und ihm in seinen Ecksalon folgte, wo er sich das Balconfenster erkor. Es mochte eine verspätete Gratulationsvisite sein! Um so besser, er war zu jeder Großmuth bereit.

„Guten Morgen, Senhor Padrinho", sagte die Maske, „ich erwarte Sie ziemlich lange, nämlich seit gestern Abend."

„Wirklich", erwiederte der Consul heiter, „wenn ich Sie eingeladen hätte, würde ich mich entschuldigen."

„Werden Sie sich auch entschuldigen, wenn ich Sie einlade?"

„Das hängt davon ab, wohin!"

„Ei . . . immer zu Abenteuern bereit; Senhor Padrinho, ich hörte, Sie waren wenig daheim, Sie haben wohl einen lustigen Carneval gefeiert?" Die Stimme klang so silbern, so ernsthaft durch den Scherz, die hohe Gestalt lehnte wie schwankend gegen einen Stuhl, und dem Consul ward seltsam bewegt zu Sinn; er hätte sich ihr zu Füßen werfen mögen, aber er dachte an einen gewissen Brief . . . und er verstand sich auch auf Carnevalsscherze; er ging an den Tisch und faltete die Morgenzeitung aus einander ohne die Frage zu beantworten.

„Warum sind Sie nicht nach Villa Colon gekommen?" klang es weicher und ihm näher.

„Weil ich dort entbehrt werden konnte", sagte er fast grollend, denn er saß auf dem Platze, wo er Elisa Monroe's Brief empfangen hatte, und glaubte sich berechtigt einige Härte zu zeigen.

„Wissen Sie das so genau . . . wenn ich nun gekommen wäre Sie dahin abzuholen. Oder haben Sie sich mit den Pathchen engagiert?“

„Nein, die Pathchen haben sich Alle mit Anderen engagiert.“

„Da wird nichts Andres übrig bleiben, als daß ich Sie für mich in Anspruch nehme, obgleich ich Ursache habe gekränkt zu sein, da Sie mich sehr lange warten ließen.“

„Wie lange, schöne Maske?“ fragte der Consul, sich gewaltsam zu kühlem Ernste zwingend.

„Ein Jahr und acht Tage“, klang es noch näher, „ich fürchtete, Sie würden mich ganz vergessen, wenn ich Sie nicht holte.“

„Das ist gütig“, erwiederte der Consul, der aufgestanden war, aber ihr keinen Schritt entgegen ging. Jetzt trat sie an seine Seite und sagte leise, als ob es ihr Mühe kostete:

„Mein Wagen ist unten. Ich fahre gleich. Wollen Sie mit mir kommen?“

„Und wer sind Sie?“ fragte der Unerbittliche weiter.

„Wenn es Ihnen genehm ist, Senhor Padrinho . . . wenn Sie das Herz noch wollen, welches Sie wohl ein wenig prüfen durfte, nachdem Sie es so lange im Unsicheren ließen . . . dann bin ich . . . Ihre „Senhora Madrinha.“

„Elisa, Du Einziggeliebte!“ klang es jubelnd von seinen Lippen. Und der Schleier fiel von dem Gesicht, welches ihm das schönste und das theuerste auf der Welt war. Thränenfeucht lehnte es sich an seine Schulter.

Miß' Ere.

„Miſ' Ere, wo iſt Miſ' Ere?“ hallte es durch den langen, ſchwacherleuchteten Corridor, deſſen weiße Kalkwände zu beiden Seiten ſchlichte, graugeſtrichene Thüren unterbrechen, Zugänge zu Klaſſen und Schlafſälen, wie ſie einander folgen in der renommirten Mädchenpenſion zu G. — Und die dumpfen, ſchlecht articulirten Laute ertranken faſt in dem Durcheinander muſikaliſcher Uebungen, welche von ſechs verſchiedenen Seiten den Redechor unzähliger kleiner Stimmen zu überfluthen ſtrebten, die gleich Vogelgezwitſcher vom Ende des Corridors, wo denſelben ein Kreuzgang ſpaltet, aus der ſich dort quer vorſchiebenden Aula herüber drangen. Verloren ſprühte das kniſternde Wandlämpchen wie ein erlöſchendes Leben auf.

Die große Uhr inmitten des Kreuzganges ſchlug jetzt die neunte Stunde in das Orcheſter hinein, und als ob es ihr ſchien, daß ſie ſich kein rechtes Gehör verſchaffen könne, wiederholte ſie nach einer kleinen Pauſe die neun Schläge mit ſchriller Schärfe. Aber Niemand ließ ſich von ihr ſtören, und die alte Negerin, welche am äußerſten Zimmer des Corridors angelangt war, rief zum dritten Mal vor der nur halb geſchloſſenen Thür:

„Wo iſt Miſ' Ere?“

„Hier“, klang es drinnen hell und feſt, nachdem eine ungelenk ausgeführte Romanze plötzlich abgebrochen war.

„Misere ist überall“, ließ sich gleichzeitig eine tiefere Stimme vernehmen, und ein Herr, der neben der Pianistin seinen Platz gehabt, sprang mit einer munteren Behendigkeit auf, welche die pessimistische Aeußerung Lügen strafte, wenn sie nicht etwa eine gewisse Befriedigung ausdrückte, die Lection — denn um eine solche handelte es sich — so rechtzeitig beendet zu sehen. Dieser Grund mochte auch ein wohlgefälliges Lächeln über das frische, intelligente Gesicht des in mittleren Jahren stehenden Lehrers verbreiten. Aber Mistreß Ericson, die Schülerin, blieb ernst, indem sie, eine Stelle auf dem Notenblatt bezeichnend, sehr angelegentlich fragte:

„Tritt das Es hier wieder ein oder bleibt es noch E?“

„E, e, Miß' Ere“, belehrte der Künstler gutgelaunt und überaus artig, indem er sich wie schon oft innerlich darüber wunderte, wie seine Stimmung sich hob, sobald das Klavierspiel verstummte, „ist nicht überall Misere?“ fragte er und sah von dem Notenblatt in ihr Gesicht. Dieses Gesicht war bleich, die kleine Hand, welche sie ihm jetzt zum Abschied gab, hart und mager; nichts als die üppige Fülle rothblonden Haares war schön an der fast dreißigjährigen Frau. Doch hatte ihn der Ausdruck der klaren, scharfen Züge, aus denen wunderbar vergeistigt die hellen Augen einer Schwärmerin hervorsahen, lange gefesselt; die Verdrehung ihres Namens erschien ihm plötzlich bedeutsam, ihre saubere Kleidung ärmlich, ihr hartnäckiges Studiren ohne eine Spur von Talent verzweiflungsvoll, ihre Energie großartig und rührend. Aus gutem Herzen kam ihm ein Gefühl tiefen Mitleids

mit der schmächtigen, reizlosen Frau, da sie ruhig und kühl erwiederte:

„Wir sollten nicht so sprechen, Senhor Frederico, wir Alle haben Ursache dankbar zu sein für das Gute . . .“

„Kleine Predigerin, Sie haben recht“, unterbrach sie Senhor Frederico, der, obschon ein Deutscher, den fremden Namen im fremden Lande auch von der Nordamerikanerin über sich ergehen ließ, deren eigene Sprache er mit der Sicherheit eines Landsmannes zu ihr redete. „Ich wollte nur, wir hätten noch viel mehr Ursache oder doch Sie!“

Die Negerin hatte sich zurückgezogen, um das Scheiden des Professors abzuwarten. Er hatte den Hut in der Hand und keine Gelegenheit sich mit Handschuhen aufzuhalten, doch stand er noch unbeweglich, gegen seine Gewohnheit in Verfolgung des möglichst rasch zu gewinnenden Vermögens, des verderblichen Idols des Eingewanderten, wie ein Pfeil von einer Lection in die andere zu schießen — er stand noch immer, indem er von ihrem Haar auf ihr Gesicht und von dem Gesicht auf die kleinen steifen Finger sah, als hätte er in der Stunde gar nichts davon bemerkt, oder als habe er die zahllosen Sommersprossen zu zählen, welche ihre milchweiße Haut entstellten.

Die Herbheit ihres Wesens hatte ihn stets angemuthet wie das Aroma einer heimischen Frucht, nach deren Kraft und Reinheit er sich sehnen konnte inmitten der verlockenden, süßen, weichlichen Spenden des Südens; daß er sie leidend glaubte, erweckte dem redlichen Manne eine mächtige Sympathie, den Wunsch sie zu beschützen

und sein Glück darin zu finden, sie in dem Frieden einer sorglosen Existenz wieder aufblühen zu sehen.

„Ich wollte nur sagen", begann er bescheiden zögernd, wie mit einem Anflug von Schüchternheit, „wenn Ihnen die Musik gar so lieb ist, plagen Sie sich nicht arg damit; kommen Sie zu mir. Ich spiele Ihnen was Sie wollen. Die neun bis zehn Stunden täglich verschaffen mir ein bequemes Heim, das heißt nach hiesigen Begriffen; Teppiche und Kamine giebt es nicht, aber ein gutes Klavier, ein ganz neues . . . Also, was meinen Sie? Wollen Sie mich hören?"

Miß' Ere hatte fast erschreckt zu ihm aufgeblickt; eine leichte Röthe war schnell wieder von ihren Wangen verschwunden, als sie mit erzwungener Gelassenheit antwortete:

„Ich kann nicht . . . kann nicht ausgehen, Senhor Frederico . . . Nicht wahr", fügte sie in einem erregteren Ton hastig hinzu, denn der Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung ihr gegenüber bewegte sie mehr als sie zeigen wollte, „ich habe kein Talent, ich bin Ihnen eine Marter, eine Qual? O, Sie waren gut gegen mich. Haben Sie noch ein wenig Geduld, ein paar Monate. Es macht, lassen Sie mich rechnen, zweimal wöchentlich macht es sechszehn Stunden, und ich will mich mehr mühen; ich übe die vierten Finger unaufhörlich auf dem Tische, auf der Bettdecke, überall. Mit großer Anstrengung wird es mir gelingen etwas zu lernen, nur das Bescheidenste für den ersten Unterricht . . . Meine ganze Zukunft hängt davon ab, daß ich fähig sein werde, weiter im Lande eine kleine Schule zu gründen."

„Welch eine Zukunft!“ grollte der Professor, indem er heftig die ungeschickte Klavierhand drückte, die sie ihm zu aller Entschuldigung nochmals entgegenstreckte. Dann setzte er den Hut etwas tiefer als gewöhnlich in die Stirn, trällerte die Melodie der Romanze vor sich hin und ging fort. Doch nach einigen Schritten kam er zurück, um ihr ein rauhes „auf Dienstag“ zuzurufen.

Miß' Ere, die noch am Klavier saß, lächelte dankbar für die Zusicherung, daß die abgelehnte Einladung ihr den Freund, den Lehrer nicht rauben sollte.

„Oben ist ein Herr, der die Dona Miß' Ere zu sprechen wünscht“, sagte die Negerin, nun der Professor endlich fort war.

„Muß morgen zwischen zwölf und ein Uhr nach dem Sprechsaale oben kommen“, versetzte Miß' Ere theilnahmlos, indem sie wie geistesabwesend über die Klaviatur hinstarrte, welche mit den vergilbten, theilweise des Elfenbeins entkleideten Tasten einem schadhaften Gebisse glich. Warum sollte sie sich mit dem Ebenerlebten beschäftigen? Ihr Hauptinteresse war ja die schwere Kunst. Doch die Thatsache, daß ein Herr nach ihr fragte, welches seit den zwei Jahren, daß sie zum Zwecke ihrer eigenen Ausbildung als unbesoldete Hülfslehrerin in der Pension thätig war, niemals geschehen, fiel ihr auf und sie sagte ebenso theilnahmlos „Wie sieht er aus?“

„Wie die Senhora selber; das heißt, er ist größer und hat ein anderes Gesicht und hat braunes Haar und einen langen Bart und ist verbrannt genug von der Sonne. Aber ein Engländer ist er; Ihr seht Euch Alle ähnlich.“

Miß' Eve war aufgesprungen und gegen die Thüre geeilt; ihre Finger streckten sich hastig nach dem Griff, als ob sie jedes Hinderniß beseitigen müßten, aber sie umklammerten ihn und schienen in plötzlicher Schwäche daran hängen zu bleiben. Der letzte Blutstropfen wich aus ihrem Gesicht.

„Morgen Mittag", sagte sie schroff, indem sie wie schützend einen Thürflügel an sich zog, während die Negerin aus dem andern verschwand. Aber draußen war Niemand; es blieb still im Corridor. Welch ein Gedanke hatte sie nur wie ein Blitz gestreift? Sie ward ruhig bei der Erwägung, daß es der Herr sein müsse, mit dem sie wegen der Schule zu verhandeln hatte. Wer sonst konnte nach ihr fragen? Warum also? . . . Sie preßte die Hand auf's Herz und ihre Lippen schlossen sich fester zusammen; eine Wolke düsteren Ernstes lagerte auf ihrer Stirn, als sie gleich darauf in der Aula erschien.

Man rüstete sich dort zu dem gemeinschaftlichen Nachtgebet und gegen ihre Gewohnheit kniete Miß' Eve, die eine Protestantin war, neben der Vorsteherin nieder, um an demselben Theil zu nehmen. Sie stand gefaßter auf. Die Zöglinge zogen jetzt paarweise an ihnen vorüber, welches nicht in der gewöhnlichen Ordnung geschah, denn die Kunde, daß in der Nacht ein großer Komet sichtbar sein werde, brachte alle Gemüther in Aufregung und das Gebot des Schweigens in Vergessenheit. Da auch diesem unruhigen Geiste der Sternenschaar der Ruf des Weltenvernichters anhaftete, war er ein Gegenstand neugierigen Schreckens; einige Kinder weinten, während andere erklärten, den Untergang der Erde nicht verschlafen zu

wollen. Die würdige Vorsteherin beruhigte und belehrte nach Kräften, und ihr Versprechen, daß man die Zöglinge vielleicht in der nächstfolgenden Nacht, welche einem Sonntag vorangehe, die Himmelserscheinung bewundern lassen werde, schien endlich soviel Garantie für die hereinbrechende zu bieten, daß ein friedlicher Rückzug nach dem Schlafsälen begann.

Miß' Ere trat zu einem kleinen Mädchen, welches noch allein am Schultische vor einem aufgeschlagenen Buche saß. Blauschwarzes Haar, so glänzend und schlicht, daß es wie feucht schimmerte, floß um ein schönes, apathisches Gesicht mit müden Augen; corallenrothe Lippen kaueten an einer Feder; in der nachlässigen Haltung lag Groll und Trotz; ein feindseliger Blick streifte Miß' Ere, da sie fragte:

„Hast Du das Pensum gemacht, Teonesta?"

„Ich habe es nicht gemacht", erwiederte Teonesta, indem sie die Haare über die Wangen fallen ließ, um eine Grimasse zu verdecken, welche sie ihrer Genugthuung schuldig zu sein glaubte.

„Erlassen Sie es mir, Miß' Ere", klang es schmeichelnd weiter.

„Du wirst nicht schlafen gehen, bis die zwei Seiten abgeschrieben sind", sagte diese mit dem kühlen Ernst, der ihr stets Gehorsam verschaffte. Weder heftig, noch zärtlich, ohne alle blendenden Eigenschaften, aber streng gerecht, war sie von den Zöglingen mehr geduldet als geliebt und als „Engländerin" kritisch beobachtet.

Teonesta legte den Kopf fast auf den Tisch, indem sie seitwärts von unten das stille, blasse Gesicht neben sich prüfte.

„Die Amphibien haben rothes kaltes Blut", äußerte sie, ihren Betrachtungen einen unverständlichen Ausdruck leihend und erwiederte auf eine erbetene Erklärung, daß sie ihre Naturgeschichte repetire. Doch blieb sie an ihrem Platz und begann zu schreiben, nun es einmal sein mußte und die Lehrerin, welche die Aufsicht hatte, schon mit den letzten Kindern die Aula verließ.

Miß' Ere bemerkte, daß diese rothgeweinte Augen hatte.

„Was fehlt Dona Sophia?" fragte sie die Vorsteherin, auf deren Wink einen Stuhl einnehmend, den die Genannte eben verlassen hatte.

„Sie hat mir ihr Schicksal erzählt und glaubte wie Alle, die das vor ihr thaten, ihres sei das härteste", antwortete die Dame, indem sie unendlich geschwind und doch wie spielend an der Spitze eines Strumpfes weiter schaffte. Niemand hatte sie jemals müssig gesehen. Eine Ausländerin wie Miß' Ere, hatte sie die Pension eröffnet, als die jetzt ziemlich umfangreiche Stadt noch ein kleines Städtchen war, durch Generationen gelehrt und erzogen, getadelt und gelobt und in redlichem Streben viel für sich und Andere erreicht. Die positive Art einer solchen Persönlichkeit wirkt fast immer beruhigend. Miß' Ere sah ihr sinnend zu, die eigenen Hände unbeschäftigt zusammen gezogen.

„Wie Alle", fuhr sie fort. „Nur Sie, Mrs. Ericson, klagten nie über das Schicksal. Ich hoffe, daß es Ihnen immer günstig war", fügte sie wie entschuldigend hinzu, da die Andere zaudernd geschwiegen hatte.

„Fast immer", erwiederte Mrs. Ericson endlich, „ich konnte nicht erwarten von Prüfungen verschont zu bleiben,

doch waren sie nicht härter, als ich sie zu tragen vermochte."

Die feste klare Antwort mußte der Vorsteherin gefallen haben; denn sie nickte freundlich mit dem Kopfe, indem sie leichthin sagte, so könne sie auch für sich selber sprechen, und dann auf Schulangelegenheiten überging, denen Miß' Ere Interesse und Aufmerksamkeit entgegenbrachte. Miß' Ere war von der Vorsteherin hochgeschätzt als eine jener treuen, anspruchslosen Gefährtinnen, welche oft mehr zu nützen vermögen, als höher begabte, weniger hingebende Naturen. Da Teonesta inzwischen ihre Arbeit zur Durchsicht gebracht hatte und entlassen worden war, blieb Miß' Ere nur noch aus Rücksicht auf den Strumpf, mit dessen Spitze auch die Unterhaltung endete. Sie befand sich bald allein in der Aula, wo sie noch etwas zu ordnen hatte. Dann konnte sie auf ihr Zimmer gehen.

Die Uhr gab die zehnte Stunde mit dem unausbleiblichen da capo; das Rauschen des Badewassers, das Schlurren der alten Negerin, das Sprühen des Lämpchens, das Gemurmel in den Schlafsälen, Alles war nach und nach verstummt, doch hörte Miß' Ere ihren Namen nennen, als sie über den Corridor schritt. Sie glaubte sich gerufen und wandte sich rückwärts, woher der Laut kam. Jetzt unterschied sie im nächsten Schlafsaal ein Flüstern, welches sie betraf und von der Stimme Teonesta's.

„Ein Leut', das kein Gefühl hat, das Einen plagt zu seiner Freude! Ich sage Dir, diese Engländerinnen haben kalte Hände und dünne Beine und haben kein Gefühl, und ich weiß etwas von ihr, etwas Schreckliches!"

Miß' Ere stand wie gelähmt, indem sie mit einer Art unbetheiligter Neugier erwartete, was sie hören werde.

„Sie hat ein Kind, einen Molch, einen Kobold, eine Strafe Gottes", fuhr die Kleine mit unverhohlener Schadenfreude fort, „einen Wechselbalg hat sie, der eigentlich ein Kalb ist und doch wieder ein Kind."

„Wer hat Dir das weiß gemacht?" tönte die schläfrige Antwort der Vertrauten.

„Eine Mulattin vom Hause kennt eine Wäscherin und die Wäscherin kennt einen Engländer und der Engländer . . ."

„Ist ein Windbeutel", ergänzte die übermüde Stimme, „schlaf und laß mich in Ruh." Doch Teonesta setzte hartnäckig ein:

„Ein Leut', das kein Gefühl hat, bekommt eine Strafe Gottes."

Miß' Ere strengte ihr Gehör vergeblich an, da sie meinte mehr vernehmen zu müssen; nur das harte Ticken der Uhr verkündete den Fall der Secunden durch den öden Corridor. Endlich ging sie leise weiter.

In ihrem Zimmer fand sie die Fenster geöffnet. Zartes, grünliches Mondlicht floß herein und lag draußen scharf abgegrenzt gegen die tiefen, feierlichen Schatten der sich im Dreieck hinziehenden Mauern des Hauses und der dunklen Masse des parkartigen Gartens, welcher von den zwei entgegengesetzten Seiten den weiten Hofplatz umschließt. Sie zündete kein Licht an, sondern sah in die Nacht hinaus. Wie ein Schneefeld erglänzte die lichte Fläche, von der sich die beiden Turnapparate gleich

riesigen Galgen schattenhaft abhoben; ein Nachtvogel schweifte einsam darüber hin und verschwand im Gehege. Sie verfolgte seine Spur durch die klirrenden Bambuszweige, indem sie sich die Worte Teonesta's wiederholte, und eine wilde Befriedigung, die Wonne des Martyriums, erfüllte ihr Herz; dann dachte sie an den verblümten Antrag des braven Professors, dem sie zum Entgelt für den ihr freundschaftlich angebotenen Unterricht einen Korb hatte geben müssen, an das, was sie der Vorsteherin über ihr Schicksal gesagt hatte, und sie hämmerte schon wieder mit dem vierten Finger der linken Hand auf den rechten Arm, denn sie erinnerte sich zugleich daran, daß sie in acht Wochen alle Tonleitern, das erste Buch der Fingerübungen und drei Klavierstücke können müsse.

Nach acht Wochen wollte sie in das Landstädtchen am Endpunkt der Eisenbahn übersiedeln, um dort den Unterricht einer bestimmten Anzahl von Zöglingen zu übernehmen. Dann konnte sie ihre beiden Kinder bei sich haben, auch das, welches Andere eine Strafe Gottes nannten, ihr unglückliches Kind. Ein tiefer Seufzer unterbrach ihre Gedanken. Sie überlegte gleich darauf, wie sie es aus dem abgelegenen Hüttchen holen wolle, wo es mit seiner Wärterin eingemiethet war; mit dem ersten Zuge in nächtlicher Frühe wollte sie reisen, das Gesicht des Kindes in einen Schleier gehüllt, damit es Niemand sähe; aber wenn es die thierischen Laute ausstoßen würde! . . . und das ungeschickte Verhältniß, ein siebenjähriges, langgewachsenes Kind, welches sich nicht aufrichten konnte, welches immer gestreckt lag wie erfroren oder wie todt; . . . sie pflegte es bei ihren Besuchen auf

den Armen umher zu tragen, aber wie schwer mochte es durch die Wagenthüren zu bringen sein!

„O mein Baby, mein armes heimgesuchtes Baby!“ flüsterte sie leise vor sich hin und schaute wieder hinaus. Die kleine Mulattin, welche jetzt lautlos über den Hof ging, um ihren letzten Dienst zu verrichten und den Kettenhund zu entfesseln, von dem sie als seine Pflegerin allein gelitten war, rief ihr warnend zu:

„Schließen Sie das Fenster, Miß' Ere, ich mache den Köter los“, und lachte und zeigte die schneeweißen Zähne, welche mit den feurigen Augen um die Wette funkelten gegen Druck und Gefangenschaft.

„Er wird mich nicht essen“, sagte Miß' Ere, indem sie auch lachte, als ob alles Unglück, welches eben vor ihr gestanden, sie gar nichts angehe; sie war ja mit dem Unglück vertraut wie mit dem Tode eines Langverstorbenen, den man nicht mehr nennt; seit Jahren trug sie das Unwiderrufliche mit Ergebung gegen Gott und mit Stolz gegen die Menschen, ohne ein Wort der Klage an eine Freundesseele, ohne den Widerhall eines Seufzers aus Freundesbrust. Doch die Wolken des Kummers sammelten sich schnell wieder über ihrer schmalen Nasenwurzel. Wer war der Herr gewesen, der nach ihr fragte. Sollte es? . . . Nein, Henry Ericson konnte es nicht gewesen sein . . . Unmöglich! Sie preßte die Hand auf das Herz wie vorhin, als derselbe Gedanke ihr gekommen war. Henry Ericson konnte es nicht sein; sie war ja nach kurzer Ehe schon vor sieben Jahren von ihm geschieden, wobei die Kinder ihr rechtlich zugesprochen waren. Das älteste, das Kind ihrer glücklichen Tage,

hatte der englische Prediger aufgenommen; es wuchs schön heran in sein zehntes Jahr. Die Erinnerung der glücklichen Tage kam ihr lebhaft, wie geweckt von dem reinen klaren Mondlicht. Eine Nacht wie diese war es gewesen, da sie fern im Staate Iowa mit dem Geliebten auf und davongegangen war über den leuchtenden Schneegrund in das Ungefähr der weiten Welt hinein. Heimlich war sie aus dem alten einfachen Farmhause geflohen, wo Fleiß und Frömmigkeit und altehrwürdige Sitten herrschten, wo die Frühverwaiste von den Großeltern erzogen worden, deren Stütze und deren letzte Lebensfreude sie gewesen — war sie geflohen, nachdem die blinde Ahne ihr den Umgang mit dem leichtlebigen, besitzlosen Burschen verboten hatte, dessen Charakter sie mißtraute.

Ach, die alte Frau sah die sonnigen Augen nicht, nicht das fröhliche Lächeln, das ihm so wohl stand, sie wußte nicht wie unwiederbringlich die Enkelin ihr Herz an ihn verloren hatte! Man hatte die Freiheit des Mädchens beschränkt und ihn fern gehalten. Aber sie trafen sich heimlich in Feld und Garten und er beschwor sie bald zürnend, bald schmeichelnd, aber immer heftiger und leidenschaftlicher den Bann zu brechen, der sie trennte. Was blieb ihr endlich übrig als dem Geliebten zu folgen, den sie nicht mehr aufgeben konnte. Hätte die Ahne gewußt, daß sie schon ein unlösbares Band an einander knüpfte, sie hätte nicht den Fluch des Undanks und der Heimathlosigkeit über die junge Liebe des Paares fallen lassen, das sich im nächsten Städtchen trauen ließ und dann in einem ärmlichen Gasthof die Spalten des Tageblattes nach einer Versorgung durchforschte. Diese fand sich in dem Angebot der Ver-

waltung einer Schäferei, deren Besitzer in Erbschafts-angelegenheiten nach Europa zu reisen gedachte. Als sie das Dorf erreicht hatten, war freilich die Schäferei von den Gläubigern des Mannes mit Beschlag belegt und ihre Hoffnung vereitelt, aber sie ließen sich durch eine Täuschung nicht niederdrücken, sie suchten und fanden auch bald hier, bald dort Brod genug um nicht zu verhungern.

Und sie war glücklich gewesen an seiner Seite, obschon sie schwer gekämpft hatten; sie hatte kaum des bitteren Leides der Verlassenen gedacht, sie war glücklich gewesen, bis sie nach allerlei Wechselfällen in die südlichen Colonien Brasiliens gezogen waren. Henry Ericson hatte dort einen einträglichen Erwerb gefunden in einem Handel mit Chinarinde und Spirituosen und anderen Herzstärkungen gegen das Fieber. Wohlhabender als je, hatten sie in einem netten Häuschen gewohnt, dem sogar eine Art von Behaglichkeit nicht fehlte, aber es war trübe in dem District gewesen, wo ein Heer verzweifelter Ansiedler dem Boden die Existenz abzuringen suchte, welche derselbe Boden mit heißem Athem zu jeder Zeit bedrohte. Statt aller Unterhaltungen, die er geliebt hatte, gab es nur die Venda*), und außerhalb der Venda gähnte ihn die Erschöpfung und die Langeweile an; und Henry Ericson ging den Weg, den viele der Fremden gehen, aus Mißmuth trank er Cachaça**) und trank mehr, bis er alle Mäßigung vergaß, und sie mit Schrecken die Gefahr erkennend sich ihm entgegenwarf um das Gift vor ihm zu hüten. Es ging schon nicht mehr. Er versprach umzukehren, doch sein Versprechen hielt nicht von einem Augenblick zum

*) Schenke. **) Zuckerrohrbranntwein.

andern. Bald ward sein schönes Gesicht gedunsen, seine Rede unruhig und zänkisch; er ward aushäusig. Miß' Ere's Gedankengang stockte; der Hund stand bellend unter ihrem Fenster. Sie fürchtete ihn nicht; denn das wilde Thier hatte sich in manchen Nachtstunden, die sie dort verwachte, auch an sie gewöhnt, aber heute machte dieses Bellen sie schaudern und zurückschrecken ... Wo war ihre Ruhe, wo die Selbstbeherrschung, die sie schwer aber sicher erlernt hatte? Die Eindrücke des Abends hatten sie darum gebracht; sie bedeckte ihre Augen mit der Geberde der Verzweiflung.

So, so ... hatte der Hund gebellt in der Nacht, als zwei Kameraden Henry Ericson in das Haus brachten. Sie hatte angstvoll am Fenster gewartet. Ausgestreckt hatten die Männer ihn herzu getragen und in den Flur geworfen und „todt, todt" gerufen. Den Ruf vergaß sie nie; sie glaubte ihn jetzt wieder zu hören, wie damals „todt, todt!"

Das Blut war ihr in den Adern geeist und doch hatte es sich dumpf auf ihren Kopf, auf ihr Herz geworfen, bevor die entsetzliche Kälte sie mit ehernen Banden umwand. Sie hörte noch, daß Henry Ericson sich schwerfällig aufrichtete und ihnen den schlechten Spaß verwies; dann schlug sie rückwärts nieder auf das Haupt. Die Erschütterung war so stark gewesen, daß ihre Ohnmacht schweren entsetzlichen Schmerzen wich, aber sie hatte nicht die Kraft den verhaßten Cachaça abzuwehren, den ihr Gatte als ein Belebungsmittel über sie ausgoß und der sie plötzlich zu versengen schien.

Einige Monate später war ihr jüngstes Kind geboren und bald nachher hatte sie Henry Ericson verlassen,

ihren Weg nach G. genommen und sich dort unter den Schutz des Predigers gestellt, der ihre Scheidung günstig für sie vollzogen hatte.

Der Hund bellte und knurrte noch. O die Nacht, die schreckliche Nacht! Miß' Ere schloß das Fenster, um Ruhe zu suchen.

Der nächste Morgen fand sie nicht schlaff zu ihren Pflichten; auch als um zwölf Uhr der Besucher von gestern gemeldet ward, ging sie leicht und schnell in das Sprechzimmer. Sie zitterte, als sie dort einen hohen bärtigen Mann gewahrte.

„Henry Ericson", sagte sie herbe, „was willst Du?"

„Dich sehen", erwiederte der Angeredete, trat ein paar Schritte näher zu ihr, blieb dann stehen und betrachtete sie unsicher, fast demüthig. Sie schwieg.

„Ich war bei Mr. Johnson's", begann er wieder, „und sah unser Kind."

„Warst Du?" gab sie kühl zurück.

„Margret", sagte er bittend und schwieg wieder. Ihr Blick vermied dem seinen zu begegnen. „Du brauchst Dich nicht abzuwenden . . . ich bin ein besserer Mann, als damals . . . da Du von mir gingest", fuhr er in abgerissener Rede fort . . . „Margret!"

Sie sah ihn an.

„Weißt Du Meg, ich habe mich aufgerafft, als es einsam um mich geworden war, ich habe die Botica verkauft und ein anderes Geschäft betrieben, mit dem es mir endlich auch geglückt ist . . . ich verdiene gutes Geld, ich wollte es Dir anbieten für Dich und die Kinder."

„Ich brauche nichts; ich werde die Kinder bald ohne Mr. Johnson's Hülfe ernähren können. Bist Du auch gegangen Baby zu sehen?"

„Nein, ich will es thun, wenn Du meinst, daß ich gehen soll."

„Geh nicht", sagte sie scharf, indem ihre Miene sich tiefer verdüsterte, „Lucy pflegt es gut", fügte sie nach einer Pause verloren hinzu.

„Ihre Mutter, die alte Lucy, lebt noch, aber sie ist stumpf . . . Ich habe die Mulattenwirthschaft satt; es muß anders mit mir werden. Lucy verdirbt Alles im Hause. Am Tage meiner Abreise hat sie auch den Spiegel zerbrochen, den, welchen ich Dir schenkte, als . . ." Etwas wie Mitleid erweichte ihre Züge, da er plötzlich abbrach und beschämt die Augen niederschlug bei der Erinnerung an ihre erste häusliche Einrichtung; sie seufzte leicht, bevor sie hausmütterlich einwarf:

„Es liegt noch ein kleiner Spiegel rechts auf dem Grunde des zweitgrößten Koffers." So einfach und unbekümmert die Worte auch klangen, sie verscheuchten seine Zaghaftigkeit.

„Meg, Meg, komm wieder", rief er in plötzlich hervorbrechender Leidenschaft. „Ich bin unglücklich, Du bist es auch." Sie wandte sich ab und sagte mit schneidender Kälte:

„Henry Ericson, Du weißt so gut wie ich, daß es nicht sein kann, niemals, selbst wenn ich es nicht verschworen hätte . . . Bleibe nicht länger, geh, ich bitte Dich."

„Margret, denke der alten Zeit. O, stoße mich nicht fort, ohne daß ich mich noch einmal zu Dir ausgesprochen

habe. Die Ruhe meines Lebens hängt daran." Es zuckte leise um ihren Mund bei diesen letzten Worten; ihr Blick kehrte zu ihm zurück.

„Geh", wiederholte sie hart, „es schickt sich nicht, daß Du noch bleibst."

„Gut", versetzte er mit bebender Stimme, „geh Du nur erst, ich werde meinen Weg schon finden." Aber sie standen sich bleich gegenüber und Jedes suchte im Gesicht des Andern zu lesen, wie weit der Trotz sie trenne. Henry Ericson war es, der nach einem heftigen inneren Kampfe zuerst sprach, indem sich eine schnelle Gluth über seine Wangen ergoß und die Stirnadern ihm hoch aufschwollen:

„Ich bitte Dich um dieses Eine, Meg. Ich habe erfahren, daß Dein freier Tag ist; komm heute Nachmittag zu Mr. Johnson's . . . schlag es mir nicht ab. O . . . laß mich nicht verzweifeln, mache mich nicht wahnsinnig." Sie sah Thränen in seinen Augen und auch die ihrigen wurden feucht.

„Ich will kommen, wenn Du keine Hoffnung daran knüpfest", sagte sie nach einigem Sinnen langsam und leise. Sein Blick dankte ihr mehr als die unverständlichen Worte, welche er hastig hervorstieß; doch sie wandte sich kühl zur Thür, indem sie ihm die gegenüber liegende Ausgangsthür bezeichnete, ohne ihm die Hand zu geben.

. . . .

Die Erholungspause war vorüber. Miß' Ere ging ruhig und gemessen wie immer in die Klasse und zu Tische, erfüllte einige kleine Pflichten, welche ihr noch oblagen und kleidete sich zum Ausgehen an. Bevor sie

fortging, sah sie sich in den Spiegel, was sie nur noch selten zu thun pflegte. So triste war ihr Anzug ihr nie erschienen, das graue Kleid, das schwarze einfache Mäntelchen mit dem gleichen Hut stimmten sonderbar nüchtern zu ihrem stillen Gesichte. Warum fiel es ihr plötzlich ein, wie weich und rosig es sie einst aus dem Glase angesehen, welches die alte Lucy jetzt auch zertrümmert hatte. Sie knotete ein hellblaues Seidentuch um den Hals, dessen frische zarte Farbe sich vortheilhaft von dem ernsten Grunde abhob. Dann lächelte sie mitleidig über ihre Eitelkeit oder was es immer war; mit der Eitelkeit hatte sie lange abgeschlossen.

Sie ging durch die Stadt in die Richtung der englischen Kolonie, wie man den Theil nennt, welcher hauptsächlich von ihren Landsleuten bewohnt ist; kurz vor demselben kam Henry Ericson ihr schon entgegen. Sein stattliches blühendes Aussehen fiel ihr auf. Ging denn dem Manne die Zeit schonend vorüber, während eine Frau dahinwelkte wie Heu? Ihr kam nur der biblische Vergleich; sie hatte nie Romane gelesen. Henry Ericson's Gesicht verklärte sich, da sie zu ihm trat.

„Meg", sagte er, jetzt schnell und sicher ihren Arm nehmend, „thu mir die Liebe und gehe mit mir nach dem englischen Kirchhof. Ich will Dir Deinen Willen lassen, aber wir müssen uns allein sprechen. Nicht wahr, das siehst Du ein? Wir gehen nachher zu Mr. Johnson's . . . Wir dürfen Freunde sein, Meg, und allein."

„Allein vor Gott", sagte sie zögernd, aber sie gab ihm schon nach und ging mit dem Schweigenden den einsamen Weg, abseits der Stadt, auf dem nur zwei oder

drei niedrige Hütten aus dem Cactusgewirr hervorragen. Der Weg führt über eine öde, lehmigte Strecke nach dem entlegenen Orte. Weithin dehnten sich unter der Nachmittagssonne die Brüche der röthlichen Fläche, gleich den erstarrten Wogen eines todten Meeres; ein einziger grüner Fleck, zeichnete der Kirchhof sich reizvoll darauf ab wie die einsame Friedensinsel, von welcher Dichter träumen. Wortlos legten sie die Entfernung dahin zurück, heiß umwogt von den goldenen Sonnenstrahlen und der blendenden Farbengluth des rothen Bodens, der die feurigen Strahlen einsog und zurückwarf und wie verschmachtend unerschöpfliche Fluthen feiner Staubatome bis an die blaue Himmelsdecke aushauchte. Die Stille war groß und kaum unterbrochen von dem gedämpften Klang seines kräftigen Schrittes; jedes Leben der Thierwelt schien gelähmt durch die erstickende Hitze.

Als sie den wundervoll bepflanzten Kirchhof erreichten, wehte ihnen ein Hauch von Kühlung aus dem schattigen Dunkel entgegen; von einem leisen Schauder ergriffen, traten sie durch das Thor unter die Araucarienalleen, welche ihn umgeben und kreuzförmig theilen. Sie schwiegen noch immer, indem sie an den Gräbern vorüber dorthin gingen, wo sich im Hintergrunde mehrere große Feigenbäume erheben, deren weitverstrickte Wurzeln ein hochliegendes Netz oberhalb der Erde bilden. Es ist unbewohntes Gebiet, den Baumriesen noch überlassen.

Das Düster der Umgebung wirkte überwältigend nach der Lichtfülle, welche noch an ihnen zu haften schien.

„Danke Dir, Meg, daß Du gekommen bist“, stammelte Henry Ericson gerührt, indem er sich etwas abseits von

ihr auf eine Wurzelhöhe niederließ. Sie erröthete, und er wagte sich näher heran.

„Du bist gut, das weiß ich, obschon Du strenge geworden bist seit dem Unglück, nein, seit meinem Unrecht. ... Wie heiß Dir wird; lege den Hut ab. Willst Du?" Der Hut war ihr ungewohnt; sie ließ ihn gleiten und ihr lockiges goldenes Haar sprang von der Hülle befreit wie electrisch um ihr Gesicht, das seltsam erregt um Jahre verjüngt erschien; ihm kam es schön vor unter dem Heiligenschein.

„Wie herrlich Deine Haare sind", sagte er, sie mit Bewunderung anblickend, „weißt Du noch, daß die dummen Jungen in Iowa sie roth schalten? Ich war der erste, der sie gern hatte und es Dir sagte. Du wolltest es nicht glauben, kleine Närrin von damals."

„Ich lernte sie schätzen, seit ich nach dem Süden kam", versetzte sie, ihre Zurückhaltung vergessend. Sie war ja ein Weib und das Lob freute sie in dem Augenblick.

„Das Kind sieht Dir ähnlich", sagte er, noch immer in ihren Anblick versunken.

„Nein, Dir gleicht es", widersprach sie schnell, „Deine Augen hat es und Dein Lachen." Aber als er jetzt lächelte und sie voll und warm ansah, blickte sie verwirrt zur Seite und rückte weiter von ihm ab. Die Bewegung kränkte ihn.

„Denkst Du an mich, wenn sie lacht?" fragte er plötzlich dringend und düster, „Meg, Du hast Dich von mir getrennt und hast meine Kinder von mir gerissen und willst mein Geld nicht nehmen, aber ... aus dem

Gesicht des Kindes kannst Du mich nicht ausstreichen. Bleib", fügte er ruhiger hinzu und ergriff ihre Hand, da ihm schien, daß sie aufspringen wollte, „ich erinnere mich meines Versprechens; ich bin kein Schurke."

„Laß hören, was Du mir zu sagen hast", unterbrach sie ihn in einem besänftigenden Ton.

„Ja, ja. Wir können es ruhig besprechen", erwiederte er, aber seine Stimme zitterte in tiefer Erregung. „Rechtfertigen wollte ich mich vor Dir, um wenigstens Deine Verzeihung zu erlangen. Jahrelang habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt . . . und nun fehlen mir die Worte. O Margret, wo fange ich denn an? Ich bin schon lange ein rechtschaffener Mann und es fällt mir schwer der bösen Zeit zu gedenken. Aber Du sollst Alles wissen . . . Denke Dir", sagte er in demselben Augenblick abschweifend, „bald nachdem Du fort warest, starb Sam Wells, und am Tage seines Begräbnisses that Tom Parker einen gefährlichen Fall, von dem er sich nie mehr erhob; von den Seinen gehaßt und mißhandelt lag er noch lange auf dem Leidensbette. Ich war allein in der Venda; ich war einsamer im Hause . . . ich war elend. O Meg, Du sollst Alles wissen." Die stockende abgebrochene Rede schien ihm in der Kehle stecken zu bleiben; seine Brust arbeitete heftig.

„Gott hat Dir geholfen", sprach sie, indem sie unwillkürlich die Hände faltete.

„Ja" . . . sagte er gepreßt und schwieg lange. „Klein-Meggy kreischte vor Freude auf, wenn ich heimkam", begann er wieder, „sie war gestern lieb und traut, als ob sie noch eine Erinnerung von mir bewahre. Weiß

sie, daß sie einen Vater hat, der ... nicht gut thun wollte?"

„Nein."

„Dann ... hält sie ihn für todt?"

„Ja." Er strich sich mit der Hand über die Augen.

„Hm ... ich kann nicht ruhig sprechen. Beichte wer da will; ich muß zur Sache kommen", murmelte er und wandte sich wieder zu ihr, „Meg, Du dachtest meiner mit Abscheu, nicht wahr?" Sie schüttelte den Kopf. „Wenn Du mir vergeben könntest, o, wenn Du vergessen könntest. Wie sehr ich mich auch schäme, ich habe mir gelobt, Dich noch einmal zu fragen, ob Du zu mir zurück kehren willst ... Sprich nicht das entscheidende Wort, bis ich Dir mein Herz ausgeschüttet habe. Warte nur ... weißt Du, daß ich Baby nicht ertragen konnte, war nicht Bosheit ... nein. Ich war feige; der Anblick des Kindes brachte mich von Sinnen. Jetzt wird es anders sein. Und Gott wird es von seinem Dasein erlösen, wird uns erlösen. Es kann ja nicht groß werden. Erzähle mir von ihm, Meg; kennt es Dich, kann es Dich nennen?"

Sie schauderte und sagte leise: „Es kennt mich, es streckt mir die Hände entgegen und ruft mich „Mama", das einzige Wort, welches es jemals lernte." Ihre Augen schienen zu erstarren an dem Stein zu ihren Füßen, den sie fest und fester ansah, indem sie langsam wie tropfenweise hinzufügte, „der Doctor sagt, nun es über sieben Jahre alt ist, wird es leben können, Gott weiß wie lang."

Henry Ericson stieß einen stöhnenden Seufzer aus.

„Welch ein Unglück", rief er, „welch ein Fluch! Wäre es nicht in der Wildniß geboren, so hätten es die Aerzte getödtet. Wir erkannten das furchtbare Schicksal nicht, und doch hätten wir es wohl einsehen müssen, der hohe mißgestaltete Kopf, die unbewegliche Wirbelsäule kennzeichneten ein geistig und körperlich verkrüppeltes Wesen. O, das Unglückskind hätte erstickt werden müssen, bevor es den ersten Athemzug that."

„Still, still", rief sie angstvoll dazwischen, „schände Dein eigen Fleisch und Blut nicht. Wenn Du es oft sähest wie ich, könntest Du nimmer so sprechen ... Aber Du sollst es nicht sehen, nein. Du würdest nur das Abschreckende in ihm gewahren. Glaube mir, ich kann alle seine Fehler vergessen! Es hat gute unschuldige Augen, die aufleuchten, wenn ich zu ihm trete; es hat zarte, schmale Hände, seine Haut ist blüthenweiß und seine Haare sind seidenweich und dunkel. O Henry Ericson, sprich nicht von Sterben; ich wünsche, daß es lebe, mein Baby, mein armes heimgesuchtes Baby!"

Sie hatte sich in eine große Aufregung geredet und weinte und schluchzte nun auf das Heftigste. Der Mann, der sie mit Andacht betrachtete, verstummte vor diesem unbegreiflichen Etwas, der Mutterliebe; er hatte wie manche leichtsinnige Menschen ein gutes, weiches Herz; das Bewußtsein ihres gemeinsamen Elendes überwältigte ihn so sehr, daß er die Hände ballte und sich die Lippen wund biß, um nicht selber zusammen zu brechen. Dann begann er sie zu trösten in einfachen, zärtlichen, tiefbewegten Worten und sie ward ruhiger, indem sie, den Kopf hülflos in beide Hände gestützt, auf ihn horchte.

Diese Worte enthielten nichts von Geschäften, nichts von Pflichten, nichts von dem bangen aufreibenden Streben der letzten Jahre; es war ein warmer Strom der Beredsamkeit von Herz zu Herzen, den sie wie eine unsägliche Wohlthat empfand.

Allmählich tröstete Henry Ericson nicht mehr; er ging in einen treuherzigen, schmeichelnden Ton über, lobte ihr blaues Halstuch und ihr liebes Gesicht, das ihn wieder ansehe wie einst. Dieses „Einst" war so reich an schönen Erinnerungen; er ließ nur einige davon flüchtig aufleben und eine ganze Welt von Glück erschloß sich ihnen wieder in blendender Ferne. Sie hatten sich geliebt. Was wischt den schönen Traum aus der Brust des Erschöpften?

Das Laub der Bäume verhüllte sie, die Welt umher verhüllend; ein Sabiá sang leise durch die Worte, die sie solange nicht gehört und doch nie vergessen hatte, o, die sie entbehrt hatte zu jeder Stunde. Sie sprach kaum noch; sie lauschte anmuthsvoll wie in ihrer Mädchenzeit; der herbe Zug, welcher so fest um den Mund und auf der Stirn gelagert hatte, war zerflossen vor der Vergangenheit, der seligen Vergangenheit. Eine Gegenwart gab es nicht, das Bewußtsein davon war ihr entschwunden.

Und was er nicht hatte erzwingen können, drängte sich ihm jetzt gewaltsam auf die Lippen; er schilderte ihr ohne Rückhalt sein Thun, sein Leiden, sein Fehlen auch, und sie tröstete, sie fragte, sie lauschte mit der Theilnahme eines Engels, wie nur das höchste Vertrauen sich geben und nehmen kann. Tiefbewegt gewahrte Henry Ericson die Veränderung ihres Wesens; die langverwelkten Blüthen,

welche ihm wieder erstanden, schienen ihm wie verklärt, edler, begehrenswerther, als da sie ihn in ihrer ersten Kraft und Frische beglückt hatten. Wie überirdisch dünkte ihn sein Weib. Sein Weib; war sie es nicht noch heute? Er schlang den Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie ließ es geschehen, und als sie stumm und weich, das Gesicht von Thränen überströmt dalag, bog er sich herab, um sie zu küssen.

Da tönte ein heiseres Hundegebell rauh und abgebrochen aus der Ferne und zugleich schreckte ihn ein herzzerreißender Schrei aus dem Glück, welches er schon gewonnen glaubte. Sie entwand sich ihm, indem sie mit den durchsichtigen Händen um sich schlug. Dann hob sie die Rechte drohend gegen ihn wie in einem Anfall von Raserei; ihre hellen Augen schienen Feuer zu sprühen, ihre Wangen brannten in dunkler Gluth.

„Wortbrüchiger", keuchte es aus ihrer Brust, „was wagst Du zu thun? Einmal hast Du mich verführt die alten Leute zu betrügen, hast auf ewig ihr Glück und meine Ruhe zerstört. Nun, nun . . . obschon Du meinen Schwur kanntest, suchst Du mich zu Schlimmerem zu verleiten. Ich will, ich darf Dir nicht gehören, nie, nie zu Dir zurückkehren, niemals."

Furchtbar erschütterte ihr Zorn den Schuldbewußten.

„Meg", stammelte er flehend, „Du thust mir weh. Besinne Dich, Du liebtest mich einst."

„Ich . . . ich liebe Dich noch heute, Henry Ericson!" stieß sie wild hervor.

„O, so vergieb und komm", rief er die Arme gegen sie ausstreckend, „quäle mich und Dich nicht länger. Ich will

Deine Scrupel besiegen und wenn es sein muß mit Gewalt."

Sie wich um keinen Schritt, da er sich ihr in heftiger Leidenschaft näherte, aber sie sah ihn mit einem Blick an, der seine Kraft lähmte. Wie vernichtet stand er vor der wortlosen Beredsamkeit dieser Anklage, die ihn vor den Thron eines höheren, unsichtbaren Richters zu rufen schien, einer Anklage, für die es keine Rechtfertigung geben konnte, keine Sühne!

„O", murmelte er bitter, „ist das Deine Frömmigkeit, eine Frömmigkeit, die keine Vergebung kennt?"

„Vergebung? ... Ich habe Dir nie gezürnt", fuhr sie auf. Doch als ob diese Worte sie erlöst hätten, veränderten sich ihre Züge; die Farbe sank, sie neigte sich gegen einen Baumstamm, da ihre Gestalt zu wanken begann. „Henry Ericson", sprach sie weich und gramvoll, „mein Herz kennt keinen Wechsel, o und kennt keinen Groll ... ich liebe Dich noch heute. Aber frage nie mehr nach Deinem Weibe. Es hat sich einmal Alles umgekehrt in mir und das ... das könnte mich wieder erfassen. Ich darf kein anderes Kind haben gleich meinem Baby, dem armen, heimgesuchten Baby ... Vergiß und sei so glücklich wie Du kannst... Sei glücklich!"

Sie schritt an ihm vorüber, der mit verhülltem Antlitz dastand. Ein großer Schmerz ging durch seine Seele. Als er wieder aufblickte, war er allein; sie waren ohne einen Händedruck auf ewig geschieden. Außerhalb der stillen Welt, die ihn umgab, erwachte das Hundegebell lauter und heftiger.

. . . .

Als Miß' Ere mit eintretender Dunkelheit in die Pension zurückkehrte und den Corridor hinunterging, stolperte sie an der Ecke des Kreuzganges über ein vorgestelltes Füßchen, das schleunig fortgezogen ward. Sie sah einen Schatten fortgleiten und draußen im Haufen der spielenden Kinder verschwinden, aber wie leicht er auch davon huschte, erkannte sie doch Teonesta's schlichtfließendes Haar; sie hörte ein Hohngelächter, welches schwach anfing und sich allmählich über den Haufen verbreitete, aus dem sich einige Köpfe neugierig fragend nach ihr umwandten. Man erwartete, daß sie die Schuldige suchen, daß sie zanken, drohen, strafen werde und man hatte sich gelobt, Teonesta nicht zu verrathen. Aber Miß' Ere ging stumm auf ihr Zimmer. Und nun grollte man ihr, daß sie den Spaß verderbe; diese Engländerinnen hatten dünne Beine, die nicht einmal stolperten und kein Gefühl, nicht einmal Ehrgefühl. Wie verächtlich!

Der kleine Zwischenfall ward bald vergessen über der Kunde, daß man wirklich in der Nacht aufstehen dürfe, um den Kometen zu sehen. Miß' Ere übernahm es die Kinder zu wecken, und Alles legte sich fröhlich nieder. Nur sie verbrachte wie gestern eine Stunde nach der andern am Fenster; Mitternacht war vorüber, die Sterne standen hoch, der Hofhund hatte sich zur Ruhe gegrollt; sie lauschte noch immer ihren eigenen Gedanken.

Das Wiedersehen mit Henry Ericson hatte ihre Kraft erschöpft; jetzt durchzuckte es sie wie Wittwenjammer, und die Verlassenheit des Mannes, der ihr heute gestorben war, ergriff sie mehr als ihre eigene Qual. Der gerettete, kräftige Mann würde sich trösten, würde sich

wieder dem Leben zuwenden und sie endlich vergessen, sagte sie sich weiter, während sie an dem dürren Kummer zu zehren hatte bis an ihr Ende; in demselben Augenblick, wo sie ein Gelübde that für sein Glück, fühlte sie sich von einer heißen Eifersucht bestürmt, die ihn jeder anderen Liebe mißgönnen und entreißen wollte. O, hätte sie ihn nie wiedergesehen! seufzte sie und dann zeichnete sie sich in der Phantasie jeden Zug seines Gesichtes, hörte jedes seiner Worte bis in die kleinste Nuance der Betonung und freute sich der wenigen Augenblicke seliger Vergessenheit, die sie nach sieben harten Jahren in seiner Nähe gekostet hatte. Liebe, selbstlose, treuherzige Liebe hat aus jeder Fiber seines Wesens gesprochen, und sie wünschte sich wieder zu ihm und ihn zu ihr, weil sie doch das mächtigste Band zu einander zog; sie begriff nicht, wie sie leben und leiden sollte ohne ihn. Alles was sie an Trost und Muth gesammelt hatte während der Jahre der Trennung verließ sie, und weinend lag sie am Boden, der Verzweiflung hingegeben, die ihr wieder und wieder zuflüsterte: „Rette Dich durch den Tod!“ Rauschte nicht der Bach von drüben her von Frieden und Ruh und ewiger Vergessenheit? . . . Aber warum soweit? Auch auf dem Grunde des Brunnens dort war kühle Ruh zu finden. Schimmerten nicht die Adern so tiefblau an ihrem Arm, daß das scharfe Messer, welches sie zu finden wußte, sie nicht verfehlen konnte? . . . Aber warum soweit? Ihr eigenes Strumpfband genügte ja den Lauf des Blutes in wenigen Minuten zu hemmen. Giftige Kräuter fielen ihr ein, die im Garten standen, aber warum soweit? Die Zündhölzer dort thaten dasselbe

... Nur schnell, nur schnell den Phosphor abgestreift, um nicht das Licht, das gefürchtete Licht eines anderen Tages zu sehen ... Horch, was war das?

Der Schlag der vierten Stunde erinnerte sie daran, daß sie die Kinder rufen müsse, und als sie unwillkürlich nach der Richtung sah, wo die Himmelserscheinung zu erwarten war, bebte sie zurück und rang die Hände. Sie war nicht abergläubisch; aber da stand das glühende Gestirn mit dem weithin strahlenden Lichtschweif wie eine Garbe, wie eine Ruthe, wie ein mächtiges Richtschwert an dem weiten, blauen, stillen Himmel. Ein Grauen überkam sie. War sie allein da, um dem Gast aus einer anderen Welt zu begegnen? Drohte er ihr, kündete er ihr das übermenschliche Leid, welches ihre Seele durchfluthete? O nein, die Strafe Gottes bedurfte keines Boten, keines Zeichens; jede Schuld ward mit dem Stachel geboren, der ihr eisern entwächst und sie überdauert. Es handelte sich nur darum die Strafe auf sich zu nehmen. Sie hatte es muthig gethan. Aber sie konnte nicht mehr; es war dunkel geworden vor ihren Augen und in ihrer Seele.

Fast bewußtlos dem gewohnten Ruf der Pflicht folgend, ging sie die Kinder zu rufen, und in kurzer Zeit ward es laut in der Aula. Kleine und größere Gestalten tauchten in weißer Gewandung wie der Chor seliger Geister um den suchenden Orpheus auf, hüpften auf Tische und Bänke und hängten sich an die Fensterpfosten mit weit zurück gebogenen Köpfen. Man hatte schon aller Bewunderung und Befürchtung und den unmöglichsten Annahmen Raum gegeben, als noch ein kleines Mädchen

auf bloßen Füßen eintrat, welches sich verdrießlich die Augen ausrieb und die langen Haare über das Nachthemd zurückschüttelte.

„O Teonesta, Schlafblümchen“, neckten die Gespielinnen.

„Laßt mich zufrieden“, murrte das Kind. „Wo ist der Komet? zeigt mir ihn her.“

„Boba*), da sitzt er am Himmel, da, da!“ zwanzig Hände halfen den Worten nach.

„Das ist es? Weiter nichts?“ schrie Teonesta, „pfui, welch ein Teufel von Komet; es war nicht der Mühe werth darum aufzustehen.“ Ihre Worte erregten Entsetzen.

„Wehe, sie hat den Himmel gelästert“, rief ein langes, bleichsüchtiges Mädchen, welches in dem Rufe einer Nachtwandlerin stand, „der Komet wird auf das Dach fallen und uns Alle verderben.“

„Sünderin, Sünderin!“ wurden andere Stimmen laut. „Teonesta, was hast Du gethan?“

„Stoßt sie hinaus“, sagte die erste wieder, „damit der Komet auf sie allein falle!“

„Hinaus, hinaus!“ wiederholte die Schaar. Drohende Gesichter drängten sich um Teonesta, man schmähte sie, man schalt sie, man klagte sie furchtbar an. Teonesta, welche den Kometen mehr fürchten mochte als die richtenden Nachtgestalten, begann laut zu weinen; diese, von derselben Angst getrieben, setzten ihr heftiger zu. Man stieß, man puffte das bleiche verstörte Kind, man zerrte es am Hemdchen, an den Haaren.

So fand es Miß' Ere, als sie nach kurzer Abwesenheit in die Aula zurückkam. Erschreckt eilte sie auf dasselbe

*) Dummes Ding.

zu, umschlang es mit beiden Armen und wehrte die Verfolgerinnen ab; es gelang ihr nur mit Mühe diese scheltend zurück zu treiben, während das Kind an ihrer Brust in sich selber zusammensank. Sie trug es in sein Bett, legte es sorgfältig nieder und setzte sich neben ihm, dem Kinde die Hand lassend, welche es fest umklammerte.

„Miſ' Ere", stammelte es unter Thränen, „Sie sind gut. Es ist nicht wahr, daß Sie kalte Hände haben. Nein ... und dünne Beine. O Miſ' Ere, es ist nicht wahr, daß Sie kein Gefühl haben."

„Still, Teonesta", mahnte ihre bebende Stimme, „schlafe jetzt."

„Ich will es versuchen, aber bleiben Sie bei mir. Nicht wahr, ich habe keine Sünde gethan, die den Zorn des Himmels verdient?"

„Nein, Du wußtest nicht was Du thatst."

„Er ist schrecklich, der Zorn des Himmels, nicht wahr?" murmelte das Kind. „Man kann ihn nicht sühnen."

„Gott ist gnädig und voll Erbarmen", sagte Miſ' Ere mechanisch. Das Kind preßte ihre Hand fester und flüsterte im Entschlummern:

„Du bist lieb, Miſ' Ere, wie meine Mutter."

Bald kamen die übrigen Kinder zurück, um nach den erkältenden astronomischen Beobachtungen die Betten wieder aufzusuchen; doch gab es noch vieles zu besprechen, und Miſ' Ere hatte oft zur Ruhe zu ermahnen, bevor Lärm und Geflüster sich beruhigten und nur das gesunde Säuseln so vieler regelmäßigen kleinen Athemzüge hörbar

blieb. Durch die herzförmigen Einschnitte der Fensterläden brach die Sonne mit kleinen schrägen blutrothen Strahlen, welche in gebrochenen Lichtern über die Kalkwand hüpften. Das ferne Sonntagsfrühgeläute zitterte durch die Luft.

Miß' Ere sah still auf all das schlummernde junge, knospende Leben um sich her und auf das schöne Kind, welches dann und wann aufschluchzte und ihre Hand noch immer mit Bewußtsein zu halten schien. Als sie sich leise erheben wollte, durchschauerte ein neuer Schrecken die kleine Gestalt; hülfesuchend wand Teonesta sich im Halbschlaf an ihr empor, umklammerte sie mit weichen Aermchen und barg das Haupt an ihrer Brust; sie hielt sie lange dort, küßte sie zur Ruh und ließ sie endlich auf das Kissen gleiten.

Miß' Ere seufzte tief auf. Schwere Thränen rollten langsam über ihre verblühten Wangen. Endlich schien Teonesta zu schlafen, aber als sie vorsichtig ihre Finger löste, flüsterte die Kleine leise und zärtlich:

„Mutter!“

Und Miß' Ere glaubte die Stimme ihres eigenen Kindes zu hören; ihr hoffnungsvolles, geliebtes Kind schlief ja gesund und friedlich unter dem Dache des Pfarrhauses, wo es wohlgeborgen sein würde, auch wenn sie es nie mehr zurück forderte. Aber wem war es an das Herz gewachsen wie ihr? Und das Andere? . . .

Die Angst der Liebe ergriff sie schaudernd; sie preßte ihre Hände gegen die Schläfen, wie um sich von einem entsetzlichen Traum zu befreien und sie kreuzte sie fest über ihrer hochwogenden Brust. Sie betete.

Und sie sah gottergeben zum Himmel empor; sie hatte Ruhe gefunden in dem Gedanken an die Kinder, deren Mutter zu sein ihr beschieden war.

„Mein Baby", flüsterte sie, „und wenn Dir Alles fehlt, ich will Dir nicht fehlen, mein armes, heimgesuchtes Baby!"

Auf Krücken der Liebe.

1.

Dona Bella war eine charmante Frau; sie richtete sich in allen Stücken nach ihrem Manne und darum liebte sie seinen Freund, den Doctor. Aber ihre Gefühle waren ästhetisch und ungefährlich; mehr als den Doctor liebte sie den Zauber einer galanten Intrigue und vor allen Dingen liebte sie sich selbst und ihre Schönheit. Was sie auf der weiten Welt am meisten interessirte, war ihr eigenes Spiegelbild. Mit Stolz wußte sie sich als die Tochter eines fremden Gesandten, im Besitze einer vornehmen Erziehung und einer blendend weißen Haut, welche durch das ihr mütterlicherseits vererbte echt brasilianische Rabenhaar seltsam gehoben wurde. Stattlich und biegsam, lächelnd und sanft, war sie sich mit Stolz bewußt, noch im Hochsommer ihres Lebens eine bewundernswerthe, fast jugendliche Frische zu bewahren. Es gab nie eine Frau, der man mehr Complimente sagte und nie eine, die sie mit mehr Duldsamkeit als einen schuldigen Tribut empfing. Selbst Senhor Joaquim oder „Nhou Quim", wie er kurz genannt ward, hatte sich von dieser Verpflichtung nicht befreien können; er schwur bei allen Teufeln — denn er liebte starke Ausdrücke — daß seine Frau „Numero Eins" unter den Schönheiten der ganzen Provinz São Paulo sei und daß sie unvergleichliche Augen habe. Sie hörte es gnädigst an; der Spiegel sagte es ihr jeden Tag.

Ihre großen, klaren. strahlenden, lichtblauen Augen nahmen sich unter der Tropensonne wie gestohlene Diamanten aus. Freilich, Nhou Quim hatte, als der letzte Sproß eines reichen, vornehmen Geschlechts, von Jugend auf Juwelen genug gesehen und besessen; er war lange blasirt — auch über diese Diamanten. Aber der Doctor, welcher sich bisher so wenig aus Diamanten gemacht hatte, daß er nicht einmal die echten von der Nachahmung unterscheiden konnte, der Doctor hielt sie für sehr kostbar.

Da zu einer Liaison auch eine Correspondenz gehört, schrieb Dona Bella dem Doctor zierliche Briefe, meist in der Form von Krankenberichten. Dieselben waren auf sehr schönem Papier mit fliegenden Lettern skizzenhaft entworfen. Was den Inhalt betrifft, so ist er leicht und ohne große Indiscretion zu berichten. Er lautete etwa so: „Guten Morgen, lieber Doctor. Ich habe eine tödtliche Migräne. Soll ich Thee von Orangenblättern nehmen? . . . Gestern sah ich noch spät nach den Sternen und dachte an Sie . . . Ihre Bella". Oder — „Grausamer Doctor, man sieht Sie nicht. Nhou Quim ist so erkältet, daß ich recht besorgt seinetwegen bin . . . Bella." Oder — „Wie geht es Ihnen, lieber Doctor? Meine Migräne ist mit Fieber zurückgekehrt. Es wäre tröstlich, auf Ihren Besuch rechnen zu dürfen. Erinnern Sie sich heute und immer Ihrer Bella." Oder — „Theurer Doctor. Was ist das Leben? . . . B. R."

Eine Französin würde wenigstens hinzugefügt haben: ‚Excusez le peu‘ . . . Aber was weiß eine Französin davon, wie eine schöne Dona ihre Liebe ausdrückt und gar eine Liebe, die sie nicht allzu tief empfindet! Der Doctor

beantwortete diese Briefe nie; so viel Verstand war ihm geblieben, obschon er fest genug umstrickt war. Er fuhr nur hinaus nach der prächtigen, eleganten Chacara, woher sie kamen und heilte die fraglichen Migränen meist durch sein Erscheinen. Hätte er ebenso leicht Nhou Quim's Leiden bannen können, so wäre er längst ein hochberühmter Arzt gewesen mit einem Palast, einem Vierspänner und hundert Contos im Jahre, denn dazu hätte er die Gabe der Wunder besitzen müssen. Nhou Quim hatte alle Krankheiten der Welt gehabt und befand sich jetzt, da ihm nur noch Schwindsucht und Krampfzustände geblieben waren, leidlich wohl. Wenn er daran dachte, wie viele Jüngere und Stärkere er schon um sich her hatte sterben sehen, pflegte er zu sagen: „Ich bin zufrieden. Gesprungene Gläser halten am längsten. Nur durch ein Versehen bin ich als Kind am Leben geblieben und dreimal habe ich schon mehrere Stunden todt gelegen. Dafür habe ich es weit genug gebracht."

Niemand hörte das gern oder sah gern in sein olivenfarbenes, abgezehrtes Gesicht mit den grassen, trüben Augen. Nur Dona Bella nickte ihm freundlich zu und schenkte ihm ein wunderbar unbekümmertes Lächeln, wie die Sonne dem Eskimo; Nhou Quim grinste dann vor sich hin, daß alle seine braungelben Zähne sichtbar wurden, welche unregelmäßig und dicht gedrängt wie in doppelten Reihen standen. Diese Eigenthümlichkeit der Zahnbildung hatte ihm in der Knabenzeit den Beinamen „Hai" eingetragen, eine Kränkung, die wohl längst vergessen worden wäre, wenn nicht Nhou Quim sie mitunter in humoristischen Augenblicken aufgefrischt hätte. Im Humor

schonte er Niemand und sich selbst am wenigsten. Glücklicherweise kam ihm die Stimmung selten; meistens war er schwach und sanft.

Trotz oder wegen der großen Verschiedenheit ihrer Gemüthsart lebten Nhou Quim und seine Gemahlin in der größten Harmonie. Wenn Nhou Quim darüber nachdachte, wie weit es „der Hai" gebracht habe, pflegte er seine Verheirathung mit Dona Bella unter seine besten Erfolge zu zählen. Das Glück hatte ihm freilich schon früher gelächelt, als er seine erste Frau und mit ihr die an sein Gebiet stoßende Fazenda gewann. Auch ein Töchterchen hatte ihm die Verstorbene zugebracht, ein Kind von so zartem Alter, daß Nhou Quim es nicht nur formell als sein eigenes adoptirt hatte, sondern, nachdem man übereingekommen, demselben seine Abstammung zu verbergen, nach und nach dahin gelangt war, es ganz dafür anzusehen. Die Mutter, eine zarte, empfindliche Natur, war bald an Nhou Quim's Seite verwelkt. Daß nach ihrem Tode Dona Bella, die Besitzerin einer zweiten Nachbarfazenda und Mutter eines einzigen Sohnes, Wittwe ward und die Werbung des reichen Nhou Quim, der bedeutende Hypotheken in ihrem Grundstücke hatte, nicht ausschlug, hielt derselbe für eine wunderbar günstige Fügung. Er hatte sich eine Art Religion daraus gebildet, den Segen des Himmels in so offenbarer Weise zu erfahren. Denn die zähe Energie, der glühende Ehrgeiz, welche den schwachen Funken seines Lebens ernährten, fanden die größte Befriedigung in dem Bewußtsein, ein großes, reiches Gebiet vereint zu haben, dessen Grenzen sich von dem Weichbild der Stadt bis an den Urwald erstreckten.

Die schöne stolze Frau machte ihm überdies Ehre. Es war ein Glück, daß ihre Reize solide und ihre Nerven stark waren; sie saß immer aufrecht neben ihm, wenn er auch noch so tief zusammensank, ihr Lächeln ward kaum unterbrochen durch seine Hustenanfälle, und sie hatte niemals üble Launen; sie war das Weib, dessen er bedurfte. Ihre kleinen Zerstreuungen kannte Niemand besser als er, doch ließ er sie unbemerkt; in letzter Zeit lächelte er nur zuweilen bei der Erwägung, wie spärlich die Galanterie zu werden scheine, da Dona Bella anfing, sich mit der Bewunderung des alternden Doctors zu begnügen. Aber sie that es und er willfahrte ihr auch in dieser Phantasie.

Eines schönen Morgens hatte Dona Bella wieder ein Billet an den Doctor verfaßt und zog den Siegelring von ihrer Hand — dem wahren Modell einer Hand — um dasselbe sicherer zu schließen.

Sie betrachtete mit Wohlgefallen die weiße Hand, auf der eine feine goldene Kette tändelte, welche einen ihrer Ringe mit einer prächtigen Armspange verband. Der Doctor hatte gesagt, es sei ein Schmuck für eine Sultanin. Sie lächelte, da sie ihres weißen Sclaven gedachte und rief die Zofe. Freundlich wie sie gegen Alle war, bat sie das Mädchen, den Brief besorgen zu lassen. Die schlaue Zofe nahm den Brief gesenkten Auges und gab ihn der Schließerin mit der Weisung, ihn dem Boten zuzustellen; die Schließerin zupfte die jüngste Mulattin, welche ihr am nächsten saß, am Ohr und befahl ihr, den Brief nach dem Stall zu tragen, und die Mulattin sprang hurtig wie ein Reh durch die Corridore und hinteren Räume, durch die Küche und deren Dependentien nach einer Hütte

auf dem Hofe: „Tio Miguel“, rief sie keck, „Du sollst den Brief gleich in die Stadt tragen, verstehst Du? ... Mach, daß Du fort kommst.“

Die Bestimmung der kleinen Morgenpost kannten sie Alle.

„Ich geh' schon ... geh' schon“, sagte Miguel, aus dem Dunkel des Raumes auftauchend. Aber das war leichter gesagt als gethan; es kostete ihm Einiges, sich stehend zu erhalten, — ein verstümmelter Fuß, Rheumatismus und Altersschwäche fesselten sein dienstfertiges Gemüth. „Hm, hm“, murmelte er dumpf, „wollt Ihr vorwärts oder nicht? Gieb' mir den Stock, Dirne, so ... und den Hut. Jetzt geht's schon ... wenn ich nur erst im Gang bin ... wie geschmiert.“ Dann hinkte er zwei Schritte vorwärts und einen zurück, machte eine kleine Pause und begann den Tact von Neuem. Die Dirne lachte ihn aus. Das verdroß Miguel, er wandte sich um und verhieß ihr den Zorn des Himmels; aber die Dirne lachte noch lauter. Mit dem frechen Uebermuth ihrer Race gegen Tieferstehende rief sie ihm im Davonlaufen zu:

„Ich, ich bin im Hause groß gezogen, beinahe so gut wie die Weißen, und Du bist eine schwarze, häßliche, alte, alte Schnecke. Die Heiligen kennen Dich gar nicht.“

„Garstiges Ding“, grollte der Alte, „andere Leute sind auch jung gewesen und die Leute, die den Leuten ihr Alter vorwerfen, kriegen ihre Strafe gewiß ... wenn sie nicht vorher der Teufel holt. Ich danke Gott, daß Dona Bella meine Senha ist; die giebt mir was zu thun. Schnitzen und flechten kann ich wegen meiner lahmen Hände

nicht mehr. Gut, daß ich noch gehen kann. Wenn die Leute den Leuten nicht mehr nützen, müssen die Leute den Leuten auch nichts mehr aufessen . . . Dona Bella schickt mich und zankt nie, wenn ich auch erst Abends zurückkomme . . . ein flinker Bursche machte wohl den Weg in einer Stunde . . . Gott giebt den Leuten noch immer gute Leute . . . Herrschaften, wollte ich sagen . . . Herrschaften."

Und vorwärts ging oder stand oder kroch er . . . Fliegen wir ihm voraus auf dem glühenden, sandigen Wege nach dem Hause des Doctor Jorge.

2.

Das Haus des Doctor Jorge zeichnet sich nicht viel vor den übrigen Häusern der Rua dos Lusitanos aus. Die Fenster und die Hausthür liegen unvertieft in der gelbgestrichenen Mauer unter dem niedrigen Ziegeldach. Eine andere Mauer umgiebt in fast gleicher Höhe den großen anstoßenden Garten; Bambus, Bananen und Palmen ragen darüber hin, wie überall. Es ist ein sehr gewöhnliches Haus, aber als sich einmal zwei Freigelassene vor demselben zankten, rief der Eine: „Komm' weiter hinunter, daß wir es mit einander ausmachen. Nicht hier vor einem so respectablen Hause." Drinnen wohnte ein Menschenfreund, das wußten auch die Letzten und die Aermsten in der Stadt, solche, die weder einen Begriff von seiner Gelehrsamkeit hatten, noch davon, wie ausgezeichnet er in seiner Eigenschaft als Abgeordneter war.

Ein Schimmer festlicher Erwartung verklärte heute das Haus. Von der Straße gewahrte man ein um die

zweite innere Thür befestigtes plumpes Gewinde von Pinheiroszweigen, aus dem dickköpfige Blumen ungeschickt herverbaumelten. Ueber dieser Decoration glänzten zwei bunte Taschentücher als Fähnchen an Stöcklein gebunden, und durch die Thür guckte von Zeit zu Zeit eine alte Negerin, die Augen und die Lippen zugleich aufsperrend und in ununterbrochenem Lächeln einen langen, einsamen Vorderzahn entfaltend. Endlich, als zum siebenten Male ein anderer Wagen um die Ecke der Straße rollte, drängte sich ein großer brauner Hund durch die Thür und schlug kurz an.

„Nieder, Velludo, ruhig! Du und ich, wir beide müssen bescheiden sein", murrte die alte Negerin, worauf der Hund sie erstaunt ansah, ohne weitere Kundgebungen zu machen. „Hm — du stellst dich brav, nun die junge Senha kommt, damit sie nicht gleich merkt, wie zänkisch du geworden bist . . . Dona Domingas, da sind sie! der Köter ist klüger als ich", rief sie in den Corridor, auf dem nun eine Dame in ungewöhnlicher Aufregung sichtbar ward. Es war eine jener Dutzendgestalten, wie man sie in vielen Häusern als Wittwen, Tanten, Schwägerinnen oder Cousinen mit niedergeschlagener Miene und leisen Schritten umher huschen sieht; sie machen eine Menge Häkelarbeiten und ihre Kleider, und sie machen gar keine Ansprüche; sie sind schweigsam und discret, haben undefinirbare Toiletten und unendlich nichtssagende Gesichter. Man könnte sie für Androiden halten, wenn sie sich nicht mitunter in den Familienklatsch mischten, denn sie sind Leute von Familie; sie würden niemals ihre Familien-Traditionen dadurch schänden, daß

sie nach irgend einer Selbstständigkeit strebten, statt sich unter möglichster Auslöschung ihrer Persönlichkeit in den nächsten Verwandtenkreis einzureihen.

Die kleine, zerknitterte Senhora Dona Domingas, welche auf dem Flur stand, gebot freilich seit Jahren in dem Hause ihres frühverwittweten Schwagers, doch war sie ohne alle Sicherheit geblieben; — ein gebrechliches Wesen, durch zu viele Bescheidenheit oft lästig, galt sie überdies für ein wenig „verkehrt". Das Taschentuch in ihren dürren Händen zitterte stark, als der Wagen anhielt. Da stieg zuerst der Doctor aus, an Leichtfüßigkeit Jüngere beschämend; in seinen lang niederwallenden Haaren spielte der Wind, wie er den Kopf stattlich rückwärts bog, indem er ein junges Mädchen aus dem Wagen hob. Das Mädchen sprang leicht zu Boden, begrüßte die Negerin, den Hund, lobte den Blumenkranz und flog der alten Senhora in die Arme, liebkoste sie mit stürmischer, warmherziger Zärtlichkeit und eilte ihr voraus in die Halle. Dona Domingas wußte ihre Rührung nicht weiter auszudrücken als dadurch, daß sie dem Mädchen den langen Staubmantel aufknöpfte und das Hütchen vom Kopf nahm.

„O, Jesus Maria . . . Du wirst hungrig sein, Rosita, armes Kind", sagte sie endlich in einem trockenen, wehmüthigen Ton. — „Gab's dort etwas zu essen? Sag's mir nur, Zizi."

Die lachenden Augen des Mädchens verdunkelten sich einen Augenblick, das strahlende Antlitz ward ernsthaft; anmuthsvoll und tröstlich strich sie der Alten über die faltige Wange, indem sie die Frage eindringlich bejahte.

Doch die Alte sagte kummervoll: „Es wird knapp gewesen sein. Nicht wahr?“

Rosita hörte schon nicht mehr. Lebendig, frisch und elastisch, wie eine schwankende wilde Ranke, schien sie nicht auf demselben Platz bleiben zu können. In ihren dunklen Augen malten sich reiche Empfindungen, wie sie die Runde machte bei den Vogelkäfigen, bei den Bildern. Es waren die colorirten Stiche der vier Welttheile, Afrika mit dem unendlichen Perlhalsband bekleidet, alle Vier Australia erwartend, die noch immer fehlte. Die Büffets, welche Küchenschränken glichen, die hölzernen Stühle, die Bänke aus Rohrgeflecht erschienen Rosita einfacher als früher, aber nicht weniger traulich. An diese Halle knüpften sich ihre ersten Erinnerungen. Hier war sie als kleines Kind mit ihren Eltern gewesen und — nachher mutterlos, aber zärtlich umsorgt von ihrem einsamen, tiefgebeugten Vater. Einige goldene Sonnenstrahlen, welche durch das wehende Laub der Mangabäume im Hofe spielten und auf den weißgetünchten Wänden und dem Flur der Halle kleine flimmernde Irrlichter bildeten, riefen ihr den ganzen Traum der Kindheit wach. Rosita stieß kräftig mit dem Fuße auf. Dann entfloh sie ihrer inneren Bewegung und der Halle zugleich — sie war ja froh, daheim zu sein!

In den vorderen Sälen fand sie allerlei modernes Mobiliar, auf dem eine Unendlichkeit von Schutzdecken ausgebreitet war, neue kraßblaue Tapeten mit riesigen Blumenbouquets, welche Gemälde ersetzten, und endlich in dem letzten Saale ein mit der Klaviatur gegen die Wand gekehrtes, prächtiges Piano. Auf dem schmalen Gange zwischen dem Instrumente und der Mauer ent=

deckte sie in einem eleganten Sessel und Notenständer gleiche Prachtstücke zu ihrer Ueberraschung. Da der Dr. Jorge schon bei seiner Ankunft von einem Patienten in Anspruch genommen und sie allein geblieben war, versuchte sie gleich das Piano, und es klang fröhlich durch das alte Haus und die offenen Fenster.

Rosita hatte nicht lange gespielt, als ein prächtiger Rosenstrauß, von der Straße in das Zimmer geworfen, ihr zur Seite niederfiel. Sie nahm ihn auf, vergrub ihr Näschen darin und sprang an das Fenster, indem sie sich fragte, wer der Geber sein könne. Auf der ganzen Länge des Trottoirs war Niemand zu sehen, doch hörte sie Domingas draußen im Flur Auskunft darüber geben, daß der Doctor beschäftigt sei. Mit dem Spielen war es aus. Sie ging in die Halle zurück, wo sie einen jungen Mann fand, welchen Domingas ihr als den „Doctor Amancio“ vorstellte.

Derselbe verbeugte sich tief und fremd; weder Rosita, noch die Rosen in ihrer Hand schien er zu kennen. Doch war er einmal in Rio in der Pension gewesen, um ihr eine Bestellung ihres Vaters auszurichten. Es hatte durch ein Mißverständniß geheißen, der Doctor Jorge sei da, und sie war sehr erregt, das Gesicht von Freudenthränen überströmt, in den Sprechsaal gekommen, wo die Entdeckung des Irrthums sie so verwirrt hatte, daß sie kaum Worte gefunden, dem jungen Mann zu danken. Sonderbarerweise war sie ihm nachher auf dem wöchentlichen Spaziergang und in der Messe oft begegnet. Sie begriff nicht, warum er jetzt mit keinem Worte ihrer flüchtigen Bekanntschaft gedachte, sondern fest und kühl stehen blieb,

ohne sich ihr zu nähern, indem er sie ernsthaft und doch seltsam zerstreut ansah. Plötzlich erröthend, legte sie die Blumen auf den Tisch, und als ihre Blicke sich wieder trafen, blitzte ihm das Verständniß für ihre Bewegung so lebhaft und schelmisch aus den Augen, daß er sein eigener Verräther ward. Dann stieg ihm selber eine leichte Röthe in das Gesicht; er ertappte sich auf der Thorheit, daß er gehofft hatte, sie werde ihm so herzlich und fröhlich entgegenfliegen, wie damals in dem alten Klosterzimmer, dessen vergitterte, laubumkränzte Fenster ihn und sie in einem lieblichen Dämmer ließen. Heute am lichten Morgen sah das holde Kind wie eine wohlerzogene junge Dame aus, und er selber war durchaus identisch mit dem Namen, welchen Domingas genannt hatte.

„Doctor Amancio ist der Assistenzarzt Deines Vaters," bemerkte dieselbe, die Stille unterbrechend. Amancio trat nun näher zu dem Mädchen hin, indem er sich zum zweiten Male verneigte, aber gegen seine Gewohnheit den Mangel einiger höflichen Worte fühlte. Die beiden jungen Leute blieben stumm wie zuvor. Da nahm sich ein kleiner Papagei, welcher über ihnen in einem Ringe schaukelte, der Unterhaltung an, er kam dem Doctor auf die Schulter geflogen und rief krächzend aus: „Rosita, Dona Rosita. Ich gehöre Dona Rosita."

„Unverschämter", lachte Rosita, indem sie dem Papagei einen strafenden Schlag auf den Schnabel gab und ihn auf ihre Finger nahm. Aber der Vogel flatterte nach seinem Ring zurück.

„Unverschämter", rief er dem jungen Manne aus

sicherer Höhe zu. Jetzt lachte auch Amancio, welcher zu seinem Bedauern abberufen wurde, da gerade das Eis im Brechen war, aber so fest und leicht und thatkräftig nach dem Zimmer des Hausherrn ging, daß Rosita den Lobsprüchen, welche Domingas ihm nachsandte, nicht den geringsten Zweifel entgegensetzte. Sie hatte den Blumenstrauß wieder aufgenommen und hörte träumend von dem „anstelligen, vernünftigen jungen Mann als einer recht brauchbaren Stütze des Doctor Jorge, von seiner „Impertinenz" in Betreff der Verbandsachen, von seinem nicht schlechten Herzen und mittelmäßigen Verstande." Durch das bewegte Laub glitten neue Sonnenstrahlen über das Zimmer hin; Rosita folgte dem anmuthigen Spiele im Bewußtsein einer glücklichen Gegenwart.

„Das Frühstück steht schon seit einer halben Stunde da", klagte Domingas nach einer Pause. „Von Eßzeiten weiß Dein Vater noch immer nichts. Ich rathe Dir, Kind, heirathe keinen Arzt."

Endlich machte das Erscheinen des Doctor Jorge den Nahrungssorgen seiner Hausverwalterin ein Ende. Aber das Frühstück ward sehr vernachlässigt. Der Doctor hatte nur Augen für seine Tochter, welche er während vier Jahre schwer entbehrt hatte, um ihr den Vortheil einer guten Erziehung, einer Erziehung in der Residenz zu verschaffen. Nun war sie zurück an seiner Seite. Und wie sie plauderte, wie sie lachte, wie sie strahlte; er bemerkte gar nicht einmal, daß sie schön geworden war, die kleine, verzogene, eigensinnige Zizi, welche Domingas ehemals fast erstickt hätte mit Süßigkeiten und Liebkosungen.

Nach dem Frühstück zog sich der Doctor zurück, um sich von der anstrengenden, kaum unterbrochenen Reise nach Rio zu erholen. Rosita ging in den Garten, dessen ganz veränderte Anlage sie in Erstaunen setzte. Aber gleich darauf ward sie von Domingas gerufen und erfuhr, daß in dem „Pianosaale" Gäste seien, denen ihr Vater sie vorzustellen wünsche.

„So schläft er nicht?" fragte Rosita.

„Nein", grollte Domingas. „Diese Leute kommen zu allen Zeiten; sie lassen ihn weder schlafen, noch essen."

„Nun, nun", beschwichtigte das Mädchen lächelnd die Alte. „Aber wie schön ist der Garten! — Wer hat das Alles angeordnet?"

„Dona Bella ... sie hat auch die Säle angeordnet, das Piano, den Toilettetisch in Deinem Zimmer und" ...

„Domingas", unterbrach Rosita plötzlich die Sprechende, „was scheint dort hinter den Jambobäumen hervor?"

„Der neue Pavillon."

„Wie prächtig", rief sie entzückt. „Ich möchte ihn nur einen Augenblick von ferne sehen."

„Komm jetzt. Nachher kannst Du hinaufsteigen. Er ruht auf vier umrankten Balken, eine Treppe führt nach oben; — von dort kann man weit über das Land sehen ... bis nach Dona Bella."

„Schade, daß ich nicht hin kann. Wer ist denn im Hause?"

„Dona Bella."

„Ei", rief Rosita in ihrer sonnig fröhlichen Weise, „Dona Bella scheint eine Fee zu sein!"

3.

„Endlich“, sagte Dona Bella, ihre perlende Rede unterbrechend und einen sanften Blick auf das Mädchen werfend, welches halb verschämt an der Thüre des „Pianosaales“ stillstand.

„Du ließest lange auf Dich warten, meine Tochter“, klangen des Doctors Worte weniger herzlich, als Rosita gewöhnt war sie zu hören. Dann stellte ihr Vater sie der Dame und deren Gemahl, „seinen liebsten Freunden“, vor. Beide begrüßten sie lebhaft. Dona Bella küßte Rosita, lobte ihr gutes Aussehen und wandte sich wieder zu dem Doctor, welcher neben ihr auf dem Sopha saß, während Nhou Quim wie zuvor seitwärts in einem Buche blätterte, ohne ein Interesse an der Unterhaltung zu nehmen. Es war unverständlich, warum man Rosita's Gegenwart gewünscht hatte. Niemand schien sich derselben zu erinnern.

Wunderbar gewandt sprach Dona Bella über Politik und Epidemien, über englische Spitzen und Arthur Napoleon*), indem sie des Doctors Aufmerksamkeit so zu sagen mit ihren großen, glänzenden Augen festhielt, bis sie plötzlich abbrach und bittend wie ein leidendes Kind ausrief: „Ach, Doctor, lassen Sie mir ein Glas Wasser bringen. Ich sterbe vor Durst. Nur deswegen sind wir vorgefahren. Ihre Unterhaltung ließ es mich vergessen.“ Der Doctor, welcher keine zehn Worte gesagt hatte, bestellte eiligst das Wasser; die Dame schien dessen so sehr zu bedürfen; es war, als ob sogar ihre Augen

*) berühmter Pianist in Rio.

verschmachteten. Dann nahm sie gleichgültig das Glas aus seinen Händen, dankte nur mit einem Blick, und nippte kaum daran. Aber ihr Taschentuch fiel nieder, der Doctor hob es auf; ein Schlag mit dem Fächer strafte ihn dafür, daß er sich so viele Mühe mache. Der flimmernde Fächer entfaltete sich auf's Neue, die weiten Schläge schienen dem Doctor Kühlung bringen zu sollen. Dona Bella lehnte sich in graciöser Haltung zurück; ihr Blick streifte ihre eigene Kleidung.

„Doctor“, sagte sie, die halbmüden Augen wieder aufschlagend, „es ist unartig, daß Sie meine neue Toilette nicht bemerken. Wie gefalle ich Ihnen denn?“

Rosita, welche mit einer Mischung von Verwunderung und Eifersucht den Augen ihres Vaters gefolgt war, horchte gespannt auf die Antwort. Sie erschrak, als sie sich in demselben Augenblicke von Nhou Quim anreden hörte:

„Wie gefällt Ihnen dieses?“ fragte er, ihr eine Seite des illustrirten Buches bezeichnend. In seiner Stimme war ein klirrender, rauher Klang, und seine Augen sahen sie gläsern an; erst jetzt empfand sie die abstoßende Häßlichkeit dieses Gesichtes. „Nun“, fuhr er lachend fort, „ich frage nicht, wie ich Ihnen gefalle, damit habe ich bei jungen Damen wenig Glück. Aber dieses Landhaus hier, finden Sie es nett?“ Rosita lobte die Zeichnung.

„Hübsch?“ wiederholte Nhou Quim. „Ich finde es mäßig. Sie müssen kommen und meine Chacara sehen. Ganz neu erbaut im Schweizer Dialekt.“

„Stil, Stil“, lächelte Dona Bella, sich einen Augenblick mit vollendeter Liebenswürdigkeit seitwärts kehrend.

Rosita, welche ihres Vaters Erwiederung verloren hatte, begriff nicht, wie Dona Bella sich zugleich so lebhaft unterhalten und doch einem anderen Gespräch folgen könne.

„Stock oder Stil", versetzte Nhou Quim, gut gelaunt; „die Hauptsache ist das Geld." Darauf lachte und hustete er und schielte nach seiner Gemahlin, welche seinem Witze jede Anerkennung versagte. „Sie kommen zu einer günstigen Zeit", fuhr er gegen Rosita fort, „das Asyl für Arme und Kranke soll eingeweiht werden. Ich habe es bauen lassen, interessire mich sehr für Bauten . . . Was ist das?" fragte er, eine neue Seite aufschlagend.

„Illustrationen zu der ‚Waldsee'", antwortete das Mädchen.

„Dummes Zeug, das von den Feen; paßt für Kinder, Alles nicht wahr!" murmelte Nhou Quim.

Rosita sah nach der Frau im Sopha, deren Augen ihren Vater zu verwandeln schienen. Es ward ihr erst allmählich klar, daß er kein Wort, keinen Blick für sie selber hatte, doch stand sie noch vor einem Räthsel. Die Ahnung von einem kommenden Leide überfluthete sie undeutlich.

„Wer weiß", hauchte sie kaum vernehmlich.

„Lesen Sie einmal das Verschen da", bat Nhou Quim mit einer gewissen grimmigen Freundlichkeit. Rosita that, wie ihr geheißen.

„Sehr gut . . . Doctor, hören Sie doch einen Augenblick, das Töchterchen ist brillant erzogen . . . interessantes Mädchen, die Dona Rosita. Wenn wir das Asyl ein=

weihen, muß sie declamiren; meine Tochter Rola auch. Es soll schön werden. Der Architekt liefert ein Gedicht . . .“

„Der Poet“, warf Dona Bella lieblich ein — und sprach schon wieder mit dem Doctor.

„Nun also der Poet; etwas Gutes soll er machen. Die Einweihung muß feierlich sein.“

„Mein Mann hat Recht, lieber Doctor“, sagte Dona Bella plötzlich sehr interessirt für Nhou Quim's Plan. „Wirklich, . . . Niemand hat bessere Einfälle als er. Wir könnten vielleicht einen Bazar, eine Verloosung mit der Einweihung verbinden und den Ertrag jenen armen, kranken Einwanderern zuwenden, welche Sie schon lange unterstützen. Sie wirken auch mit für einen so guten Zweck, nicht wahr, kleine Zizi?“ Dona Bella reichte dem Mädchen ihre Hand, aber Rosita zögerte, dieselbe zu ergreifen. Eine heftige Empfindung in ihr stemmte sich gegen diese bestrickende Liebenswürdigkeit.

„Ich heiße Rosita“, sagte sie herb, aber da sie bemerkte, daß der Doctor unruhig ward, gab sie ihre Hand und nickte zustimmend.

„Das Asyl ist ein schönes Werk“, plauderte Dona Bella noch freundlicher als zuvor. „Ihr lieber Vater hat die Anregung dazu gegeben. Nhou Quim war glücklich, seine Ideale ausführen und ihm dadurch seine Verehrung beweisen zu können; er ist meines Mannes größter Wohlthäter.“

„Ja ja“, betheuerte Nhou Quim. „Hat mir schon oft das Leben gerettet, der Doctor Jorge. Kränklich bin ich und lebe nur so tagweise; aber etwas ist besser als gar nichts.“ Dona Bella seufzte leise und sah den Doctor

an, um ihre Unverantwortlichkeit für Nhou Quim's Reden auszudrücken.

„Ich selber bin Ihrem Vater ebenso verpflichtet, mein liebes Kind . . . Knöpfen Sie mir noch den Handschuh zu, Doctor . . . Wie zart! Alle Aerzte sollten so geschickte Finger haben." Ein zärtlicher Blick belohnte den kleinen Dienst. Rosita wechselte die Farbe; sie erbleichte noch tiefer, da Dona Bella sie zum Abschied küßte.

Dann geleitete der Doctor, welcher sehr angeregt schien, seine Gäste an den Wagen. Rosita hörte ihn lebhaft sprechen und lachen; sie stampfte schon wieder mit dem Fuße. Vier Jahre im Kloster hatten dieses heftige Temperament nicht zügeln können. Aber ein tiefes, quälendes Sinnen lähmte die aufwallende Hitze und bannte sie in ungewohnte Starrheit. Die Hände an die Schläfen gepreßt, versuchte sie sich Rechenschaft darüber zu geben, ob dieser Groll, welcher so plötzlich über sie gekommen, Eifersucht auf die schöne, bezaubernde Frau sei, oder ob sie ein Recht habe, dieselbe zu hassen vom Grunde der Seele. Sie hörte ihren Vater sein Zimmer aufsuchen. — Warum denn nicht? Und doch kränkte es sie, daß er sie unbeachtet gelassen, als er an dem Saale vorüberging.

Bald nachher langte Miguel mit seinem Briefe an. Polinary, die alte Negerin, öffnete ihm die Thür in dem Augenblick, wo Rosita den Flur überschritt.

„Guten Morgen, mein Alter", sagte Polinary, indem sie ihn nach einem Sitz geleitete, „war der Weg lang, lang?"

„Ja, meine Alte", keuchte Miguel und fiel auf den Stuhl.

„Wer ist das?“ fragte Rosita nervös gereizt.

„Wer es ist, Nha Zizi? Der Miguel ist es, mein Mann.“

„Bist Du verrückt?“ fragte Rosita, welche, so lange sie lebte, die alte Negerin alleinstehend im Hause kannte.

„Nein . . . Es hat seine Richtigkeit. Verheirathet sind wir, aber wir vertrugen uns früher so schlecht, daß die alte Herrschaft ihn verkaufte. Und nun kam voriges Jahr der Miguel von Nhou Quim's letzter Fazenda her, weit, weit. Von jung waren wir alt geworden, und wir haben uns lange nicht gekannt, wenn er die Briefe brachte, aber nachher freute uns das Wiedersehen . . . Es war auch voreilig, uns zu trennen. Abgesehen davon, daß er mich mitunter hart am Kopfe schlug, behandelte der Miguel mich ganz gut. Und daß wir uns zankten . . . Nun, das war ja unsere tägliche Unterhaltung.“

„Geh nur, geh“, sagte Rosita noch nervöser und trug den Brief leise in das dem Saale gegenüber liegende Zimmer, wo der Doctor auf dem Sopha lag. Er wachte und rief sie zu sich heran.

„Setze Dich ein Weilchen zu mir, Zizi“, sprach er freundlich. „Bist Du froh, wieder bei Deinem Vater zu sein?“

„Ja“, sagte das Mädchen mit erstickter Stimme.

Der Doctor hatte den Brief flüchtig gelesen und auf den Tisch geworfen.

„Ich muß noch Deine Zeugnisse sehen“, bemerkte er scherzend. „Wie steht es denn mit der Ordnung und mit der Folgsamkeit? Es war früher nicht immer besonders gut.“

„Das ist lange her“, erwiederte Rosita, verdrossen, sich als kleines Mädchen behandelt zu sehen. Der Doctor, bei dem sich die Anstrengung der Reise geltend machte, hatte die Augen geschlossen. Eine gewisse Abspannung verbreitete sich auf seinem Gesichte, welches älter schien, nun die Röthe der Erregung einer blassen Farbe wich. Rosita betrachtete ihren Vater aufmerksam und ließ ihre Finger durch seine Haare gleiten, wie sie es oft als das verzogene Kind gethan. Sie sah erst jetzt, daß dieselben mit Silberfäden durchzogen waren.

„Vater“, sagte sie leise und weich, „Du hast viele weiße Haare.“

„Hm“ . . . machte der Doctor gedankenvoll. Er zog ihre kleine unsichere Hand um seinen Hals und hielt sie fest in der seinigen.

„Wirst Du nun alt?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Hm“ . . . wiederholte der Doctor.

„Vater . . . Ich will es versuchen, Deine Freunde zu lieben“, flüsterte sie an seinem Ohr und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Doctor Jorge, welcher in diesem Gefühlsausbruch nur nervöse Ueberreiztheit sah, streichelte beruhigend die Hand seiner Tochter und redete ihr freundlich zu, wie einem Kinde. Er war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er ihre Aeußerung fast überhört hatte. Unter den Tröstungen, welche er für sie ersann, war auch die Versicherung, daß seine Freunde ihr schon herzlich zugethan seien. Dona Bella habe versprochen, sie unter ihren Schutz zu nehmen; dann pries er ihr die Herzensgüte, die hohen Vorzüge der Dame, auch Nhou Quim's vor-

treffliche Eigenschaften, die sich, wie er zugab, unter einer rauhen Außenseite verbargen. Der Ton ruhiger Ueberzeugung, in dem er sprach, blieb nicht ohne Wirkung auf Rosita, sie hatte ihrem Vater immer geglaubt; sie glaubte ihm auch jetzt so gerne. Halb besänftigt bat sie ihn, sich endlich Ruhe zu gönnen, worauf der Doctor schwieg, ohne ihre Hand loszulassen.

Rosita sah mit thränenfeuchten Augen in dem Zimmer umher; es war fast noch mehr verändert als die Säle. Wenn ihr auch die bessere Ausstattung desselben nur gefallen konnte, vermißte sie doch verschiedene Dinge, an welche sich liebe Erinnerungen knüpften. Auf dem Tische vor ihr lag ein prächtiger Teppich. Wie kam ihr Vater dazu, solchen Luxus zu lieben? Sie sah den Teppich näher an, und das offene Billet, dessen wenige Zeilen sich in unvermeidlicher Deutlichkeit abhoben, fiel ihr in die Augen. Sie las: „Theurer Doctor — dieses beneidenswerthe Papier bringt Ihnen tausend Grüße von Ihrer Bella.

P. S. Warum sollte ich über Migraine klagen? Mein Leiden findet keine Sympathie.“

Rosita war verwirrt; sie las zum zweiten Male, ohne mehr zu verstehen. Aber ihr fiel ein, das Billet auf den Schreibtisch zu legen, damit es kein Unberufener sähe. Sie löste ihre Hand, ergriff das Papier und wandte sich seitwärts, wo der Schreibtisch noch an seinem alten Platze stand. Erst jetzt entdeckte sie über demselben ein fast lebensgroßes Portrait. Mit einem Gefühl der Bitterkeit erkannte sie das lächelnde Gesicht Dona Bella's; es war wohlgetroffen, die Augen schienen sich zu beleben unter dem trotzig forschenden Blick des Mädchens.

Rosita verweilte nicht bei dem Bilde. Als sie das Billet niederlegen wollte, leuchteten ihr aus einer Vertiefung eine Menge ähnlicher blaugrüner Blättchen entgegen; sie warf das letzte zu den übrigen und ging leise aus dem Zimmer.

Von einem neu erwachten Mißbehagen geängstigt, suchte sie Domingas auf, welche nähend in der Halle saß.

„Also diese Leute kommen oft hierher?" fragte sie dieselbe.

„Oft genug. Alle Tage, wenn der Doctor einmal nicht bei ihnen war", erwiederte die Alte trockenen Tones. „Sie haben's ihm angethan mit dem Asyl . . . und dann . . . Dona Bella ist nicht häßlich und nicht dumm; sie weiß Deinem Vater abzulauschen, was er gern hat . . . Ich sagte Dir schon, wie sie bemüht gewesen ist, das Haus herzurichten. Auch die Halle wünschte sie neu meublirt zu sehen; sie meinte, die Bilder da seien gar nichts werth; — mir sind sie gut genug, und der Doctor wollte nichts davon hören; ich denke, er wird die Halle lassen, wie Deine Mutter sie bewohnt hat."

„Unangetastet soll sie bleiben!" rief Rosita zornig aus. „Der Doctor Jorge ist mein Vater, und dieses Haus ist mein Haus. Hier hat Niemand zu regieren, als er und ich und Du, Domingas." Ihre Augen sprühten Funken, während ihre kleinen Hände heftig gesticulirten, um das Gesagte zu bekräftigen.

„Wenn der Doctor Jorge aber von Doña Bella regiert wird, regiert sie uns doch . . . Streite nicht mit ihr, Zizi. Es würde Deinen Vater kränken, und wer weiß, wie lange er es noch macht. Die große Praxis

und das viele Studiren verschleißen einen Menschen. Dazu hat er eine ewige Unruhe von diesem Verkehr; er ißt ja kaum so manchen Tag. Er könnte seinen Tod davon haben, bevor man es denkt."

„Du sprichst thöricht", versetzte Rosita mit verhaltenem Athem, „mein Vater ist gesund."

„Das war sein Bruder auch, und er starb dennoch, weil . . . ach, weil ich ihn verhungern ließ."

Domingas warf die Arbeit in den Schooß. Eine starre Verzweiflung verbreitete sich plötzlich über ihr todtenblasses, von tausend Fältchen zerrissenes Antlitz und malte sich in den thränenlosen Augen.

„Das thatest Du nicht, Du leidest an einem krankhaften Wahn", rief ihr das Mädchen zu.

„O, daß es wahr wäre!" jammerte Domingas. „Ich wollte Gott danken und mich nimmer beklagen über das schwere Leid, welches ich trug . . . Aber woher kommt denn die Noth in der Welt, wenn es nicht mir zur Strafe ist? . . . Alles Unglück habe ich allein verschuldet."

Rosita war aufgesprungen und ging hastig auf und nieder; die unheimliche Angst der Alten beeinflußte sie gegen ihre Ueberzeugung, aber sie bezwang sich gewaltsam. Von Mitleid getrieben, kehrte sie zurück, um sie ihrer völligen Unschuld zu versichern.

„So tröstet Dein Vater mich auch; er hat edel an mir gehandelt, hat Böses mit Gutem vergolten. O, Zizi, wie könnt Ihr mich im Hause dulden?"

„Weil wir Dich lieb haben, und weil mein Vater Dich heilen will", sagte Rosita zärtlich. „Wie kamen Dir nur die bösen Gedanken wieder?"

Domingas athmete tief auf.

„Die Freude, Dich zu sehen, hat sie mir aufgeweckt; zwei Jahre haben sie geschlafen, aber fort waren sie nie. Jetzt ist mir besser . . . Vielleicht habt Ihr ja Recht. . . . Dein Vater . . . wovon sprachen wir doch? . . . Er ist gut, . . . und Dona Bella kann nett sprechen, so nett, daß er in ihrer Nähe Alles vergißt außer ihr. . . . Freue Dich, daß sie nicht ledig ist, sie möchte Deine Stiefmutter werden . . . Es kommt mir mitunter vor, als ob sie den Doctor gut leiden könnte.“

„So, so“ . . . hauchte Rosita, der das Blut glühend zu Kopfe stieg.

„Sie sorgt gern für ihn und . . . Ei, sieh' einmal hinaus. Da kriecht die Schildkröte heran, die weiß wohl auch von Deiner Heimkehr; es ist lange her, seit sie sich sehen ließ . . . Der Belludo, welcher bitterbös geworden ist auf seine alten Tage, hält sie vom Hause fort. Aber, was wollte ich sagen? . . . Ja, Dona Bella ermahnt immer den Amancio, Deinem Vater beizustehen.“

„Was geht der Amancio sie an?“ fragte Rosita.

„Er ist ihr Sohn“, lautete die eintönige Antwort.

Rosita sah noch nach der Schildkröte. Sie hatte während des Gespräches mit Domingas den Rosenstrauß, welcher auf dem Tische lag, in ein Glas gestellt; eine neue Laune trieb sie an, ihn zurückzuziehen und dem Schalthier zuzuwerfen.

„Da“, rief sie in heftiger Erregung, „das ist ein Gruß für Dich. Weder todt, noch lebendig, bist Du Dir gleich geblieben. Die Anderen scheinen Alle behext . . . oder bin ich es?“

„Sei nicht böse“, sagte die Alte in ihrer gewöhnlichen trockenen Weise. „Ich sehe ein, daß es eine thörichte Idee ist, die mich quält, und ich bin schon wieder ruhig . . . Nur die böse Hungersnoth, die Hungersnoth in Céará . . . Wer hat die denn verschuldet? . . . Weh mir, ich muß es doch gewesen sein! Weine nicht, Zizi, Du . . . Du hast keinen Grund zu weinen.“ Und das Mädchen preßte die Lippen fest aufeinander, damit es ihr gelinge, die hastig aufsteigenden Thränen an der Gluth ihrer starr gewordenen Augen zu trocknen.

4.

Wenige Wochen später fand die Eröffnung des Bazars statt.

Betheiligte und Unbetheiligte begaben sich nach dem Asyl: Nhou Quim, um sich selbst zu sehen, nämlich seine Büste, Dona Bella in einem grünen, goldgestickten Sammetkleide, um gesehen zu werden, der Doctor seinem Versprechen gemäß zeitig, um Dona Bella gleich bei ihrer Ankunft zu sehen, Rosita, um ihren Vater am Ziele seiner Wünsche zu sehen, denn das Asyl war Jahre lang sein liebstes Lustschloß gewesen, Amancio, um Rosita zu sehen, und Rola, Nhou Quim's angebliche Tochter, mit dem einzigen Wunsche, sich unsichtbar machen zu können.

Während des ganzen Weges von der Chacara nach dem Asyl hielt Rola das Köpfchen gesenkt vor Angst, einen Tisch überwachen und allerlei Sachen verkaufen zu sollen; mehr noch fürchtete sie die nach drei Tagen bevorstehende Einweihung des Asyls und die damit verbundene Declamation; sie hoffte auf ein Wunder, welches

sie davor schützen werde, denn zum ersten Mal empfand sie die Unbeugsamkeit des väterlichen Willens. Nola sollte bei der Einweihung glänzen, darauf bestand Nhou Quim, welcher sonst in dem eifersüchtigen Bestreben, ihre Liebe zu gewinnen, das Erziehungsprincip beobachtet hatte, ihr „niemals entgegen zu treten.“ Er hatte eine ideale Schwäche für dieses Kind, sein „einziges“, sein „eigenes Kind“ — wie er sich und Anderen einzubilden suchte, — und demselben auch in seiner Neigung zur Einsamkeit nachgegeben. Auf der Fazenda aufgewachsen, ausschließlich der Sorge einer französischen Klosterschwester anvertraut, kannte Nola die Welt, vor der sie heute zitterte, fast nur dem Namen nach; aber vergeblich sprach Nhou Quim ihr Muth ein, indem er seine Befremdung darüber äußerte, eine Tochter zu haben, die ihm so wenig gleiche.

Amancio fuhr in einem eleganten Coupé, hübsch und frisch, in tadelloser Toilette vor; er hatte sich aus Paris die akademische Bildung, den Wagen und seine persönliche Ausstattung bis zu den gelben Handschuhen erst kürzlich geholt und war ein Phänomen in seiner Vaterstadt. Fast zugleich mit dem Coupé langte der sehr einfache, von einem grauen Maulthier gezogene Phaëton des Doctor Jorge an. Amancio war schnell am Schlage, um Rosita zu helfen, welche noch schneller an der entgegengesetzten Seite aus dem Wagen schlüpfte, während Domingas sich weigerte, von dem jungen Mann gestützt zu werden. Letztere kam nämlich auch, sehr gegen ihren Willen, nachdem sie sich vor zwanzig Jahren zum letzten Male öffentlich hatte sehen lassen.

Es frappirte Amancio, wie wunderbar verschimmelt

die Alte in freier Luft aussah; er fürchtete fast, sie könne zusammenfallen, wie irgend eine ausgegrabene Curiosität. Aber Rosita nahm sie behutsam und hurtig beim Arm und zog sie durch das Thor, wo Doctor Jorge stehen blieb, um Nhou Quim und Dona Bella zu erwarten.

Amancio hatte keinen Blick von Rosita erhaschen können; ihre Bewegungen waren von einer wundersamen Leichtigkeit; wie ein vorübergleitender Sonnenstrahl verschwand sie durch die zweite Thür.

In sehr würdiger Weise stellte sich bald darauf der Erbauer des Asyls ein, die große Glaskutsche, welche ihn und seine Familie brachte, mit einem stattlichen Viergespann versehen. Dona Bella ließ sich von dem Doctor in das als Ausstellungsraum dienende innere Vestibül führen. Ihr Kleid bildete den größten Erfolg des Tages; so sagten die späteren Zeitungen, und so sagte der blonde Photograph, „ein Engländer aus Stockholm", welcher sich ihr vorstellen ließ und sie um eine Sitzung bat, da er die Absicht habe, eine Galerie vaterländischer Schönheiten nach Europa zu schicken.

Nhou Quim sah sich inzwischen nach sich selber um und nahm erst den Hut ab, als er die große Büste an der Mauer rechts von der Eingangsthür gewahrte. Nur einen Augenblick beschäftigte ihn der stolze Gedanke an die Größe des „Hai's", gleich darauf überließ er sich der Freude über das gelungene Werk und die frischen Farben, welche es schmückten. Sein Genie hatte nicht nur den Bau, den Bazar und die Einweihung in das Leben gerufen, auch die Büste war von ihm angeordnet, und der Künstler hatte ihn verstanden und sie in den schönsten

Nüancen gemalt, die Cravatte blau, die Uhrkette und Tuchnadel mit Goldglanz und das düstere Gesicht dem Originale ähnlich, schrecklich ähnlich. Dona Bella, für welche diese Malerei eine Ueberraschung war, vergaß beinahe ihr Lächeln, als sie die Büste erblickte.

Ein großes Publikum, zusammengesetzt aus der Aristokratie, den Herren der Presse, den Doctoren und Beamten, Ladeninhabern, und anderen Notabilitäten der Stadt, fand sich nach und nach ein. Die Verkaufsgegenstände wiesen allerlei Merkwürdigkeiten auf; da gab es Wachsblumen und Blumen aus Siegellack, Bronzemalerei auf Sammet, Portraits aus Menschenhaaren, ausgeschnittene, mit Stoffen bekleidete Modekupfer unter Glas und Rahmen, herrliche Spitzen, in künstlichen Mustern ausgenähte Gewebe und viele andere Gaben schöner Hände, außer den Schmucksachen, Kunstgegenständen, Möbeln, Spieldosen, Visitenkarten von abwesenden Pferden und Kühen und Käfigen mit anwesenden Gänsen — diesen beliebten ausländischen Ziervögeln — welche von den Herren gespendet waren. Viele Personen drängten sich um die Tische voll Bewunderung für die Waaren und für die Verkäuferinnen, — Dona Bella war die Schönste, das stand fest — andere stiegen die große Treppe hinan, welche, dem Eingange gegenüber sich in doppelte Reihen spaltend nach den oberen Etagen führt, um das umfangreiche, solide Gebäude in Augenschein zu nehmen.

Auf seine eigenen Kosten hatte Nhou Quim dasselbe fertig stellen lassen und der Verwaltung des elenden, unzureichenden Asyls übergeben. Man nannte überall den Namen des Stifters; er erklang von den Lippen der

vornehmsten Besucher des Bazars bis zu denen der beiden alten Bettler, welche heimlich den Windfang passirt hatten und in einer Ecke, hinter einer Pflanzengruppe verborgen, dem Zauber zusahen. Mit stumpfer Neugier betrachteten sie die Büste Nhou Quim's, indem sie sich darüber unterhielten, ob „dieser" der Stifter sei, oder der „Andere", der dort wandle, und den Alle beglückwünschten.

„Dieser" ist es nicht, sondern der „Andere", sagte der Klügste von ihnen. „Dieser" ist von den Leuten, welche die Teufels-Italiener machen, vollständige Leute, die aber nicht sprechen wollen. — Dieser ist besser, er hat keine Hände und schießt Niemand todt."

„Thut der Andere das?"

„Still . . . Der Andere hat eine Sklavin todtgeschossen, vor hundert Jahren oder so. Sie war dreimal geflohen, und als sie zuletzt eingebracht war, ließ er sie an einen Baum binden — „der Andere" — und nahm ein Pistol und rief: „Willst Du noch einmal fliehen? — Da!" — Und drückte ab; — sie hatte die Hände ihm entgegengestreckt, die Kugel traf mitten in das Herz."

„War er im Recht?"

„Im Recht war er."

„Nun also."

Niemand hatte das Flüstern gehört. Nhou Quim, welcher, auf den Doctor gestützt, stolz durch die Menge ging, schien aufrechter als sonst und trotzte der beängstigenden Schwäche, die ihn leicht in großer Gesellschaft anwandelte. Alle Ehrenbezeugungen nahm er launig auf, indem er dem Doctor den besseren Theil davon überließ, dem Doctor, welcher der Erfinder des Asyls sei, er habe

nur die Ziegel brennen lassen; er sei der Maurer, der Doctor der Architekt. Einige Damen vergossen Thränen über die edle Bescheidenheit des Mannes, und der Doctor knurrte, wie ein erzürnter Löwe, ohne daß sein Gesicht einen Augenblick den großartigen Ausdruck erhabener Ruhe und höchster Befriedigung verlor, welcher dasselbe verklärte. Der Doctor war glücklich heute; ihn freute das Werk.

Auf ihrem Wege kamen sie auch zu den Verkaufsstätten ihrer Töchter, welche sich nahe an einander links vom Eingange vor einer tiefen Nische befanden, wo ein kleiner Altar mit dem Bilde der gnadenreichen Gottesmutter stand, während Dona Bella rechts in der Nähe der Büste den Kreis der Verkäuferinnen eröffnete.

Rosita hatte sich mit Eifer ihren Pflichten gewidmet, einestheils, um möglichst wenig mit Rola zu verkehren, welche zu dem Hause Dona Bella's gehörte, anderentheils, weil jede Beschäftigung ihre frische Natur anregte und unterhielt.

„Ich habe Gold bekommen", rief sie ihrem Vater freudig zu, indem sie aus dem gewöhnlichen, zerrissenen Papiergelde eine der seltenen Münzen hervorzog. „Nicht wahr, es wird den Armen Glück bringen?"

Der Doctor sah wunderbar nachdenklich in das blühende Gesicht des Mädchens; es mochte ihn an ein anderes, lange verblichenes erinnern, dachte Domingas, welche im Hintergrund auf einem Schemel kauerte.

„Hier ist ein anderes Goldstück", sagte Nhou Quim brutal, „ich will einen freundlichen Dank dafür kaufen." Eine Münze von fünffach höherem Werthe fiel volltönig auf den Tisch, aber Rosita's Dank klang frostig.

„Nimmt Dona Rola auch etwas für die Armen an?“ fragte der Doctor Jorge sehr artig, indem er dem Mädchen eine glänzende Spende darbot. Rola war bestürzt, ihr Dank kaum hörbar, sie ergriff des Doctors Hand und küßte dieselbe mit kindlicher Ehrerbietung. Dann neigte sie wieder das Gesicht und lauschte auf ihre eigenen Herzschläge, die so laut waren, daß sie meinte, es klopfe irgendwo in der Nähe. Um ihre Fassung nicht noch mehr auf die Probe zu stellen, redete Nhou Quim sie nicht an, sondern nickte ihr nur ermuthigend zu, da er mit dem Doctor fortging. Wider ihren Willen fühlte Rosita eine warme Theilnahme für das zarte, blasse Mädchen, aber sie besiegte die Schwäche. Alles, was zu Dona Bella gehörte, mußte ihr hassenswerth sein.

5.

Nachdem Amancio von dem Dienste neben seiner Mutter durch den Doctor Jorge abgelöst worden, stieg er einige Stufen der Treppe empor, um über den Saal hinzusehen. Rosita hatte ihn durch ihre absichtliche Vernachlässigung so sehr gekränkt, daß er sich vornahm, sie nicht aufzusuchen; doch bewunderte er in demselben Augenblick von ferne das rosige Mädchen, welches in reizender Beweglichkeit bald handelte, bald die Waaren ordnete, bald sich sorglich zu Domingas neigte. Gewaltsam riß er sich los von dem fesselnden Bilde und ließ seine Augen gleichgültig über die Menge gleiten.

Unter den vielen fremden Erscheinungen fiel ihm ein hoher, schmächtiger, junger Mann auf, welcher, in ein Plaid gehüllt, scheinbar theilnahmlos an allen Auslagen

vorüberging. Jener sehr scharf ausgeschnittene feine Kopf kam ihm bekannt vor; er meinte, ihn irgendwo mit einem Lorbeerkranz gesehen zu haben und erinnerte sich plötzlich, daß ihm die Statue des Dichters Ariost vorschwebe. Wer mochte der hagere Jüngling sein? Ein Verschwender war er nicht, denn Amancio, welcher anfing, seine Spur zu verfolgen, glaubte zu bemerken, daß er sich absichtlich der Handelssphäre entzog. Eine fernere Bemerkung war die, daß der Doppelgänger Ariost's sich in weiteren und näheren Kreisen um den Ort bewegte, den Amancio meiden wollte und den er gleich darauf mit raschen Schritten aufsuchte. Es war der Tisch, an dem Rosita waltete. Da das Mädchen ihn zum zweiten Mal übersah, verfiel Amancio in eine böse Laune gegen seine gelben Handschuhe, welche er fast zersetzte. Dann wappnete er sich mit mehr Muth, er, ein weitgereister Mann, diesem kaum fertigen Schulmädchen gegenüber und sagte ziemlich anspruchsvoll:

„Guten Morgen, Dona Rosita." Jetzt mußte sie ihn grüßen, und sie that es auch, aber sehr oberflächlich. Die hoch elegante Toilette des jungen Doctors verfehlte offenbar ihre Wirkung. Dona Rosita spähte nach Käufern aus, während Amancio sich anstrengte, unbefangen zu erscheinen.

„Was spricht der Papagei?" fragte er endlich.

„Keine lästigen Fragen."

„Aber ungezogene Antworten?"

Rosita lachte; Amancio wandte sich ab.

„Zizi", wisperte Domingas, „lache nicht hier in der Nähe der heiligen Jungfrau."

Das Mädchen ward sehr ernst. Es schienen Thränen

in ihren Augen zu schimmern, als Amancio gleich darauf mit einem Rosenstrauß zurückkam und ihn auf den Tisch legte.

„Wildes Röslein", sagte er freundlich, „woher die schlechte Laune?"

„Von schlechten Händeln."

„Ich will etwas kaufen. Was kostet das Ringlein?"

„Barmherzigkeit schätzt seinen Werth", sagte Rosita, indem sie ihm den bezeichneten Gegenstand mit halbabgewandtem Gesichte reichte. Ihre Unart reizte ihn; er ergriff ihre Hand, an der ein rother Stein wie ein Blutstropfen im Schnee erglänzte.

„Darf Barmherzigkeit auch dieses Ringlein schätzen?" fragte er dreist.

„Es ist für Sie nicht feil", lautete die Antwort. Er fühlte sich gleichzeitig fast mit einem Schlage zurückgestoßen.

„Aber die Hand? — Ich strebe nach der Hand", sagte er, sie fest ansehend.

Rosita erbleichte, doch hielt sie seinem glühenden Blicke Stand. Das Bekenntniß, welches ihm der Zorn entlockt hatte, überraschte ihn selbst; er hatte es mit keinem Gedanken vorbereitet, er wußte nur, daß er sie toll und blind liebte seit ihrer ersten Begegnung im Sprechzimmer des alten Klosters. Er fragte sich nicht — warum? — er hing in athemloser Spannung an ihren trotzigen warmen, wildtraurigen Kinderaugen, Augen, wie sie nur die Mädchen seiner Heimath hatten. Ihm schien, ein Himmel müsse sich ihm dort öffnen, aber etwas wie Haß blitzte ihm entgegen.

„Meine Hand", rief Rosita höhnisch, „könnten Sie mit keinen Schätzen der Erde erkaufen ... Rosen! Wer wünscht Rosen? ... Senhor Odyl!"

Senhor Odyl, der Mann im Plaid, den seine Wanderungen jetzt in ihre Nähe geführt hatten, verneigte sich artig, indem er scherzhaft drohend sagte:

„Es ist verboten, mit Seinesgleichen zu handeln, Dona Rosita." Er hatte seine Schritte nur einen Augenblick angehalten und sich Rola zugewandt.

„Rosen!" ... rief Rosita weiter: „Ich gebe sie billig!" Amancio stand noch wie eingewurzelt da; die wilde Laune des Mädchens war so räthselhaft und plötzlich ausgebrochen, daß er sie nicht begriff.

„Dona Rosita schätzt Ihresgleichen niedrig", murmelte er sich mühsam beherrschend, „sie ist sich vielleicht der Dornen bewußt."

„Ich halte die Blumen nicht höher als den Geber", sagte das Mädchen herb und verkaufte den Strauß um einige hundert Reis.

Sie sah nicht mehr nach dem Platze, wo Amancio stand, aber sie lachte noch mit der Käuferin, als sie ihn gleich darauf neben Senhor Odyl erblickte.

„Zizi", murmelte die klanglose Stimme hinter ihr, „Du vergissest die Nähe der heiligen Jungfrau." Rosita lachte nicht mehr . . . .

. . . .

„Wie haben sie die Poesie gefunden, Dona Rola?" hörte Amancio Senhor Odyl fragen, dessen wunderbar schönes Organ sich sogar bei der schüchternen Waldtaube einzuschmeicheln schien, denn sie antwortete fast vernehmlich:

„Ach, die Poesie!“ ... ein Seufzer ergänzte die Klage.

„Verkaufen Sie mir jene Feder“, bat Senhor Odyl freundlich, „ich will die Poesie damit ausstreichen, wenn sie Ihnen mißfällt.“

„Es würde mir nicht helfen“, flüsterte Rola, indem sie für die Feder eine Banknote in Empfang nahm, welche dann mit dem Goldstück des Doctors den ganzen Bestand ihrer Kasse ausmachte.

„Nun, so werde ich das Papier in tausend Stücke reißen“, rief Senhor Odyl eifrig aus. Aber Rola seufzte wiederholt ohne Erleichterung, während er eifrig tröstete:

„Ich schreibe eine neue und wieder eine, so lange, bis sie Ihnen gefällt.“

„Keine, die ich declamiren soll, könnte das“, klagte Rola. Senhor Odyl wurde nachdenklich; ihre bekümmerte Miene schien ihn anzustecken. Doch sammelte er sich und fuhr sehr zuversichtlich fort:

„Fügen Sie sich dem Wunsche Ihres Vaters, und studiren Sie die Poesie mit mir . . . Ich werde Nhou Quim sprechen . . . Ich werde etwas erfinden, Ihnen die Sache zu erleichtern.“

Das Waldtäubchen sah so entzückend hülflos, vertrauensvoll zu dem Poeten auf, daß Amancio sie zum ersten Mal bewunderte. Nach den Worten, welche er gehört, blieb ihm weder ein Zweifel über die Persönlichkeit des jungen Mannes, noch über den Zweck seiner Bemühungen um Rola. Ohne sich in das Gespräch zu mischen, zog er sich zurück, indem er die Wunden, welche ihm gewisse Dornen geritzt, mit dem Gedanken an die ihm längst bestimmte Braut zu lindern suchte.

Diese Braut war Nola, seines Stiefvaters Tochter.

Unter den lustigen Klängen der Musik wogte die Menge der Besucher bunt durcheinander. Dona Bella hatte alle Ursache, mit dem Verlauf des Tages zufrieden zu sein; sie erntete Geld und Bewunderung genug; der Doctor war in einer so gehobenen Stimmung, daß sie ihn heute besonders liebenswürdig fand und in seinem Schutz die Nähe des doppelten Nhou Quim mit großer Ruhe ertrug. Der Büste hatte sie freilich den Rücken gekehrt und sie somit vor die Thür ihres Gedankenkreises gesetzt, aber der wirkliche „Andere" war nach und nach in eine unheimliche Aufregung gerathen. Er sprach in lauter, abgebrochener Rede, rief dem Musikchor Befehle zu und stellte die standhaften Nerven seiner Gemahlin durch allerlei launige, nicht immer sehr geschmackvolle Bemerkungen über das Publikum auf eine harte Probe. Nur von Zeit zu Zeit flüchtete Dona Bella ihre flehenden Blicke zu dem Doctor, der sie kaum zu verstehen schien, aber doch getreulich an ihrer Seite blieb.

Zu ihrer großen Freude sah sie endlich auch die Barone von Rio Negro und von Pombal mit ihren Familien den Saal betreten; diese Leute, deren Rang sie beneidete, hatten allein gefehlt, um dem Bazar die letzte Weihe zu geben. Sie kauften unter Verwendung von wenigem Gelde und vieler Höflichkeit einige unbedeutende Gegenstände ein; ihre Stellung war so gesichert, daß ihre bloße Erscheinung das größte Benefiz für den Bazar war.

Die Baronin von Pombal, eine entfernte Verwandte von des Doctor Jorge verstorbener Frau, hatte sich Dona Bella genähert und sie scharf fixirt. Durch diese Kund=

gebung gekränkt, bemerkte Nhou Quim nicht ganz leise, „wie reizend der Baronin das kräftige Schnurrbärtchen stehe, sie sehe ihrem Vater, den er in seiner Jugend als Maulthiertreiber gekannt, zum Verwechseln ähnlich." Dona Bella lächelte; wohl wissend, warum jene Frau sie mied, neigte sie sich anmuthvoll sehr nahe zu dem Doctor Jorge, um ihm die Bitte in das Ohr zu flüstern, ihren Mann zum Schweigen zu bewegen. Ihr Zweck, durch eine solche Vertraulichkeit die Baronin zu ärgern, schien erreicht; dieselbe ging schleunigst ihren Freunden nach, während Nhou Quim die Betrachtung anstellte, „daß die höchste Gesellschaft die niedrigsten Preise zu zahlen scheine — wenn er selber erst in den „Grafenstand" erhoben sein werde, könne er alle seine Almosen wieder einbringen."

„In den Grafenstand!" wiederholte der Doctor. Es war fast verletzend, mit welchem Ausdruck der Ernüchterung, des Staunens, des Schreckens sogar er seine Freunde ansah. — Fand er es denn so unerhört, daß Nhou Quim nach einer Rangerhöhung strebte, die er sich noch größere Opfer kosten lassen konnte als die Erbauung eines Stiftes? War er wirklich so naiv gewesen, zu glauben, Nhou Quim habe eine kleine Million verausgabt, um ihm eine Freude zu machen oder gar den Armen? — Er war ein unverbesserlicher Idealist, der Doctor, ein großes Kind, wie Dona Bella ihn in vertraulichen Augenblicken nannte. Aber jetzt schwieg sie vollständig; nicht einmal ihr sprechender Blick verrieth das geringste Verständniß für seine Bewegung. Sehr aufmerksam lauschte sie den Auseinandersetzungen ihres Mannes über die gerechten Ansprüche, welche er als der Vertreter einer alten

aristokratischen Familie auf einen Titel habe — einer Familie, im Verhältniß zu welcher die von Pombal und von Rio Negro, welche von Maulthiertreibern und Pferdehändlern abstammten, elende Parvenus seien. Da die genannten Personen von ihrem Rundgang zurückkamen, war es nöthig, ihn wieder zu einer mäßigeren Tonart zu ermahnen. Ob man Bruchstücke der Unterhaltung gehört, oder ob Dona Bella's Benehmen Mißfallen erregt hatte, die vornehmen Gäste begaben sich nach ihren Wagen ohne weitere Höflichkeiten gegen die Familie des Stifters.

Dona Bella ward blaß; ihr Lächeln kam jetzt wirklich in Gefahr. Es war nicht angenehm für eine schöne Frau in eleganter Toilette, mit einem weiten Denkmal um sich her und mit dem verdientesten Mann der Stadt gleich einem Sclaven an ihrer Seite, zu erfahren, daß ihrer Ehre ein kleines Etwas fehle, obschon sie hoffte, dieses Etwas bald mit einem hohen Namen auszugleichen. Als die Baronin von Pombal sich noch einmal umkehrte, begegnete sie einem feindseligen Blick, doch die hellen Augen, aus denen er kam, streiften sie kaum, sie wandten sich, in Lieblichkeit zerschmelzend, dem Doctor Jorge zu.

„Mein Mann hat Recht", lispelte Dona Bella zwischen einem Lächeln und einem leisen Gähnen. „Niemand hat bessere Einfälle als er. Die künftige Gräfin von . . . nun, das wird sich finden . . . Ihre Freundin Bella erlaubt Ihnen, sie aus dem Saal zu führen, lieber Doctor." Sie gähnte wieder und ausdrucksvoller, indem sie versicherte, faul und müde und gänzlich außer Stande zu sein, die jungen Mädchen von ihren Plätzen abzuholen,

worauf Nhou Quim es übernahm, dieselben und Domingas zu begleiten. Kaum hatte ihr Mann sich entfernt, als Dona Bella dem Doctor mit weit offenen Augen klagte, wie unendlich sie von Nhou Quim's krankhafter Heftigkeit leide, sie werde die unglücklichste Frau sein, falls seine ehrgeizigen Pläne sich nicht erfüllten.

„O, mein einziger Freund", seufzte sie, sich näher an ihn schmiegend, „meine Ruhe, meine Zukunft hängt von Ihnen ab. Nicht wahr, Sie werden in Rio Ihren mächtigen Einfluß zu unseren Gunsten geltend machen? . . . O, Doctor, Doctor, was wäre ich ohne Sie?"

Obgleich die letzte Frage unbeantwortet und des Doctors Stirn umwölkt blieb, indem er die Macht seines Einflusses in Zweifel stellte, schien Dona Bella durch ihre Herzensergießung schnell getröstet zu sein; denn sie fragte sehr harmlos:

„Mißbilligen Sie den Plan?"

„Er hat mich um eine Illusion ärmer gemacht. Weiter nichts", versetzte der Doctor.

„Ich weiß, wie traurig das ist, ich, die ich nur von Illusionen lebe", sagte sie sehr sympathisch. Aber der Doctor erwiederte zürnend:

„Konnte denn selbst das beste Werk der kleinen Triebfeder des Egoismus nicht entbehren?"

„Fragen Sie mich das nicht", erwiederte sie. „Wenn wir auf den Grund der Gründe gehen, so war mein Egoismus die erste Triebfeder dieses Werkes. Doctor, ich hoffte Sie mir in einer gemeinsamen Wirksamkeit zu verbinden; denn ich will fortfahren, mich für Ihre Kranken zu interessiren, . . . ich hoffte . . ." Dona Bella konnte

den Satz nicht vollenden. Mit der liebenswürdigsten Miene empfing sie ihren herzukommenden Mann und ließ sich von dem Doctor Jorge das Versprechen geben, zeitig zu dem großen Banquet zu erscheinen, welches am Abend auf der Chacara stattfinden sollte. Nhou Quim fiel ihr in die Rede, indem er triumphirend ausrief: „Es war einer meiner besten Einfälle, den liebenswürdigen Professor sich selber vorstellen zu lassen. Rola will einige Declamationsstunden nehmen."

„Wirklich?" lachte Dona Bella. „Ich habe darüber streiten hören, ob Senhor Odyl ein Genie oder nur ein großes Talent sei. Jetzt ist die Frage zu Gunsten des Genies gelöst."

Schon im Begriff, sich zu trennen, traf man die Bestimmung, Rola zum Zwecke der künstlerischen Uebungen einige Tage im Hause des Doctors zu lassen.

6.

Rosita sah träumend aus dem Fenster der Halle. Der Abendwind flüsterte schon um das Haus und weckte draußen die Dämmerungsgespenster. Leise säuselnd regte sich das reiche schattenspendende Laub der Mangabäume, welches ein frühzeitiges Dunkel über den Hofraum warf; fernhin im Garten schien es zu antworten aus den düsteren, breiten Kronen der Pinheiros und seufzend zu ersterben an der Härte der Riesenmagnolie. Dann schauerte es tief und schnell durch das Schilf am Bache, ein krampfhaftes Beben durchrieselte das Mark der zarten, gefiederten Sensitive. Die nimmer rastenden Palmenzweige begannen wilder zu rauschen, metallisch tönendes Bam=

busrohr und mächtige Bananenhalme wurden laut, und bald war es ein Tosen, ein Knistern und Flüstern von den Spitzen der Bäume herab bis zu den Häuptern der Lilien- und Gladiolusstengel.

Oft hatte Rosita diesen Schauder der Natur belauscht, welcher, der Fluth des Abendthaues folgend, flüchtig dem Erscheinen des Mondes vorangeht; oft hatte sie ihn zu einem stürmischen Wetter anwachsen und eben so schnell verschwinden sehen, während die Erde gierig den üppigen Thau verschlang, aber umsonst nach Regen schmachtete. Die trockene, regenlose Zeit hatte sich auch jetzt lange gedehnt, der Staub war das fünfte Element geworden und die Luft im Hause seltsam drückend.

Rosita knotete ein Tüchlein um den Kopf, wie man sie angehalten hatte, dem gefürchteten Abendthau zu widerstehen, und ging den Gartenweg hinunter, auf dem sich eine Anzahl riesiger Frösche tummelte. Es war feucht und frisch und groß um sie her, der Wind noch im Steigen, die brausenden Zweige voll reizend unheimlichen Lebens. Ihr schien, sie verstehe diese Stimmen alle; sie klagten und frohlockten mit ihr. Flüsterten nicht hundert Seufzer von einem unendlichen Leide, welches nur der begreift, dem ein gleich großes Glück bewußt geworden? Sie richtete sich auf an dieser erhabenen Klage. Kein Reislein schien zu brechen vor dem Odem des Sturmes; sie kämpften, sich alle der Nothwendigkeit neigend. So wollte sie auch dem Schicksal begegnen, das schwerste Leid auf sich nehmen und seine Stürme siegend überwinden. Ihren Vater aus Banden zu befreien, deren Unwürdigkeit sie mehr fühlte als verstand, wollte sie ihr eignes

Glück opfern, wenn es sein mußte; sie wollte hassen, wo sie schon zu lieben fürchtete. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. War sie nicht tapfer gewesen heute? Umsonst suchte sie sich der Worte zu erinnern, welche sie in der größten Aufregung dem Sohne Dona Bella's entgegen geworfen hatte, aber bitter und schlecht waren sie gewesen, das wußte sie klar; solche Worte mußten ihn ihr schnell und sicher auf immer entfremden. So war es recht, und so weiter zu gehen, um ihren Vater von den Leuten zu trennen, welche er seine besten Freunde genannt, schien ihr Pflicht, doch verbot ihr ein unüberwindliches Etwas, auch nur mit einem Worte ein Verhältniß zu berühren, welches sie seit dem Tage ihrer Heimkehr drückend, wie die Nähe einer Schuld, empfand. Was sollte sie thun, um jene Freunde aus seinem Herzen zu verdrängen? Sie brauchte nicht zu sinnen, wie sie ihrem Vater das Haus wieder lieb machen könnte; es kam ihr so natürlich, für ihn zu sorgen, die alten Lieder zu singen, welche einst ihre Mutter sang, ihm vorzulesen und zu plaudern, was ihn freuen und unterhalten konnte; wenn er nur da war, vergaß sie leicht, wie lange sie meistens auf ihn gewartet hatte. Aber trotz aller Freundlichkeit schien er müde und zerstreut, als ob seine Gedanken dort geblieben seien, woher er kam, woher täglich die kleinen blaugrünen Blätter nach seiner Stube gebracht wurden. Sie hatte deren manche gelesen und schleunig in das bewußte Fach geworfen. Der Doctor ließ die wunderlichen Dinger offen liegen.

Sie dachte weiter und weiter. Warum hatte die Baronin von Pombal sie im Bazar aufgesucht und sie

um ihren Besuch gebeten, statt in das Haus des Doctors zu kommen; warum hatte sie Rosita ihr armes Kind genannt? Was deutete die spöttisch mitleidige Miene der Baronin von Rio Negro, und warum hatte keine der Damen ein Wort an ihren Vater gerichtet, der ganz allein neben der Stifterin geblieben war?

Ihre Wangen brannten plötzlich in heißem Feuer; sie glaubte zu verstehen, warum auch andere Verwandte ihrer Mutter das Haus mieden. Es war Dona Bella's wegen. Diese Entdeckung erschütterte sie mehr als ihre eigene Qual.

Sie hatte seit ihrer ersten Kindheit mit unendlicher Liebe an dem Vater gehangen, sie hatte das tiefste Verständniß für seine edle, redliche Seele, für seinen klaren, bedeutenden Geist, und ihn so blind zu sehen . . . so befangen von dem Einfluß jener wunderbaren Frau, welche sie selber nicht einmal nach Wunsch hassen konnte, erfüllte ihre Seele mit Verzweiflung.

Rosita flüchtete sich in eine Laube und weinte ihren wilden Schmerz zur Ruhe. Der Mond erhob sich friedlich aus dem Dunkel; es ward still im Garten, nur ihre Brust athmete noch schwer unter einem Druck, den die milden Strahlen nicht bannten. Sie fand es so herbe, einsam zu sein mit einem Herzen, das sich nach Liebe sehnte; eine nie geahnte, trostlose Oede durchdrang ihr Inneres. Da hörte sie sich von einer weichen, leisen Stimme rufen, und als sie aufsah, stand Rola in ihrem weißen Kleide vor ihr, hold und lieblich, wie das Bild himmlischer Unschuld. Aber selbst nun das Mädchen, dessen freundlich verschämte Weise sie unsäglich anmuthete,

als ein Gast in ihrem Hause weilte, zeigte Rosita sich spröde, wie am Morgen. Daß sie froh sei, sie gefunden zu haben, flüsterte Rola ihr zu, doch sie erwiederte nichts, während sie beide der alten Domingas entgegen gingen, welche, eine Petroleumlampe tragend, ebenfalls Rosita im Garten suchte. Ueber der rothglühenden Lampenkugel bewegte sich eine starke Dunstwolke; einige Nachtschmetterlinge umspielten den Feuerkreis mit breiten, schattigen Flügeln, und ein Heer von Leuchtkäfern folgte ihm in reinem, überirdischem Glanze. Geisterbleich sah der weißhaarige Kopf der Alten aus dieser Mischung von Qualm und Licht hervor.

„Spielst Du Versteckens, Zizi?“ sprach Domingas. „Der Tag ist mir nicht leicht geworden, und nun lässest Du mich lange vergebens rufen.“ Rosita erschrak; sie hatte nichts gehört.

„Verzeih'“, sagte sie, der Alten die Lampe aus der zitternden Hand nehmend. „Was giebt es denn? Man wird mich nicht aus dem Garten stehlen.“

„Drinnen ist ein Mann, welcher die alten Bilder abnimmt. Er hat andere gebracht mit der Weisung, sie aufzuhängen“, flüsterte Domingas.

„Ich will es nicht leiden“, klang die heftige Antwort.

„Laß es geschehen, Zizi . . . die Bilder sind recht niedlich. Dein Vater hat sie heute von Dona Bella gekauft . . . Streit ist schlimmer als Hunger.“

Ohne ein anderes Wort zu äußern, hörte Rosita, wie die Alte sie leise und eindringlich zur Nachgiebigkeit ermahnte; ihr von Thränen geröthetes Gesicht hatte sich tief verfinstert, da sie wußte, daß ihr Vater alle von

ihm gekauften Gegenstände der Lotterie überwiesen hatte. In der Nähe des Hauses angelangt, bat sie Nola, sie im Pianosaale zu erwarten. Das Mädchen, welches sich abseits gehalten und das leise geführte Gespräch nicht verstanden hatte, nickte ihr freundlich zu und verschwand, während Rosita sich zurück hielt.

Als sie die Halle erreichte, fand sie einen Mann beschäftigt, zwei große Oelgemälde, deren scheinende Rahmen das alte Geräth ringsumher beschämten, an Stelle der illuminirten Kupferstiche zu befestigen. Sie machte demselben ein Zeichen inne zu halten, indem sie fragte:

„Handeln Sie im Auftrage des Doctor Jorge?"

„Ja, so zu sagen, ja", versetzte der schlaue Händler, „das heißt, Dona Bella schickt mich, wie sonst auch. Eine schöne Dame weiß mehr von solchen Sachen als der gelehrte Doctor, und er überläßt es ihr gern, sein Haus zu schmücken. Diese Bilder, welche er im Bazar kaufte, sollen hängen und ihm eine Ueberraschung bereiten, wenn er heute Abend von der Chacara zurückkommt."

„Wir wollen erst hören, ob der Doctor mit der Aenderung zufrieden ist", sagte Rosita. „Vorläufig bringen Sie die Gemälde in ein anderes Zimmer und hängen die Kupferstiche wieder auf . . . Haben Sie mich verstanden?" fügte sie gebieterisch hinzu, da der Mann sie zaudernd ansah.

„Verstanden wohl, aber nicht begriffen", sagte derselbe, sonderbar ausdrucksvoll nach dem Platze blinzelnd, wo Domingas stand. „Wer ist denn die junge Dame, die hier Dona Bella's Befehle kreuzt?"

„Des Doctors Tochter bin ich, Mann", rief Rosita,

sich von ihrem Zorn fortreißen lassend. „Beeilen Sie sich, Ihre Uebergriffe gut zu machen, und warten Sie ein anderes Mal meine Befehle ab.“ Die Worte und Blicke des Mädchens waren ausdrucksvoll genug, um auch begriffen zu werden und den vier Welttheilen schnell ihr altes Recht zu erobern, aber die Halle schien doch verändert. Es herrschte dort eine düstere Stimmung während des ganzen Abends.

Als der Doctor um Mitternacht nach Hause kam und im Begriff stand, sein eigenes Zimmer aufzusuchen, dachte er daran, daß Dona Bella ihn gebeten, zuvor einen Blick in die Halle zu werfen; er ging dahin, und in den dunklen Raum hineinleuchtend, unterschied er anfangs wenig, aber dann sah er im Hintergrunde seine Tochter auf einem Rohrsopha liegen. In der kalten Nacht, sehr leicht gekleidet, wohl vom Schlaf überwältigt, während sie ihn erwartet hatte, schien sie von einer krankhaften Blässe, wie der Doctor mit Bestürzung bemerkte; sie schauderte, indem sie die Augen aufschlug. Von ihrem Vater zugleich geliebkost und gescholten, versuchte Rosita zu lächeln, aber sie wollte weder Wein nehmen, noch zu Bette gehen, wie er ihr dringend gebot. Fröstelnd kroch sie nahe an ihn heran, nachdem er sich auf das Sopha niedergelassen.

„Du mußt mir erst etwas versprechen“, sagte sie kindlich.

„Ja, ja ... Geh' nur schlafen. Was es ist, wirst Du mir morgen sagen.“

„Hast Du denn niemals Zeit für mich?“ stieß sie vorwurfsvoll und traurig hervor.

„Eigensinniges Kind“, grollte der Doctor, indem er sich anschickte, ihr zuzuhören. „Es ist schon gewährt, was Du zu bitten hast, also nur schnell.“

„Alles? Alles?“ rief sie leidenschaftlich aus.

Ihr kam der Gedanke, sich vor ihm auf die Kniee zu werfen und ihn zu beschwören, von seinen Freunden zu lassen, aber sie drängte diesen Gedanken zurück, dem Worte zu leihen ihr unmöglich war . . . Konnte sie ihn nicht bitten, mit ihr fortzureisen für eine längere Zeit, vielleicht den Wohnort zu wechseln? . . . Sie überlegte schnell, nun sich der Augenblick so günstig zeigte.

„Du bist wohl mit Dona Bella im Complot“, unterbrach der Doctor ihr sinnendes Zögern, „hat sie mich hierher geschickt, weil mir ein Versprechen abgepreßt werden soll?“ Ein tiefer Seufzer antwortete ihm. Schmerzlicher als zuvor empfand Rosita die Größe der Macht, welche sie bekämpfen wollte, und ihren kurzen Träumen entsagend, erwiederte sie einfach: „Nein . . . ich denke an meine Mutter, wenn ich Dich bitte, die alte Halle zu lassen, wie sie ist.“

„Gewiß will ich das“, sagte der Doctor ernst. „Es bedurfte dazu keiner Ueberredung. Geh' nun, mein Herz.“

„Laß mich noch ein wenig bleiben“, bat sie; „ich bin schon wieder warm. Nicht wahr, Vater, wir waren oft so glücklich hier? . . . Die Baronin von Pombal kam im Bazar zu mir und sagte, ich gleiche meiner Mutter sehr.“

„Es war sogar mir noch überraschend, als ich Dich heute so emsig und erregt an Deinem Tische sah.“ Seine Miene hatte sich aufgeklärt, doch seufzte er bei den Worten.

„Ich erinnere mich ihrer gut", plauderte Rosita, welche das leichte Röckchen ihres Kleides über die Schultern gezogen und die Arme tief in dessen Falten verwickelt hatte. „Sie hob mich oft zu jenen Bildern auf, um sie mir zu zeigen. Nicht wahr, die alten Bilder bleiben auch an ihren Plätzen?"

„Natürlich. Wer denkt denn daran, sie fortzunehmen?"

„Dona Bella hat daran gedacht, sie für neue, prächtige Gemälde umtauschen zu lassen. Ich wußte aber, daß Du sie ungern missen würdest und habe nicht eingewilligt. Die Gemälde stehen vorne . . ."

„Ah . . . darum wünschte sie, . . . Zizi, Du bist schon viel zu lange wach. Wir wollen morgen überlegen, wie wir die Sache einrichten. Gute Nacht."

Der Doctor, welcher in einem ganz veränderten Ton gesprochen hatte, erhob sich, um fortzugehen. Rosita stellte sich ihm fast in den Weg, indem sie ausrief:

„Mein Vater wird morgen nicht vergessen, was er heute versprochen hat." Er sah sie betroffen an; die trotzigen, kurz abgebrochenen Worte mußten ihm mißfallen haben, denn er sagte kühl und schroff:

„Suche Deiner Mutter nicht nur im Aeußern zu gleichen; sie war liebenswürdig und sanft. Noch einmal: gute Nacht."

Die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen, Rosita war allein; ihr tiefverletztes Gemüth suchte vergeblich nach einem Halt. Ein zweiter Fieberschauer schüttelte ihre Gestalt, und Polinary, welche auf ihren Ruf schlaftrunken herzukam, mußte sie stützend nach ihrem Zimmer geleiten. Um ihre geliebte Gebieterin besorgt, wollte

die Negerin Domingas wecken oder Rola, welche in der Nähe schlief; aber Rosita verbot es ihr, indem sie erklärte, nichts weiter als einen heißen Trank zu bedürfen, den sie ihr selbst bereiten könne. Sie sandte Polinary fort, fühlte aber bald unter dem Druck eines tiefen Schmerzes ihre Kräfte schwinden. Es ward dunkel vor ihren Augen, sie vergaß sich selbst und ihr Leid.

Als Rosita wieder zu sich kam, schien ein Engelsantlitz auf sie herabgeneigt.

Auf der Kante ihres Bettes, wohin man sie gebracht, saß Rola mit gefalteten Händen, die Augen voll Zärtlichkeit auf sie gerichtet und betete leise:

„Heilige Jungfrau, laß sie erwachen, und ich will es Dir in vielen guten Werken danken . . . laß sie erwachen, und ich will zum Besten der Armen . . . die Poesie hersagen . . . Heilige Jungfrau.“

„Hast Du mich denn lieb, daß Du meinetwegen ein Gelübde thust?“ flüsterte Rosita.

„Sehr, sehr lieb“, hauchte Rola, indem sie sich tiefer zu ihr neigte. Unter heißen Thränen zog Rosita sie an ihre Brust und küßte sie leise. Beide voll Anmuth, im Beginn der Jugend, beide mutterlos, durch äußere Verhältnisse, wie durch gleiche Interessen einander zugeführt, hatten sie sich fern gestanden. Ein unbewachter Augenblick verband ihre Herzen zu treuester Freundschaft.

7.

Die Stadt hatte immer ihren Genius gehabt, einen Mann, der schreiben, eine Rede halten, Verse machen und einen Ausländer verstehen konnte, dessen Witze wiederholt

wurden, und dessen Urtheil in wissenschaftlichen, Kunst- und Modefragen tonangebend war, ja in letzter Zeit seit der Gründung eines zweiten Journals und eines zwanzigsten Modegeschäftes rühmte sie sich sogar deren mehrere zu besitzen. Doch seit Senhor Odyl sich dort als Professor — so nennt man jeden Lehrer, auch den des Alphabets — niedergelassen hatte, verdunkelte er alle untergegangenen und noch kreisenden Sterne sammt Dona Geninha, welche declamirte, wie ein Engel, und jedes Sonntagsblatt des Journals mit einer reizenden Feuilletonnummer schmückte. Wußte man doch, daß Senhor Odyl, abgesehen davon, daß er am Tage alle Sprachen lehrte, Nachts an einem eminenten philosophischen Werke schrieb, und die große Adlernase, welche durch die Hagerkeit des feinen Gesichtes noch mehr hervortrat, schadete seinem Ruhme eben so wenig wie gewisse zarte lyrische, mit einem „O" unterzeichnete Gedichte, welche in unerschöpflicher Fülle die Alltagsblätter des Journals von der Alltäglichkeit befreiten; einige Neider und Prosaiker, an denen es auch in dieser Stadt nicht fehlte, behaupteten sogar, daß die erstere der Damenwelt besonders imponire. Aber keinerlei Prosa verleidete den Damen ihren Poeten; sie vergötterten ihn, sie huldigten ihm, wo er sich sehen ließ.

Doch genug von der weiblichen Begeisterung. Wir müssen noch einmal auf die Eröffnung des Bazars zurückkommen.

Glücklich im Besitze seiner kostbaren Feder, hatte Senhor Odyl das Asyl verlassen, nachdem Nhou Quim ihm sehr leutselig seinen Dank und die Hoffnung ausgesprochen, daß er sich seines Vertrauens würdig erzeigen

werde. Er erprobte die Güte der Feder an einigen poetischen Versuchen, die nicht gleich befriedigend ausfielen, da er sehr viel Hübsches in so wenige Worte zu kleiden suchte, als ob es ein kostbares Telegramm in das Ausland gelte.

Daß er eine Einladung zu dem großen Souper auf der Chacara erhalten, galt bei der ganzen Nachbarschaft seines Quartiers für einen glänzenden literarischen Erfolg. Seine Hauswirthin ließ es sich nicht verdrießen, ihrer Cigarre zu entsagen, um persönlich die Garderobe des Poeten aufzubürsten und seine Cravatte zu ordnen, welches er gutmüthig erduldete; als sie aber die mütterliche Sorgfalt auch auf seine Haare ausdehnen und dieselben mit einer glühenden Zange brennen wollte, und ihr heißer, tabakduftender Athem ihm mit dem Eisendunst zugleich entgegen quoll, sprang er schnell zur Seite, wodurch das Brett, welches, auf zwei Stützen ruhend, seinen Schreibtisch ausmachte, einen Stoß erhielt und zur Erde geschleudert wurde. Es war natürlich, daß die gute Frau zankte, und daß der Poet, seine elucubristische Philosophie auch praktisch am Tage übend, die gerechte Strafe ohne Widerspruch hinnahm. So ein leichtsinniger Verschwender, der sich jeden Tag die theuersten Bücher kaufte und mehr Geld, als er besaß, an arme Verwandte schenkte, sollte billigerweise Rücksicht auf fremdes Eigenthum nehmen. Welche Verwüstung! Das kostbare Waschbecken war zerbrochen, und von dem Käseteller, welcher sich neben demselben auf dem Schreibtisch befunden, kaum eine brauchbare Scherbe geblieben. Die besagten Trümmer schwammen in einem Meer von Wasser und Tinte auf dem

Lehmboden des Zimmers, und der unverbesserliche Poet bückte sich nur nach seinen Manuscripten. Würde er denn im Stande sein, den Schaden zu ersetzen? Seine monatliche Einnahme war, wie sie gestern bemerkt, bis auf eine Banknote vergeudet; sie bestand darauf, daß er ihr dieselbe gebe. Senhor Odyl hatte mechanisch seine Börse gezogen; sie war leer.

„Wo, wo ist die Banknote?" fragte seine Wirthin mit funkelnden Augen.

„Ich habe . . . eine Feder dafür gekauft", antwortete er erröthend.

„Wie? Was! Zwanzig Milreis für eine Feder?"

„Es war zum Besten der Armen."

„Ihr letztes Geld? Wahrhaftig, man muß ein Weiser sein, um solche Dummheiten zu begehen", brummte die Wirthin, welche trotz ihres Aergers die Großmuth des Poeten bewunderte und sich etwas milder zu zeigen begann.

Da er seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte, bat er die Erzürnte um eine Tasse Kaffee.

„Es giebt nichts mehr", erwiederte sie ruhig. Diese lakonische Formel war ihm nur zu bekannt. Kategorisch, unerbittlich, wie das Schicksal, hatte ihn dieselbe zu anderen Zeiten — zum Beispiel am Morgen, wenn er hörte, daß es nichts gäbe und nüchtern in die Classe gehen mußte — sehr in Verlegenheit gesetzt, da er, das Mittagessen ausgenommen, auf die häusliche Küche angewiesen war; aber in diesem Augenblick machte ihm dieselbe keinen Eindruck; er rettete sich eiligst vor der Beschuldigung rücksichtsloser Anforderungen, ohne seiner ungeordneten

Haare zu gedenken, und kam sehr „mal peigné“ in die Gesellschaft.

Ein so kleiner Umstand lenkte die Aufmerksamkeit Dona Bella's auf den Poeten; die rebellischen Locken standen dem vergeistigten, blassen Gesichte so wunderbar gut, daß die Dame ihren Gast recht präsentabel fand und ihn nicht nur bei seinem Eintritt durch einige freundliche Worte auszeichnete, sondern auch von dem ihm bestimmten Platze unten am Tische in die Nähe Nhou Quim's übersiedeln ließ. Nhou Quim behandelte diesen Nachbar nicht schlechter als die anderen Gäste, er war stets herablassend gegen das lose Volk, welches für sein Brod arbeitete, und die Professoren schätzte er im Allgemeinen am höchsten unter demselben. Denn alles Schriftliche imponirte ihm nicht weniger als eine fließende Lectüre, da er selber, in der Kindheit kränklich und vor jeder Anstrengung gehütet, nie dahin gelangt war, sich diese Grundlagen der modernen Bildung anzueignen. Huldvoll bewilligte er Senhor Odyl noch eine kurze Unterhaltung nach Tische, um sich eine verbesserte Auflage gewisser Gedichte vorlegen zu lassen.

Nach dem neuesten Plane sollte Rosita als Göttin der Heilkunde und Rola als Engel der Barmherzigkeit erscheinen, Senhor Odyl wollte als Vertreter der leidenden Menschheit sie willkommen heißen, eine kurze Geschichte der Entstehung des Asyls geben und mit Dank und Segenswunsch für den Stifter schließen. Die Arbeit, um derentwillen der Poet das Mittagessen versäumt hatte, war ganz fertig und verfehlte ihre Wirkung nicht. Glückstrahlend versicherte Nhou Quim wiederholt, daß

Senhor Odyl ausgezeichnet schreibe und lese und daß die Dichtung „Numero Eins“ der ganzen Literatur sei; nur Rola's Strophen schienen ein wenig kurz; wonach der Poet zu bemerken wagte, daß Dona Rola am schönsten durch ihre Erscheinung wirken werde und daß in Erwägung der Schweigsamkeit, welche die wirklichen Engel den Menschen gegenüber beobachteten, es vielleicht am rathsamsten sei, ihre Rede . . . ganz zu streichen. Ein wüthender Blick Nhou Quim's belehrte ihn über die Zwecklosigkeit dieses Vorschlages und Senhor Odyl nahm schnell die vier Strophen wieder auf, um ihre Bedeutung in das günstigste Licht zu stellen. Es gelang seiner Beredtsamkeit, dieselben durchzubringen . . . . .

War nicht der Himmel besonders blau und die Sonne besonders golden, als der unverbesserliche Verschwender mit sehr leichter Börse und leichterem Sinn am nächsten Tage nach der Rua dos Lusitanos ging? Ihm selber kam es so vor und den beiden Schülerinnen, die ihn erwarteten, ebenfalls. Die Mädchen hatten sich in holder Vertraulichkeit zueinander gefunden. Rosita kannte schon das Herz der Freundin mit all seinen unschuldigen Freuden und Leiden, sie tauschte gern ihr eigenes dagegen aus, aber dasselbe war von so leidenschaftlichen Gefühlen bewegt, daß sie sich weniger mittheilen konnte. Ohne sich zu verhehlen, wie bald die Verhältnisse sie zwingen würden, auch Rola zu meiden, erfreute sie sich ihrer Nähe wie eines flüchtigen Glückes, welches den Zauber der verbotenen Frucht zu haben schien.

Rosita war sehr blaß geworden, als der Doctor ihr am Morgen die Hand auf den Kopf gelegt und sie prü-

fend angesehen hatte, indem er den Befehl gab, die Bilder in seiner eigenen Stube befestigen zu lassen; aber als er sie dann in seine Arme genommen und ermahnt hatte, sein gutes, fröhliches Kind zu bleiben, war es ihr gewesen, als ob nichts in der Welt sie von ihrem Vater trennen könne. Was gestern zwischen ihr und Amancio vorgefallen, stellte sich ihrem Geist wie ein schnell gelöschtes Feuer dar; . . . sie fühlte sich einer Heldin gleich, stark und freudig inmitten eines tiefen Wehs.

Mit liebenswürdiger Bescheidenheit theilte Senhor Odyl den Mädchen die Annahme seines Plans mit und las die neuen Verse vor, welche ihr bestes Lob in dem freudigen Erröthen des Waldtäubchens fanden. Die Idee, Nola als Engel auftreten zu lassen, war dem Poeten durch ihre Persönlichkeit eingeflößt, denn ihre Scheu vor der Welt schien ihm in ihrer Unverwandtschaft mit derselben zu liegen. Alles um und an ihr war für ihn von Poesie umflossen; ihr schüchterner Dank beglückte ihn sehr. Auch Rosita erklärte sich mit ihrer göttlichen Rolle zufrieden und versuchte dieselbe gleich unter großem Beifall des Auditoriums. In einem Winkel nickend, überwachte nämlich Domingas, welche durch die Ankunft des Poeten aus ihrer Siesta aufgescheucht war, die Studien: zu ihren Füßen Velludo, gleichfalls unter dem Banne bewußter Träumereien. Beide rüttelten sich auf bei dem Vortrag. Rosita sprach die schwungvollen Verse mit schönem Pathos; Begeisterung war ihr natürlich, wie das Athemholen, der Poet fand gar nichts zu verbessern.

Als Nola darauf die erste ihrer Strophen begann, hütete er sich wohl, sie anzusehen; aber trotzdem stockte

sie nach einigen sehr lieblich klingenden Worten. Senhor Odyl kehrte lachend dem Hunde den Kopf um und gab Domingas ein schnell verstandenes Zeichen, ihre Wachsamkeit zu unterbrechen, indem er selber weiter recitirte; das Waldtäubchen fiel auch wieder ein und wiederholte, von ihm geleitet, mehrere Male einen hübschen Vers, in den der Verfasser sein Bestes gelegt hatte. Um die Schülerin nicht zu ermüden, ging er dann von der Declamation zur Conversation über, in welch letzterer es ihm nicht minder gelang, dieselbe zu beleben und zutraulich zu machen. Senhor Odyl suchte weder nach schönen Worten, noch nach Witzen, aber seine spielende, zum Sarkasmus neigende Ausdrucksweise, das feine, leicht bereite Lächeln erwiesen sich von einem besonderen Zauber. Die jungen Leute plauderten bald fröhlich miteinander, und ihr munteres Gelächter wurde durch die Erscheinung eines Reiters nicht unterbrochen. Es war Amancio, welcher dem Fenster nahe, sehr langsam vorüberritt, indem sein schwarzes Auge unter einer düsteren Stirne hervor Blitze in das Zimmer zu werfen schien; nur Rola winkte ihm schwesterlich zu, während Rosita sich abgewandt hatte und auf den Flur hinausgetreten war. Sie wollte fliehen, aber draußen begegnete sie wieder demselben Blick; Amancio hielt, da er sie gewahrte, vor der offenen Hausthür an. Von der Halle aus, wohin sie weiter geeilt, hörte sie ihn noch das Haus betreten und nach Rola fragen; — er war schon fort und Senhor Odyl im Begriff, sich zu verabschieden, als Rosita in den Saal zurückkam. Domingas sprach eben davon, „daß der Poet nicht langweilig und nicht unangenehm sei, daß die

Mädchen ihre Sachen nicht schlecht gemacht hätten und daß die Sonne, welche sich gerade in Azur und Purpur bettete, recht nett untergehe."

„Ach, Du arme, gute Alte", unterbrach Rosita die Redende, „wenn Du einst in das Paradies kommst, wirst Du Dich bedächtig umsehen und sagen: „Es ist recht anständig hier. Nicht wahr?" Die Neckerei war durch eine gleichzeitige Umarmung gemildert, in welcher sie Domingas mit sich fort aus dem Zimmer zog.

„Ich werde schwerlich hinkommen", erwiederte Domingas ruhig, „Du vielleicht" . . .

„Ich, ich bin schon da!" rief das Mädchen aus, welches singend davonlief. Die schmetternden Töne schienen ihre Brust zu zersprengen. Sie dachte weder an Vergangenes, noch an Zukünftiges; sie jubelte in dem Glauben an eine Liebe, welche, die tiefste Kränkung überwindend, ihr eigen sei und welche sie trotz ihrer Hoffnungslosigkeit beseligte.

Nachdem auch an den folgenden Tagen von Senhor Odyl die Lectionen und von dem Doctor Amancio die Fensterpromenaden fleißig fortgesetzt worden, kam die Einweihung heran.

Es wurde dort viel geredet, viel musicirt und ein Heer von Raketen aufgelassen, indem man mit großer Spannung den Haupteffect am Schlusse der Feier erwartete. Rola, welche sich in wenigen Tagen vortheilhaft entfaltet hatte, erschien rosig und ziemlich gefaßt in dem bekannten mit Flügeln geschmückten weißen Engelsgewande, von Rosita, der Göttin Hygieia, geführt, welche in einem modernen rosa Florkleide nicht minder himmlisch aussah. Man glaubte nie zwei anmuthigere Wesen ge-

sehen zu haben. Was waren die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen „interessanten Mädchen“ gegen diese überirdischen Erscheinungen, deren Unzusammengehörigkeit Niemandem Kopfzerbrechen verursachte? Wie schön sprachen sie die von dem Poeten eingeübten Verse! Alle Herren sahen voll Neid auf Senhor Odyl, der wie ein Liebling der Götter da stand und so sehr seine Philosophie vergaß, daß seine Stimme zitterte, als er zu sprechen begann. Aber das beeinträchtigte den Eindruck der bald erstarkten Rede nicht. Es war niemals ein so mächtiger Schauer von Händeklatschen in der Stadt vernommen worden, was viel sagen will.

Nhou Quim kannte sich selbst nicht mehr, und um dem Poeten seine höchste Anerkennung auszudrücken, klatschte er seiner eigenen Großmuth stürmischen Beifall. Der reinste Tropfen Freude, welchen er aus dem ganzen Werke sog, war Rola's Erfolg, und als die Waldtaube ihn am Schlusse der Feier bat, ihren Aufenthalt in der Stadt noch um einige Tage ausdehnen zu dürfen, erwiederte er mit Thränen in den Augen, daß er seiner einzigen Tochter heute gar nichts abschlagen könne. Dann winkte er Senhor Odyl zu sich heran. Der junge Mann gefiel ihm, — so viel Bescheidenheit bei so großartigen Leistungen; er umarmte ihn fast, indem er ihm gönnerhaft versicherte, daß er „Numero Eins“ unter den Poeten sei.

8.

„Ich bitte Dich, Bella, verschone mich mit dem Doctor“, sagte Nhou Quim grämlich, indem er den

Zipfel seines hochrothen Plaids nach Art der Kabylen über den Kopf zog und sich anschickte, die Veranda seines Hauses, wo er mit seiner Gemahlin frühstückte, gegen den Garten zu vertauschen; „ich bin nicht wohl genug, um seine Arzneien zu vertragen . . . Nicht einmal, was mir fehlt, kann er sagen . . . Aerzte sind discret wie Freimaurer; sie verschweigen, was sie selber nicht wissen. Habe mich neulich über den Doctor geärgert . . . Welch dummes Gesicht er machte, als ich von dem Grafentitel sprach.“ Dona Bella zuckte die Achseln.

„Es überraschte ihn“, versetzte sie gleichmüthig. „Wenn wir ihn erst für den Plan gewonnen haben, so . . .“

„Ihn zu gewinnen, will ich Dir überlassen“, bemerkte Nhou Quim sarkastisch. „Hm . . . warum sollten wir denn durchaus seiner Fürsprache bedürfen? — Mir scheint, meine Ansprüche wachsen täglich mit den Rechnungen, welche den ursprünglichen Anschlag fast um das Doppelte überschreiten. Wer hat so viel für die Armen gethan . . . Wer thut so viel wie ich?“

„Gebt mir ein Almosen . . . ein Almosen!“ ertönte es kläglich am Gitter der Veranda. Im dichten Gebüsch tauchte dort eine schwarze Bettlerin auf, erhob flehend die Hände, verschwand schnell und ward wieder sichtbar. Ein Fluch antwortete der Stimme, und das starke Rohr, auf das Nhou Quim sich gestützt hatte, flog schallend durch die Luft. Es verfehlte sein Ziel nur durch die schnelle Bewegung, mit welcher das Weib sich seitwärts gewandt hatte, um ein ihr gleichzeitig von Dona Bella zugeworfenes Brod aufzufangen. Inbrünstig dankend,

entfernte sich die Bettlerin, während Nhou Quim in schrecklicher Wuth die Nachlässigkeit des Thürhüters verwünschte; seines Stabes beraubt, wankte er unsicher und ergriff fast fallend einen Pfeiler des Geländers.

„Ich bin nervös . . . sehr schreckhaft. Wir wollen bald nach der Fazenda hinaus, wo die Luft mir besser bekommt", murmelte er in abgebrochenen Worten. „Mich friert. Laß mich ungestört draußen im Sonnenschein sitzen; der Doctor oder wer auch komme, ich will Niemand sehen." Bleifarbig und verstört wandte er das Gesicht, dem die Kopfbedeckung ein sonderbar wildes Aussehen gab, noch einmal zurück. „Sage dem Doctor, daß Du heute Abend meine Tochter abholen wirst . . . Ihre Nähe dünkt mich ein Talisman; ich will sie nicht missen, so lange ich noch lebe."

Dona Bella mußte durch eine harte Schule gegangen sein, um trotz des soeben erlebten Auftrittes ihrem Manne freundlich zuzunicken und dann in vollkommener Fassung ihren Sohn Amancio aufzusuchen, welcher oft den größten Theil des Tages auf der Chacara zubrachte, da er außer seinen Hülfeleistungen im Asyl die eigene Praxis meistens sehr bequem mit einem Spazierritt durch die Straßen besorgen konnte; sie fand ihn wieder über große Folianten gebeugt, einsilbig und unzugänglich, wie er sich seit der Eröffnung des Bazars gezeigt hatte. Doch blieb sie in seinem Zimmer, denn sie begnügte sich ungern mit ihrer eigenen Gesellschaft. Erst als der Händler, welcher neulich in ihrem Auftrage in dem Hause des Doctor Jorge gewesen war, sich melden ließ, begab sie sich durch die offene Thür in den anstoßenden Saal, um einige Muster in

Augenschein zu nehmen. Beiläufig fragte sie den Mann, weshalb die Bilder nicht nach ihrem Wunsche in der Halle aufgehängt worden seien, und hörte mit Erstaunen von der uns bekannten Scene.

„Wie ein wildes Kätzchen", ergänzte der Händler seinen Bericht, „sprang die junge Dame auf mich zu und gebot mir, künftighin ihre Befehle abzuwarten. Die erlauchte Senhora Dona Bella habe sich dort keine Uebergriffe zu erlauben."

„Das scheint unmöglich", sagte Dona Bella sanft. „Sie werden sich geirrt haben."

„Ich kann darauf schwören", betheuerte der Mann, „und ihre Geberden, ihre Augen waren noch böser als ihre Worte."

„Nichts mehr davon", unterbrach ihn die Dame, „legen Sie mir die Sachen vor, welche ich zur Ansicht erbeten habe."

Sie wählte mit anscheinender Ruhe einige derselben aus und entließ den Händler huldvoll, wie immer. Aber als er fort war, beklagte sie sich gegen Amancio bitter darüber, ein Geschenk, welches sie in freundlicher Absicht gesendet, so übel aufgenommen zu wissen.

„Schade um das hübsche Ding", fügte sie in einem gutmüthigen Ton hinzu, „daß es eine böse Gemüthsart hat."

„. . . Dona Rosita liebt uns nicht und ist ehrlich genug, es zu zeigen", warf Amancio hin, welcher sein Buch verlassen und den Bericht des Händlers verfolgt hatte, sobald der Name Rosita's an sein Ohr gedrungen. Er setzte nicht hinzu, daß er, tief gekränkt durch ihr Ent-

weichen bei seinem letzten Besuch im Hause des Doctors, sich geschworen hatte, dasselbe nicht mehr zu betreten.

„Sprichst Du aus persönlicher Erfahrung?“ fragte seine Mutter so scharf, daß er plötzlich tief erröthete. „Hat sie Dir ihre Abneigung zu erkennen gegeben?“

„Es wäre meine eigene Schuld, wenn ich sie herausgefordert hätte“, erwiederte Amancio mit wachsender Verlegenheit.

„Dein Pferd wartet schon am Thore“, fuhr Dona Bella fort, ihren Sohn mit einem durchdringenden Blick erforschend, „besuche Nola einen Augenblick, um ihr mitzutheilen, daß ich sie gegen Abend abholen will, da ihr Vater ihre Rückkehr wünscht. Du wirst doch um dieser plötzlichen leidigen Bücherwuth willen Deinen Morgenritt nicht aufgeben wollen?“

„Der Gesundheitszustand in der Stadt scheint so vortrefflich, daß ich mich meinen Studien nicht zu entziehen brauche“, sagte Amancio scherzend. „An Nola kann ich schreiben.“

„Sonst gingst Du gern nach dem Hause des Doctors“, äußerte Dona Bella ihre Gedanken laut. „Wann warst Du zuletzt da?“

„Vor fünf, sechs Tagen ... Du verhörst mich förmlich, Mutter.“

„Das ist nicht nöthig, liebes Kind“, sagte die scharfsinnige Frau in dem ihr eigenen leichten Ton. „Du trägst wie Dein Vater das Herz in den Augen. Solltest Du etwa die Dummheit begangen haben, Dich zu verlieben, so ist das verzeihlich. Indessen“, ihre Worte und ihre Stirn bekamen plötzlich einen düsteren, fast

drohenden Ausdruck „vergiß das nicht . . . durch eine Heirath habe ich Dein Erbtheil gerettet, durch eine Heirath mußt Du es erwerben; zwiefach vergrößert ist es wohl annehmbar als die Morgengabe eines reizenden Mädchens.“

„Sehr, sehr“, erwiederte Amancio, eine heftige innere Bewegung mit Ironie bekämpfend. „Warum sollte ich weniger verständig sein als die drei Gebrüder da Costa, welche die drei Töchter ihres Stiefvaters heiratheten. Der Zahnarzt Joãsinho sagte zwar, es hätte keine Poesie . . . Aber Rola“, fügte er ernst hinzu, „hat Poesie genug für uns beide, um Deinen Plan in ein schönes Lebensglück umzuwandeln . . . Ich werde sie heirathen; auch ohne Morgengabe wäre sie begehrenswerth.“

„So denkst Du recht, Amancio. Wisse noch, daß Nhou Quim meine Erbansprüche auf seine Güter von der Verehelichung unserer Kinder abhängig gemacht hat; scheitert diese Heirath, so werde ich mit einem ärmlichen Pflichttheil abgefunden und Rola erbt alles. Das Testament läßt Dir also keine Wahl . . . Da kommt der Doctor, Du brauchtest nicht zu schreiben, wenn Dir nicht vielleicht die Gelegenheit erwünscht wäre, um Dich Deiner Braut aufmerksam zu erzeigen. Willst Du ihr aber ein paar Worte senden, so laß den Groom sie gleich besorgen.“

Und wirklich, die Gelegenheit schien dem jungen Mann erwünscht, er hatte schnell die Feder zur Hand genommen, doch nagte er jetzt an ihrem Schafte, wie ein ungezogener Schuljunge, dem das Pensum nicht behagt. Obgleich er die sanfte Rola, deren Vorzüge ihm bei der Einweihung in einem ganz neuen, unendlich günstigen Licht erschienen

waren, immer gern gehabt, und seine Neigung für sie ihm durch ihre Abwesenheit noch bewußter geworden war, lag ihm doch mehr daran, sich an Rosita zu rächen, als sich Rola freundlich zu erzeigen. War denn seine Unbesonnenheit nicht genug durch ihre schnöde Ablehnung bestraft, daß sie auch seiner Mutter gegenüber eine so kränkende Haltung annahm? Er hatte sie strafen, verletzen wollen, wenn er am Hause vorüberreitend Rola zu entdecken und zu begrüßen gesucht; er wollte jetzt ihre Eitelkeit, vielleicht ihr Herz verwunden, indem er sich schnell für eine Andere erklärte. So wogte es in seinem Inneren; sein Entschluß stand fest, während ihm die rechten Worte fehlten; denn seine Gefühle richteten sich an eine andere Adresse. Endlich schrieb er:

„Geliebte Rola!

Mama wird Dich am Abend heim holen. Sei also bereit . . . Das väterliche Nest ist öde ohne Dich, Du liebe sanfte Taube.

Wenn ich morgen früh nach der Chacara komme, werde ich Dir von Jemandem sprechen, den Deine Abwesenheit lehrte, daß sein Leben öde sei ohne Dich. Adieu, mein einziges Gut. Der Dich liebt, heißt

Amancio."

Bevor Dona Bella den Doctor zu begrüßen ging, eilte sie durch den Garten, um sich nach dem Befinden ihres Mannes zu erkundigen, welches sich unter der wohlthätigen Einwirkung der Sonne schon gebessert hatte; doch blieb Nhou Quim bei seinem Ausspruche, daß er den Doctor nicht sehen wolle. Von dem raschen Gange in der Luft geröthet, trat Dona Bella demselben frisch

und strahlend entgegen; ihre dauerhafte Schönheit schien sich wie eine unverwelkliche Mohnblume mit jedem Sonnenaufgang neu zu beleben.

„Mein Mann wird gleich kommen", sagte sie, dem Doctor mit eigener Hand einen Sessel dem von ihr eingenommenen Sitze näher rückend. „Wissen Sie, daß wir bald nach der Fazenda gehen, Doctor? Ich hoffe, Sie werden mich ein wenig entbehren." Seine Augen sagten „Ja", während sie anmuthig weiter plauderte. „Wissen Sie noch etwas, Doctor? Der Bau des neuen Hauses soll in Angriff genommen werden ... Und wissen Sie das Neueste? Der Titel ist gefunden ... Gräfin Das Trescazas — nämlich der Chacara, des Asyls und des Zukunftsschlosses auf der Fazenda ... Was sagen Sie dazu?" Dona Bella reichte dem Doctor die Cigarette, welche sie mit ihren geschickten Fingern in demselben Augenblick gerollt hatte; ein Wink auf ein naheliegendes Feuerzeug bewies nicht nur, wie bekannt er in dem Hause war, sondern auch die Anspruchslosigkeit der Herrin. „Und wissen Sie das Beste?" fuhr sie mit einem anmuthigen Lachen fort, „Sie, Sie selber und Sie allein werden mich dazu machen ... Um Gotteswillen, keine Antwort; ... mit dieser düsteren Stirn spricht man nicht zu mir. Erst hübsch die Falten fort und dann ein freundliches Versprechen. Daß man Sie bei Hofe hochschätzt, daß Sie von den einflußreichsten Personen gesucht und gefeiert sind, weiß ich viel besser als Sie."

Dona Bella, welche umsonst nach einer günstigen Wirkung ihrer Worte auf dem Gesicht des Doctors gesucht hatte, sprach plötzlich zu tiefem Ernst übergehend:

„O, ich leide unbeschreiblich. Für mich giebt es nur zwei Wege: entweder muß ich mein ganzes Elend begreifen und daran zu Grunde gehen, oder ich muß das Bewußtsein davon bei Seite stoßen, wie einen Ball, und fröhlich scheinen, scheinen, bis ich es schließlich bin; die Natur hat mich so gewollt, aber meine gute Laune ist nur eine gebrechliche Eintagsfliege, die zu jeder Minute von dem Schatten der zurückkehrenden Kugel bedroht ist. Ich lebe in der Angst vor etwas Schrecklichem was ich gesehen und mit übermenschlicher Kraft vergessen habe ... O, wenn jene bösen Geister wieder in meiner Nähe auftauchten, ich würde sterben.“ Dieses Mal erwies ihre Beredtsamkeit sich echt, denn sie kam aus dem Herzen; Mitleid und Theilnahme vertrieben das Grollen von jener Stirn, die sie entwölken wollte.

„Ich weiß, wie oft ich mißverstanden und getadelt werde, wie man mein Wesen gemacht, leichtfertig und gefühllos nennt“, sprach sie in hastigen Worten weiter. „Die Welt kennt nicht den Zwiespalt, welchen ein unseliges Geschick über mich verhängt. Sie allein verstehen mich; es wundert Sie nicht, wenn meine Heiterkeit nicht immer ganz natürlich scheint, Sie haben mich ja leiden sehen, mit mir gelitten, mich aufgerichtet, mich getröstet. Durch Sie bin ich dahin gelangt, den gegenwärtigen Tag zu ertragen, zu lieben ... so lange er mir die Hoffnung kündet, meinen ... einzigen Freund zu sehen ... Doctor, Nhou Quim ist krank, mir ahnt, daß von der Erfüllung seines Wunsches meine Ruhe abhängt.“

„Und wenn jene bösen Geister, deren Sie erwähnten, sich seinem Wunsche entgegenstellten“, ließ der Doctor

sich nach einigem Kampf vernehmen. „Ich mag gewisse Dinge nicht berühren, aber . . . wie gerne wir uns auch täuschten, es giebt kaum Geheimnisse.“

Sie sah ihn wunderbar umstrickend an, indem sie das angedeutete Geheimniß lüftete, welches ihn in tiefer Sympathie an die verzweifelnde Frau eines unter Gewissensqualen zusammenbrechenden, physisch schwachen Mannes gekettet hatte. Die von ihr wachgerufene Erinnerung an den Augenblick, wo derselbe im Starrkrampf zurückgesunken dalag, erschütterte sie Beide.

„Sie wissen, wie er gelitten, wie er gebüßt, wie er die größten Opfer gebracht hat, um die rasche That zu sühnen, Sie haben ihm beigestanden, und mir; Ihnen verdanke ich die Kraft, meine Pflicht weiter zu thun bis an das Ende. Doctor, mir scheint, Nhou Quim knüpft an diese Ehrenbezeugung einen Aberglauben, als sei dieselbe der irdische Ausdruck einer höheren Vergebung. Wird sie ihm verweigert, so fürchte ich das Schlimmste.“ Thränen erstickten ihre Stimme. Sie hatte wahr und offen ausgesprochen, was sie in dem Augenblick empfand, aber doch mit der vollen Ueberzeugung, daß ihre Beredtsamkeit unwiderstehlich sein müsse, um den rechtschaffenen Mann ihr gegenüber ihren Plänen geneigt zu machen. Der Doctor, welcher, durch das Unglück zu ihr gezogen, allmählich das Opfer ihrer Coquetterie geworden und mit jener Einfalt großer Männer, wo er einmal gewonnen war, weder Argwohn noch Tadel kannte, schwieg, tief bewegt von dem Leid der schönen Frau.

„Nhou Quim scheint nicht zu kommen“, sagte sie weich und milde. „Lassen Sie mich gehen, Doctor, und

bedauern, daß ich zu viel gefordert habe.“ Als sie sich, der Thür zuwendend, bei ihrem Namen rufen hörte, kehrte sie hastig um, ergriff des Doctors Hand und bedeckte sie mit ihren Küssen.

„Ho, Ho“ . . . stöhnte Nhou Quim, welcher auf seinem Rohr in das Zimmer wankte. „Was soll ich denn von meinem Freunde denken?“

„Daß er unser bester Freund ist“, stammelte Dona Bella. „Ich dankte dem Doctor eben für seine Güte; der „Graf Das Trescazas“ wird ihm hoffentlich bald ebenso freundlich danken.“

„Das wird er“, sagte Nhou Quim mit einem ausdrucksvollen Grinsen, „hast Du dem Doctor gesagt, daß er mir die Rola wiedergiebt?“

„Amancio hat ihr schon geschrieben.“

„Geschrieben, Geschrieben!“ murmelte Nhou Quim. „Warum geht er nicht hin und sagt es ihr? Es ist eine sonderbare Welt heut zu Tage. Die Jungen scheinen alt und die Alten scheinen jung zu sein. Ich verlange keine große Erkenntlichkeit von Deinem Sohne, aber Rola ist es doch werth, daß man sich etwas um sie bemühe.“

„Amancio hat mir noch eben ihre Reize gerühmt“, sagte Dona Bella, ihren Sohn gegen den Stiefvater vertheidigend. „Wer weiß, warum er sich nicht hingetraut. Dona Rosita scheint sehr auf gute Sitten zu halten; sie muß ihn kühl empfangen haben, daß er das Haus meidet; der arme Junge leugnete das zwar, doch ward er sehr verlegen, als ich in ihn drang.“

Der Doctor suchte es ebenfalls zu leugnen; Dona Bella fiel ihm schnell in's Wort, indem sie sehr freundlich,

aber ein klein wenig gekränkt ausrief: „Doch, doch, lieber Doctor . . . es hat meine mütterliche Eitelkeit verletzt; und sie dehnt ihre Strenge sogar auf mich aus. Es war gegen die Form, daß ich Ihnen die Bilder so unvorbereitet schickte; nun, ich dachte Ihnen eine Freude zu machen, und nichts weiter. Aber die Kleine fühlte sich beleidigt. Der Händler sagte mir, sie sei sehr böse geworden . . . Still, Doctor, ich will keine Vorwürfe wegen einer Klatscherei aus zweiter Hand . . . ich will mir das Mädchen selbst gewinnen."

9.

„Nun also" . . . fragte Polinary, auf die Adresse eines Briefes starrend, als erwarte sie, daß dieselbe sprechen werde . . . „ist er für Eure junge Senha oder für unsere junge Senha?"

„Weiß nicht", antwortete der kleine Groom, welcher nach dem englischen Muster gekleidet, aber durchaus unwissenschaftlich gebildet war . . . „muß mich besinnen."

„Nun also! . . . Ist er von dem alten Senhor oder von dem jungen Senhor?"

„Weiß nicht. Warte nur; es fällt mir schon ein."

„Die Hauptsache bei einem Briefe ist, woher er kommt und wer ihn haben soll. Miguel weiß das immer."

„Warte, Tia Polinary, ich will mich besinnen . . . Er ist für Eure junge Senha von meinem alten Senhor; jetzt weiß ich's gewiß."

„Nun das ist die Hauptsache. Du denkst wohl, Deine Kleider seien die Hauptsache. Gott erlöse mich! Habt Ihr schon Carneval?" Ein kurzes wüthendes

Knurren ertönte, die Unterhaltung störend, im Corridor; mit einem starken Satz sprang plötzlich Belludo aus der Thür, stürzte sich auf den Negerjungen, riß ihn zu Boden und setzte ihm selber und seiner Livree in der ärgsten Weise zu.

Nachdem Polinary vergeblich den Hund zu locken und zu besänftigen gesucht, läutete sie Sturm an der Hausglocke, um Hülfe herbei zu rufen, eine Bemühung, in der sie von dem lauten Gebell Belludo's und von dem lauteren Geschrei des Jungen unterstützt wurde. Mehrere Leute erschienen, an ihrer Spitze Domingas, welche den schnell befreiten Jungen in die Küche führte, um ihm allerlei Eßwaaren als beruhigende Mittel zu verordnen, während Belludo von dem Gärtner an einen Strick gelegt wurde. Seit Kurzem hatte sich das treue Thier sehr ungeberdig gezeigt, in der Freiheit Personen, welche das Haus betraten oder nur passirten, angegriffen, und gefesselt, wie jetzt wieder, ein entsetzliches Geheul begonnen, dem kein Ohr Stand halten konnte. Die Auskunft, ihn in der allein liegenden Hütte Polinary's zu halten, machte ihn nicht weniger lästig, da er immer wieder Mittel fand, zu entweichen und in das Haus zu dringen. Um sich Ruhe zu verschaffen, ordnete Domingas an, den Hund in der Halle zu belassen, bis der Doctor weiter über ihn verfügen werde.

„Du hättest das nicht thun sollen", murrte Polinary, welche sich nicht entschließen konnte, ihn in der Gefahr zu verlassen, „jetzt wird es heißen: todt geschossen. Aus lauter Uebermuth beißest Du die Leute an, als ob wir nicht genug zu essen kriegten. Und nun gar das Carnevals-

zeug, das ist noch schlechter.“ Trotz dieser Schmähungen weinte sie darüber, daß sie wahrscheinlich ihren lieben Hausgenossen verlieren werde. „Neulich hat's schon der Doctor gedroht, als Du der Kuchenbäckerin die Schürze zerrissest, ein Lump gegen den Putz des Burschen. Du wirst nicht nach dem Himmel gehen, Du Sünder.“

Erst als Rosita kam, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen, erinnerte Polinary sich des Briefes, welchen sie sehr zerknittert in der Hand hielt.

„Oh, oh . . . der Velludo hat böse Sätze gemacht“, schluchzte sie, „ich fürchte, er wird hingerichtet. Und hier ist ein Brief für die Senha Zizi.“

Ohne nach der Adresse zu sehen, öffnete Rosita den Brief, dessen Inhalt sie eben so schnell überflogen hatte, nachdem sie zuerst die Unterschrift gelesen. Sie schien zu erstarren unter dem Eindrucke.

„Der Brief ist für Dona Rola“, sagte sie sich mühsam fassend, „trage ihn in den Saal.“

„Da kommt's schon heraus, wie dumm der Junge ist. Jesus Maria . . . Nha Zizi . . . Was ist Euch denn? Grämt Euch nicht so arg um den Velludo . . . Was thut's, wenn er umgebracht wird; verdient hat er's zehnmal. Du Bösewicht“, fuhr sie plötzlich wüthend auf den Gärtner los. „Du tödtest ihn wohl gern für eine Milreis?“

„Wenn Du mir fünfhundert mehr giebst, tödte ich Dich auch“, versetzte der Gärtner lachend, indem er den Strick fester anschnüren wollte. Aber Rosita wehrte ihm mit einer so herrischen Geberde, daß er still von dannen schlich. Leichenblaß stand sie da, dem alten Freund ihrer

Kindheit das dichte, braune Haar streichelnd, als habe sie seine Bosheit gar nicht begriffen, und Velludo leckte das Kleid seiner jungen Senha, in dessen Falten er liebevoll und verschämt seinen Kopf zu verbergen suchte.

Als Rosita eine Stunde später mit verstörter Miene und trüben, von dunklen Schatten umsäumten Augen zu Rola kam und ihr von dem allgemeinen Schrecken erzählte, fand sie dieselbe sehr niedergeschlagen. Vor Beschämung stockend, weihte Rola sie in das Geheimniß des Briefes ein; erschreckt und verwirrt darüber, daß Amancio, den sie immer als ihren Bruder geliebt, sich plötzlich in einen Bewerber verwandelt habe, quälte sie besonders die Furcht, ihm zuerst in Gegenwart der Eltern zu begegnen, da sie dann nicht den Muth haben werde seinen Antrag abzulehnen; sie müsse jetzt schreiben, sonst werde sie vor Angst einwilligen und sie beide unglücklich machen. Rosita hörte ihr sehr gespannt zu, indem sie die Hand der Freundin, welche diese ihr in der großen Bekümmerniß entgegengestreckt, fest und fester umklammerte. Ein Zug unendlicher Wehmuth umspielte ihre Lippen, wie sie dieselbe ermahnte, sich zu prüfen, was Rola mit dem Ausspruch verweigerte, daß sie sich über ihre Gefühle ganz klar und daß sie verloren sei, wenn Amancio nicht vor einer Besprechung mit den Eltern dieselbe kenne. „Wüßte ich es nur richtig zu sagen!" seufzte Rola, „hilf mir ein wenig!"

„Das geht nicht", versetzte Rosita.

„Denke, Du seiest an meiner Stelle, und schreibe einmal, was Du antworten würdest", rief Rola eifrig aus. „Da ist ein Bleistift . . . Versuche es —, nur

zum Scherz.“ Inständig und liebevoll drängte das erregte Mädchen die Freundin, deren bleiche Wangen sich rötheten, deren Augen aufblitzten, indem sie einen Augenblick die linke Hand nachdenklich an die Schläfe legte und dann schrieb:

„Lieber Amancio!

Warum sollte Jemand die Nähe Derjenigen wünschen, die ihm in der Abwesenheit besser gefiel und die der Zukunft wenig vertraut?

Flüchtige Gefühle sind Funken, die ohne zu erwärmen verglühen. Täusche ich mich heute, so täuschtest Du Dich gestern. Die Liebe ist kein Ring, der allen Fingern paßt. Ich zweifle an der Deinigen und ich verschmähe sie.

N.“

Schnell hatte Rosita die wenigen Worte hingeworfen, das Papier fast einritzend mit der Federspitze.

„Es zeigt Dir, wie Du nicht schreiben mußt“, stammelte sie, plötzlich von einer so heftigen Bewegung überwältigt, daß sie auf und davon sprang, um die heißen Thränen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte, der Freundin zu verbergen.

Sehr aufmerksam betrachtete Nola das kleine Schriftstück; ihr schien, daß es ihre Gedanken richtig ausdrücke, und im Vertrauen auf Rosita's von ihr bewunderungsvoll anerkannte Ueberlegenheit hielt sie die etwas knappe Fassung und den herben Ton desselben für passend in einem so schwierigen Fall, wie die Ablehnung eines Antrages. Wenigstens war die peinliche Sache in eine gewisse Form gebracht.

Ohne sich weiter zu besinnen, schrieb sie es wörtlich ab und steckte das schnell vollendete Urtheil, in dessen Besitz sie sich ziemlich beruhigt fühlte, zu sich. Sie verstand selber nicht, warum sie bald darauf in eine neue größere Unruhe verfiel, weil Senhor Odyl ihr ein Buch schickte, welches auf dem ersten Blatt unter einem schönen Widmungsvers ihren und seinen Namen trug. Es lag noch ein helles Roth auf ihren Wangen, als sie zu Tische kam.

Dem Doctor Jorge schien etwas Unangenehmes begegnet zu sein. Außerdem, daß er Rola als einer Fremden einige Aufmerksamkeiten erzeigte, sprach er fast gar nicht während des Essens und verschanzte sich beim Kaffee hinter einer Menge von Zeitungen.

Nachdem Rola sich still entfernt hatte, um ihre Sachen zu ordnen, wobei sie das soeben erhaltene Buch inbrünstig an die Lippen drückte, saß Rosita mit einer Handarbeit beschäftigt allein neben ihrem Vater. Ihre Stimme klang sehr sanft, als sie noch einmal die Bitte um Schonung des Hundes, welche sie schon vor Tische gethan, schüchtern zu erneuern wagte, doch der Doctor verneinte kurz und verdrießlich, ohne seine allerdings sehr triftigen Gründe für die Beseitigung des gefährlichen Thieres auseinander zu setzen. Nach einigem Schweigen kam er selbst darauf zurück, indem er seine Tochter ungütig ansah wie an jenem Abend, dessen sie sich nur zu wohl erinnerte.

„Ein bissiger Hund bietet Freunden und Fremden schlechten Willkommen“, sagte er mit einer gewissen Schärfe im Ton. „Ich will mir ein gastliches Haus erhalten.

Sollte Velludo etwa auch den Doctor Amancio abgeschreckt haben, oder weißt Du mir etwas davon zu sagen, warum ich meinen Assistenzarzt nicht mehr bei mir sehe? . . . Rosita", fügte er grollend hinzu, „findest Du es so schwer, Dich den Freunden Deines Vaters wenigstens höflich zu zeigen?" Sie antwortete nicht. Ihr war als ob es für das bitterste Leid weder Mitgefühl noch Verständniß gäbe, als ob sich ihr selber das Bewußtsein desselben in ein Schuldbewußtsein umwandele.

Der Ton der Hausglocke erlösete Rosita kaum von dem betäubenden Druck, welcher ihr Herz zu lähmen schien, während sie mechanisch weiter arbeitete; sie begriff nicht, ob es Wirklichkeit oder ein Traumbild ihrer Sinne sei, als sie plötzlich ganz nahe den gedämpften Schall von Pferdehufen, Schnauben und Klirren und dann dazwischen eine helle wohltönende Frauenstimme hörte, als Dona Bella sehr elegant auf der Schwelle erschien, vorsichtig einen kleinen Rappen hineinleitend, auf dem Amancio saß. Sie begriff es nicht, aber sie arbeitete noch; nur fand sie ihr Ziel nicht mehr und fühlte plötzlich die starke, spitze Häkelnadel tief in den unteren Theil ihres Daumen eingedrungen.

„Sehen Sie, wie man Scrupel überwindet, Doctor", lachte Dona Bella, „hier bringe ich Ihnen meinen Sohn, welcher behauptete, Ihr Haus nicht betreten zu können; er ist herein geritten und hat mir auch versprochen, künftighin seinen Pflichten besser nachzukommen." Der Scherz gefiel so gut, daß er nicht nur die Verstimmung des Doctors plötzlich beseitigte, sondern auch Domingas veranlaßte, von ihrer gewöhnlichen stummen Zurückhaltung

abzuweichen und Polinary mit anderen Domestiken herbeizog. Man umstand das Pferd und den Reiter, welcher in einer Art von überreizter Heiterkeit sehr lebhaft sprach und lachte, indem er das intelligente Thier einige Kunststücke machen ließ. Auf den Wunsch Dona Bella's ritt er dann in dem schwach erhellten Raum langsam vor bis nach dem Platz, wo Rosita theilnahmlos zurückgeblieben war. Erst jetzt bemerkte er dieselbe und ließ scherzend das Pferd die Vorderfüße wie zu einem Kniefall einbiegen, da sie aber ganz stumm und regungslos blieb, faßte er sie näher in's Auge, sprang schnell vom Pferd und warf seinem Diener die Zügel zu mit dem Bemerken, es hinaus zu führen.

Bleich in den Stuhl gesunken, lag Rosita da; einige Blutstropfen an ihrer Hand gaben Kunde von dem Sitze des brennenden Schmerzes, welcher ihre Züge entstellte, ohne ihren trotzig geschlossenen Lippen einen Schrei zu entlocken; sie hatte versucht, den stählernen Haken zurück zu ziehen und ihn nur tiefer hineingestoßen. Da ihr die Kraft fehlte, die Versuche fortzusetzen, und da der Schmerz der leidenden Hand mit jedem Augenblicke wuchs, bewegte sie dieselbe krampfhaft zusammengeballt mit einem heftigen Schütteln, welches sich stoßweise ihrer ganzen Gestalt mittheilte. Amancio trug ein Licht herzu und zeigte dem Doctor Jorge, welcher sich in großer Erregung genähert hatte, die schon anschwellende Hand, worauf derselbe sein Verbandzeug hervorzog, um schnelle Hülfe zu bringen. Aber Dona Bella hinderte ihn noch schneller daran, indem sie behauptete, er dürfe die Operation nicht wagen, indem ihm dazu die nöthige Ruhe fehle. In

der That schien sie Recht zu haben, denn die Möglichkeit des Abbrechens der Nadel bestand und mit ihr die Gefahr, welche durch eine unsichere Hand hervorgerufen werden konnte.

Ob der junge Arzt, welcher der Verwundeten den Dienst leistete, weniger ergriffen war? Er sprach kein Wort, als er die Hand, die ihn vor wenigen Tagen so kräftig zurückgestoßen hatte, bebend und blutig in seinen Händen hielt, und vergaß in seinem Berufe den beleidigten Mann, indem er sorgsam verrichtete, was ihm oblag. Auch jetzt rang sich kein Schrei aus Rosita's Brust, auch jetzt besiegte sie die aufsteigende Schwäche und lächelte fast, als ihr Vater sie wegen ihrer Tapferkeit lobte. Er ahnte nicht, wie tapfer sie gelitten hatte, wie tapfer sie in diesem Augenblicke litt. Warum sah Amancio sie so fragend an, warum war er bleicher als sie selber geworden? Wußte er denn, welchen Stachel sie im Herzen trug? Gedachte er des kurzen Rausches, den sie Beide überwunden hatten?

Seit er sich für Nola erklärt, waren sie ja frei gegen einander. Die Erinnerung an den Brief rief plötzlich ihre ganze Energie wach. Sich mit äußerster Anstrengung erhebend, dankte sie Amancio wie einem Fremden, der ihr eine Güte erzeigt hatte, um der Sache willen, und er selber gab ihr einige Rathschläge mit der Miéne eines Arztes. Unwillkürlich schmiegte Rosita sich näher an ihren Vater, dessen Theilnahme sich in der liebevollen Weise äußerte, mit der er ihr krauses Haar glatt zu streichen versuchte; ein Augenblick der Gefahr hatte sie einander wieder ganz nahe gebracht. Aber Dona Bella

zog das Mädchen schnell von seiner Seite in ihre Arme und liebkoste dasselbe anmuthig, worauf sie sich nach einem anderen Platze begab, den Doctor mit einer Frage herangrief und ihn bald in eine lebhafte Unterhaltung verwickelte, während Rosita noch ziemlich schwach in Amancio's Nähe blieb. Die schöne Frau sprach von dem Ereigniß, welches am Morgen die Bewohner des Hauses beunruhigt hatte, und äußerte ihre Bestürzung, als sie erfuhr, was über Velludo beschlossen sei. In diesem Augenblick trat der Gärtner in die Halle, den Hund an einer Leine mit sich führend. Rosita wußte, zu welchem Zwecke; sie erbebte und konnte sich eines Aufschreies nicht erwehren; schnell errathend, um was es sich handle, bat Dona Bella für den Hund, doch der Doctor bestand unumstößlich auf dem Entschlusse, welchen er gefaßt hatte, um ein größeres Unglück zu verhüten. Da Rosita zu weinen begann, suchte er seine eigene Rührung zu bemeistern, indem er dem Gärtner einen heftigen Verweis darüber gab, in den Saal gekommen zu sein, statt sich heimlich davon zu machen, und sich beklagte, für grausam gelten zu sollen, weil er ein rasendes Thier abschaffe. Nachdem er geendet, gab er dem Manne mit düsterer Stirn einen Wink. Derselbe schickte sich an, die Halle zu verlassen.

„Noch nicht", rief Dona Bella klar und ruhig, einen Schritt vor den Mann hintretend. „Geben Sie mir den Hund, Doctor, dann ist uns Allen geholfen. Wir gehen morgen auf die Fazenda." Der Doctor hob das Auge zu ihr auf, aus dem plötzlich aller Zorn geschwunden war. „Mein Mann hat es so bestimmt", schaltete sie erläuternd ein. „Ein böser Hund, welcher frei auf dem

Hofe läuft, wird zur Bewachung der Chacara sehr nützlich sein.“ So sanft und freundlich, wie sie bat, ein so gutes Auskunftsmittel sie vorschlug, der Doctor schien sie kaum zu hören; erst als sie das Gesagte wiederholt hatte, willigte er gleichgültig ein, unter dem großen Beifall Polinary's, welche murmelte, Dona Bella sei ein Engel, ein Engel vom Himmel. Rosita eilte zu ihr hin, um in warmen Worten ihren Dank zu stammeln, indem sie sich zum ersten Male fragte, ob sie der schönen Frau nicht Unrecht thue mit ihrem Groll.

Jetzt trat Nola herein. Amancio ging ihr auf der Schwelle entgegen, küßte ihre Hand und nahm ein Täschchen, welches sie trug, an sich; sie duldete die respectvolle Zuvorkommenheit ihres Bewerbers mit ängstlicher, fast trauriger Miene, aber Dona Bella begrüßte sie an der Seite ihres Sohnes ungewöhnlich liebevoll. Das Mädchen ließ sich auch die feierliche Entführung nach dem Wagen gefallen, bei welcher Gelegenheit Amancio sein Briefchen richtig empfing. Aber Nola konnte nicht einsteigen, ohne noch einmal umzukehren und unter Thränen und Küssen Abschied von Rosita zu nehmen.

Dann setzten die Pferde sich in Bewegung; Amancio ritt neben dem Wagen und der Diener hinter demselben mit Velludo an der Leine.

Rosita sah dem Gefährt nach, welches ihr eine innig geliebte Gespielin entführte, dem zur Seite Derjenige ritt, dessen Liebe sie verschmäht und verloren hatte, das die Frau barg, welche ihren Haß mit Güte zu Schanden machte, und hinter dem der alte treue Hund gewaltsam fortgerissen ward, welchen sie auf den Armen ihrer Mutter

als ein kleines Hündchen geliebt und gefürchtet hatte. Jammervolles Heulen klang aus der Ferne schwach und schwächer herüber; sie wandte sich zurück, um ihren Vater zu finden, der ihr allein geblieben schien auf der weiten Welt. Doch der Doctor war nicht mehr da; schmerzlich berührt von der Mittheilung, daß seine Freunde auf die entfernte Fazenda gingen, hatte er schweigend sein Zimmer aufgesucht. Rosita stieß einen tiefen Seufzer aus; sie schauderte, als sie plötzlich ihren Namen rufen hörte und in das verstörte Gesicht der alten Domingas sah:

„Zizi", flüsterte dieselbe vorwurfsvoll. „Warum seufzest Du? Du, Du bist ja glücklich."

Dann brach die Alte neben ihr zusammen, nach dem unruhigen Tage einem neuen, heftigen Anfall ihres Leidens unterliegend.

10.

Von nun an kam Amancio wieder täglich nach dem Hause des Doctors, um sich seinem Dienst als Assistenzarzt des älteren Collegen mit früherer Treue zu widmen. Er war demselben persönlich sehr zugethan und hatte seine Freundschaft als ein doppelt schätzbares Gut empfunden, da zwischen ihm und seinem Stiefvater eine innere Antipathie bestand. Wenn er Rosita begegnete, zeigte er jene feinste Höflichkeit, welche aus dem Herzen zu kommen scheint und doch kühl von demselben trennt; verrieth aber jemals ein feuriger Blick die Erinnerung an jene plötzliche Leidenschaft, deren Aufsprühen ihn zu einem Thoren gemacht hatte, so beobachtete er gleich darauf eine noch ernstere Zurückhaltung. Er meinte, die erfah-

rene Kränkung vernichtet und verschmerzt zu haben, indem er sich einer Anderen zuwandte; — mit welchem Erfolg das geschehen, mußte die Zukunft lehren. Rola war ein Kind; daß sie sich nicht gleich zugänglich gezeigt, konnte nur sein Interesse für sie steigern. Abgesehen von dem Spiel der Gefühle, ließen die äußeren Verhältnisse seine Heirath mit ihr als das Wahrscheinlichste und Nothwendige erscheinen; es überraschte ihn gar nicht, Familienglieder und auch Fremde davon sprechen zu hören; denn Alle außer der Braut hielten die Sache für abgemacht.

Mit der Entfernung Dona Bella's war für Rosita die Zeit gekommen, sich der von ihr gestellten Aufgabe zu befleißigen. Ihren Kummer tapfer überwindend, erschöpfte sie sich in Sorgen und Bemühungen um ihren Vater, dessen augenscheinlich melancholische Stimmung sie nicht abschreckte, ihn auch in seinem Zimmer aufzusuchen und dort während seiner Studien, mit einem Buch auf ihren Knieen, stundenlang in der rothen Hängematte zu kauern, welche als eine Reliquie der Vergangenheit ihren alten Winkel zu behaupten gewußt hatte. Er vergaß meistens, daß sie da war; aber wenn sie an seine Seite kam, um eine Feder aufzunehmen, oder rasch auf zu klettern, um ihm ein Buch zu reichen, fühlte sie sich glücklich, ein freundliches Lächeln über seine Züge gleiten zu sehen. Während seiner Abwesenheit übte sie neue Lieder ein, flog wie eine Biene durch den Garten, um Früchte und Blumen für den Tisch einzusammeln, oder fertigte unter Leitung von Domingas allerlei Speisen an, welche er liebte. Aber der Doctor blieb melancholisch; zeigte er sich freundlich, so war es mehr in der Absicht, seiner

Tochter zu gefallen, als weil er selber die Wohlthat ihrer Anstrengungen empfand; ihre Bitte, mit ihr die Verwandten zu besuchen, schlug er rund ab, da er nicht dazu aufgelegt sei. In das Haus kamen dieselben nicht mehr.

Thätig wie er stets gewesen, war der Doctor, nun die Eröffnung der gesetzgebenden Kammer bevorstand, noch mehr als sonst beschäftigt; politische Versammlungen und andere Vorbereitungen nahmen ihn sehr in Anspruch; immer seltener erschien er im Familienzimmer, und wenn er kam, zeigte er sich verstimmt und zerstreut. So fand Rosita sich fast ausschließlich auf Domingas angewiesen, welche, seit ihrem letzten Anfall von einer tiefen Schwermuth ergriffen, fast ganz verstummt war.

Nur zu bald mußte sie sich überzeugen, daß das Gute, was sie von Dona Bella's Abwesenheit gehofft hatte, sich in sein Gegentheil umkehrte, daß ihr Vater von Tag zu Tag weniger zugänglich und alle ihre Mühe vergeblich war. Sie verlor allmählich ihre Frische, und die erzwungene Munterkeit ihres Wesens bildete oft einen seltsamen Contrast zu dem blassen, matten Gesicht und den verrätherisch trüben Augen. Wenn der Doctor es hin und wieder bemerkte, pflegte er sich gütiger zu zeigen, ihr Näschereien und Geschenke mitzubringen; aber was ein herzliches Wort vermocht hätte, konnten diese Dinge nicht bewirken.

Die Kluft zwischen Vater und Kind ward unmerklich tiefer und schroffer. Als die Zeit seiner Abreise gekommen war, sprach Rosita den Wunsch aus, ihren Vater nach Rio zu begleiten und im Kloster zu wohnen, wo man ihr eine warme Freundschaft bewahrte und wo

sie ihn zu jeder Zeit sehen könne. Sie erschrak über seine Antwort. Nicht nach Rio wünschte er sie mitzunehmen, aber er freue sich, sie gut bei seinen Freunden aufheben zu können, Dona Bella habe sich mit gewohnter Güte ihrer erinnert und sie nach der Fazenda eingeladen; dort ständen Festlichkeiten bevor, zu denen man viele Gäste erwarte. Rola sehnte sich nach ihr und ein Bischen Fröhlichkeit werde ihr gut thun, nachdem sie im Hause viel zu einsam gewesen. Rosita erwiederte, daß sie in seiner Nähe am glücklichsten sei, daß sie gern auf alle Festlichkeiten verzichte, wenn sie hoffen könne, etwas für ihn zu thun, worauf ihr Vater sie scherzhaft am Ohr zupfte und ausrief, dann solle sie nur ihre Koffer packen, für ihn könne sie nichts Besseres thun, als mit seinen Freunden vergnügt sein. Daß sich trotzdem ein paar große Thränen über ihre Wangen stahlen, begriff der Doctor nicht; er war in diesem Augenblick angeregter als seit langer Zeit, der Name Dona Bella's schien ihn schon aufzuheitern, und Rosita fühlte mit trauriger Gewißheit, daß sie in den Verkehr mit seinen Freunden willigen müsse, wenn sie ihn nicht ganz verlieren sollte.

Einige Tage später befand sie sich mit ihrem Vater auf dem Wege nach der Fazenda. Als durch Zufall Amancio zu ihnen stieß, empfand sie etwas wie Freude. Noch immer übte seine Nähe einen Zauber auf sie, und nun sie sich gewöhnt hatte, ihm wieder frei zu begegnen, wehrte sie sich weniger dagegen. Ohne sich in das Gespräch zwischen Amancio und ihrem Vater zu mischen, hörte sie gern zu; ihre Stimmung war weich und milde, sie

hätte bis an das Ende der Welt fahren mögen, so, unter dem Geräusch der stöhnenden Axe und der schnaubenden Maulthiere, in dem klappernden alten Wagen wie in einer Wiege schaukelnd und alle ihre Sorgen momentan vergessend.

Aber nachdem sich das letzte Thor des Waldes hinter ihnen geschlossen hatte und sie das weitgedehnte Wohnhaus der Fazenda vor sich liegen sah, ward sie durch den Ruf einer rauhen Stimme aus ihren Träumen geschreckt.

„Ho . . . ho, die Nachzügler!“ tönte es seitwärts, wo am Saume des Waldes eine zahlreiche Gesellschaft sichtbar ward, aus der Nhou Quim in hochgespannter Laune hervortrat und die Neuangekommenen, besonders aber den Doctor Jorge überaus herzlich begrüßte. Sie stiegen aus, um mit den übrigen Gästen ihrem Wirthe zu folgen, welcher sie zunächst nach einer kleinen Ziegelei, seinem Steckenpferde, führte. Weiter gehend, breitete er sich weitläufig über seine Pläne für ein neues Wohnhaus aus. Es sollte ein Prachtbau werden mit einer Unzahl von Zimmern, einem massiven, von zwei vergoldeten Löwen bewachten Parkthor, Colonnaden, Altanen, Bogenfenstern und Thürmen; der Platz und alles Uebrige war bestimmt; nur der Stil war noch zweifelhaft. Nhou Quim wollte den besten Stil haben „Numero Eins“ unter den Stilen, oder um jedem Geschmack gerecht zu werden, die Vereinigung aller Stile. Senhor Odyl, welcher unter den Gästen war — denn Nhou Quim beschützte ihn seit der Einweihung des Asyls — machte ihn darauf aufmerksam, daß er die schönsten Quadern auf seinem Grunde

heben lassen könne. Doch davon wollte Nhou Quim nicht hören, er erwiederte fast zornig: „Für einen barbarischen Bau aus Felsen bedanke er sich, er wolle mit Ziegeln bauen, wie es bei gebildeten Nationen Gebrauch sei; es könnten glasirte Ziegel sein, und viel Marmor wollte er anbringen; wenn die Pläne des Architekten ihm nicht genügten, wolle er sich einen Anderen aus Italien kaufen . . . kommen lassen, einerlei was er koste." Auf seinen Backen brannten zwei große, rothe Flecken, und die Knochen bewegten sich sichtlich unter der weiten Haut. Aber seine Hitze legte sich wieder und wich einer großen Freundlichkeit; er nahm den Arm des Poeten, indem er ihn versöhnlich mit den doppelten Zahnreihen angrinste.

„Hören Sie nur von meiner Familie", rief Nhou Quim aus, welcher prahlerisch geworden war, seit er dem Doctor imponiren wollte, „mein Großvater war der Vorkämpfer der Bildung in diesem Lande; mein Großvater ließ den ersten Wagen kommen; das erste Piano, die ersten Rohrmöbel und die erste Gouvernante kaufte er für theures Geld. Damals war es nicht leicht. Schlimmer als die hohen Preise war der Transport von der Küste über die Berge; auf den mühsamen, langen Tagereisen durch den Wald fiel manches Zugthier hin und diente den Geiern zum Fraß. Jetzt, nun die Eisenbahnen gekommen, ist Alles ein Kinderspiel. Den alten Weg, dessen Meilensteine bleichende Ochsengerippe waren, hat der Wald längst zurück gefordert, und die Geier, welche früher auf der Landstraße wegelagerten, sind in den Städten ansässig gewordene respectable Bürgersleute." Man lachte, und Nhou Quim freute sich des Beifalls.

„Mein Großvater hatte noch größere Verdienste“, rief er, sich den Damen zuwendend, „denn er war es, welcher seiner Frau den ersten Hut aus Europa kommen ließ. Ob das Kunstwerk Neid oder Mißtrauen erregte — wahr bleibt es, daß die Kirchenvorsteher es nicht bei der Messe zulassen wollten und daß zwei Mulattinnen dasselbe während des Gottesdienstes vor der Kirche hüteten . . . Ja, ja . . . es ist immerhin ein Vorzug, von guter Familie zu sein“, fügte er selbstzufrieden hinzu. „Und hier, hier haben wir den Platz!“

Man befand sich auf einer Anhöhe, welche, sich weit dehnend, einer schönen, grünen Ebene glich, aber seitwärts einen schroffen Abhang zeigte, in dem ein silberner, von breitkronigen Bäumen beschatteter Bach in einer Reihe von Wasserfällen über malerische Felsen kletterte und sprudelte. Rückwärts erhoben sich Bergketten, an denen blendend weißer Granit durch die üppigste Vegetation hervorleuchtete, während im Vordergrunde eine Menge verkohlter Baumstämme die abgebrannte Waldstätte bezeichnete und ringsumher hügeliges Waldterrain den Horizont in weiter Ferne begrenzte.

„Hier, hier ist der Grund!“ rief Nhou Quim, von einer seltenen Gesprächigkeit angewandelt, „wo die Fazenden meiner Frauen und meine eigene sich sonderbar in einander verzahnen, wie die Theile eines Geduldspieles. Es wäre eine Dummheit gewesen, wenn ich sie nicht durch meine Heirathen erworben und vereinigt hätte. Hier auf diesen Grenzlinien soll sich inmitten eines weiten Parkes ein Schloß erheben, wie das Land kein anderes hat, damit die Fazenden, welche ein kleines Gebiet von

zwölf Quadratmeilen bilden, nicht mehr voneinander gelöst werden können. Sollte nicht mancher lumpige Fürst mich darum beneiden? He? . . ."

Knochig und gebrochen, wie er da stand, die heisere Rede zu einer hohlen Kraft zwingend, die starren Augen von einem feuchten, fieberhaften Glanz durchflackert, schien er unheimlich in seiner wilden Befriedigung; man sah ihn fast mit Schrecken an, und als er geendet hatte, antwortete ihm statt der erwarteten Zustimmung eine lautlose Stille.

„Sonderbar", sagte einer der Gäste, das peinliche Schweigen brechend, „hier, wo wir stehen, wird sich in fünf Jahren ein Haus erheben. Wer wird es in fünfundzwanzig Jahren bewohnen?"

„Bah", rief Nhou Quim brutal, „gar nicht sonderbar . . . meine Kinder!"

Die junge Welt, welche sich trotz der überwältigenden Unterhaltung Nhou Quim's etwas abgesondert hatte, kam herbei, Amancio an Nola's Seite. Nhou Quim blinzelte ausdrucksvoll gegen den Frager und sah stolz auf die jungen Leute, deren Pfad jetzt ein Steg kreuzte. Als Rosita, welche ihnen vorangegangen war, denselben unter Amancio's Hülfe überstieg, während Nola zierlich hinterdrein sprang, verdüsterte sich seine Stirn nur vorübergehend, denn seine gute Laune war heute nicht zu erschüttern.

Während des Rückweges und auch, als man auf einem vor dem Hause liegenden großen Balken Platz genommen hatte, blieb er gleich redselig und fing endlich an, die jungen Mädchen zu necken. Der Page, welcher den Kaffee umher-

reichte, sollte sagen, ob Rosita oder Rola die Schönere sei, und als derselbe ängstlich schwieg, fuhr er ihn wüthend an:

„Nun wird's bald? Aber hüte Dich, die Häßlichste wird Dich kratzen."

Der Junge schlug die Augen nieder und sagte, nachdem Nhou Quim ihn nochmals gedrängt hatte:

„Senha Rosita."

„Rola, gieb ihm seine Strafe", lachte Nhou Quim ingrimmig. Aber das liebliche Mädchen versetzte sanft:

„Er hat Recht." Nhou Quim wunderte sich in der Stille, wie er ein so dummes Kind haben könne, und fuhr dann sehr heiter und geräuschvoll fort:

„Glücklicherweise siehst Du mir nicht ähnlich; ich war stets der Häßlichste in der Schule. Einmal nur trat ein Junge ein, welcher mir fast den Rang streitig gemacht hätte, aber nachdem von allen Seiten darüber abgestimmt worden, trug „der Hai" doch den Sieg davon. Ich war ein schwächlicher Wicht und wäre längst da unten, wenn der Doctor mich nicht hielte, hier, mein Freund, der Doctor Jorge, welcher nun wieder nach Rio geht. Wir dürfen stolz auf ihn sein. Hätte das Vaterland zehn solcher Männer, so wäre es bald aus aller Noth . . . mir rettet er so zu sagen jeden Tag das Leben."

„Sie überschätzen meine Verdienste, Nhou Quim", sagte der Doctor, „aber wenn Sie erlauben, möchte ich unser Aller Leben behüten, indem ich vorschlage, daß Sie den Abendthau meiden und wir mit Ihnen."

Dona Bella, welche sich wie auf glühenden Kohlen befunden hatte, warf dem Doctor einen dankbaren Blick zu und athmete erleichtert auf, als Nhou Quim, im Saale

angekommen, die Absicht aussprach, sich zurückziehen zu wollen; der Spaziergang und das viele Sprechen schienen ihn vernichtet zu haben. Niemand von der Gesellschaft hörte, daß er an der Thüre, wie ein ermüdetes überreiztes Kind nach seiner Wärterin, verdrießlich den Namen „Nyama" rief.

Vom Corridor neben dem Saale erhob sich zugleich eine dunkle Gestalt, welche dort am Fußboden gehockt hatte; dieselbe folgte ihm in sein Zimmer. Es war Nyama, eine alte Indianerin, deren Hexenkünste Nhou Quim höher schätzte als alle Wissenschaft; sie allein behandelte ihn seit Jahren und erfreute sich seines unerschütterlichsten Vertrauens. Stolz darauf, den reichen Nhou Quim am Leben zu erhalten, spottete sie mit ihm über den Doctor, dessen Medicamente sie zusammen verschütteten. Was die weise Nyama außer Tränken, Kräutern und Besprechungen anwandte, nennt die Wissenschaft Massage, und sie hätte gewiß den Büschel schwarzer Haare, welcher straff auf ihr starres Gesicht herabfiel, noch ungeheuerlicher in die gelben, schlauen Augen geschüttelt, wenn sie gewußt hätte, daß ihr altes Geheimmittel endlich doch den Aerzten verrathen war.

Heute schalt sie ihren mächtigen Patienten wie ein thörichtes, unverständiges Kind, daß er soviel Lebenskraft an müßige Gäste verschwende; er werde sich todt sprechen, wenn er so fortfahre, und der mächtige Nhou Quim verschmähte es nicht, sie vertraulich zu begütigen, indem er eine verstärkte Zahl der beruhigenden Tropfen nahm, welche sie ihm Abends zu reichen pflegte.

11.

Es giebt Gesichter, nach deren Verschwinden aus einer Gesellschaft die Fröhlichkeit einen neuen Aufschwung zu nehmen scheint; dasjenige Nhou Quim's mochte dazu gehören. Man sang und tanzte bald den Reigen wie in der guten alten Zeit, da der berühmte Ahnherr des Hauses noch keine musikalischen Instrumente eingeführt hatte. Die lustige Weise von der Schwenkung rechts und links, von einer zweiten gleichen Schwenkung und von einer dritten, welche die Dame in den Arm des nächsten Cavaliers führt, lernten die Jungen bald von den Alten. Dann wurden Pfänderspiele vorgenommen, unter denen das modernste, „Die Toilette der Senhora", nicht wenig gefiel; denn die personificirten Kleidungsstücke — man verlor sich bis in die geheimsten Artikel — mußten unaufhörlich nach den Befehlen der „Senhora" die Plätze wechseln, wobei es viel Spaß und noch mehr Pfänder gab.

Der Poet, welcher es nicht verschmähte, als Nachtmütze zu figuriren, streute, um seine Rolle zu Schanden zu machen, seine besten Witze aus, und warf sich endlich aus einem heuchlerischen Versehen dem Pantoffel — in Person der kleinen Waldtaube — zu Füßen, indem er sich so weit vergaß, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß sie nicht der Pantoffel des Papstes sei. Schon während des Reigens hatte Amancio sich geärgert, wenn Senhor Odyl, sobald ihm Rola zugefallen, die Ordnung durch Unterlassen des Wechsels störte. Diese letzte Kundgebung verletzte ihn. Mit heftig aufblitzenden Augen bat er, als „Hut" und Hüter der Dame, den Poeten,

seine Worte und seine Wünsche zu mäßigen. Es war, als ob derselbe aus einem Rausche erwache, wie er plötzlich stillstand und sich, leicht erblassend, umkehrte, indem er das Haar von der schönen Stirne strich.

„Ja so“, . . . sagte er leise. „Mein lieber Doctor Amancio! Mäßigung wird den Leuten meines Schlages mitunter schwer. Doch in diesem Falle haben Sie Recht. Die Nachtmütze ordnet sich dem Hute rückhaltslos unter.“

Eine anmuthige Liebenswürdigkeit spielte um die Lippen des jungen Mannes; selbst der gekränkte Beschützer seiner Braut widerstand dem schönen, versöhnlichen Lächeln nicht und die kleine Scene war schnell verwischt.

Nur Dona Bella hatte sich über dieselbe gefreut; sie kam nach und nach dahin, auch an ihre Klugheit zu glauben. Der Plan, ihren Sohn, nachdem er sich für Rola entschieden, in einen ruhigen, täglichen Verkehr mit dem Mädchen treten zu lassen, welches seine erste Neigung erweckt und ausgeschlagen hatte, schien glücklich zu seiner Heilung geführt zu haben. Es wäre vielleicht nicht einmal nöthig gewesen, Rosita jetzt diesem Verkehr zu entziehen, wie sie es richtig gefunden hatte, da der Doctor Jorge für längere Zeit nach Rio ging und Amancio dessen Praxis übernahm; wußte sie doch, daß sie auf das Wort ihres offenherzigen Jungen bauen konnte. Ohne ein besonderes Talent für mütterliche Schwächen zu haben, war es ihr lieb, zu bemerken, daß seine künftige Frau ihm nicht mehr gleichgültig schien.

Da das Spiel sich mehr zu beleben anfing, glitt sie leise aus der fröhlichen Runde und begab sich nach ihrem Zimmer, um ihren Spiegel zu consultiren, diesen ihren

vertrautesten Freund, den unermüdlichen Schmeichler, welcher sie niemals ermüdete. Mit strahlender Miene kam sie zurück; indem sie ihren Weg durch den Saal nahm, schaute Dona Bella schon wieder nach dem elenden, trüben Reflector, welcher dort zwischen den Fenstern versteckte; aber der Blick war nicht verloren, denn er erinnerte sie, daß sie für eine betrübte Freundin zu selbstzufrieden aussähe. Sie dämpfte also den Ausdruck ihrer Züge und schritt weiter nach einem kleinen abgelegenen Saal, wohin der Doctor Jorge vor der allzu geräuschvollen Lust geflohen war; sie dämpfte auch den Ton ihrer leichten Schuhe, um den Doctor einen Augenblick zu beobachten. Auf seinem edlen, kräftigen Gesicht lag eine düstere Wolke, wie er scheinbar lesend da saß — scheinbar, denn sie bemerkte bald, daß er die Buchstaben nicht fixirte; sie wußte sich erwartet, und es regte sich eine Art Neugier in ihr, durch einen Laut ihrer Stimme jenen Wiederschein freudiger Bewegung auf seinen Zügen erwachen zu sehen, welchen sie allein dort hervorrufen konnte. Daß er ihren Zwecken dienen werde, hatte sie nie bezweifelt; doch lag ihr daran, vor seiner Abreise ein bestimmtes Versprechen zu haben.

„Doctor!" sagte sie leise, und die erwartete Wirkung des Rufes blieb nicht aus. Ein verklärtes Antlitz sah ihr entgegen. Wie konnten ihre Bitten erfolglos bleiben? Der Doctor hatte bald Alles versprochen, was er versprechen sollte. Es rührte sie, ihn bewegt zu sehen, als sie, des Nachmittags gedenkend, ihm zögernd und halb widerwillig anvertraute, daß Nhou Quim sich in einer noch größeren, inneren Aufregung befinde, als in seinem

Benehmen zu Tage trete, daß sie vielleicht das Schlimmste, das Aeußerste zu fürchten habe. Die Erinnerung an Besorgnisse, welche sie stündlich ängstigten, wenn sie dieselben nicht gewaltsam verscheuchte, füllte ihre Augen mit Thränen; sie sprach offen, wie sie weinend sagte, daß sie ihn mit unendlicher Betrübniß scheiden sehe, daß es ihr schrecklich sein werde, bei einer etwaigen Katastrophe ihrem Sohn den Gemüthsstand Nhou Quim's offenbaren zu müssen. Und wie er mit ihr litt, wie er sie in seiner redlichen Weise tröstete, empfand sie wirklich den Werth seiner Ergebenheit; ihr Herz sprach zum ersten Male vor ihrer Eitelkeit.

Sie hatte mit ihm gespielt, ihn durch List und Intriguen seiner Familie entzogen und mit kühler Ueberlegung fester und fester an sich selbst gekettet, weil er ihr gefiel und weil sie ihn benutzen wollte. Jetzt tauchte ein Gefühl wärmerer Zuneigung in ihr auf. Die Liebe, welche sie geheuchelt hatte, erfaßte sie mit rächender Gewalt. Ihre gewandte Rede stockte. Zitternd las er in ihren Augen, was ihre Lippen nur leise andeuteten von einer Hoffnung fernerer Tage; auf seiner Hand fühlte er die weiße Hand, an welcher die goldene Kette blitzte; der Doctor widerstand nicht mehr, er hielt die schöne Frau in seinen Armen, die lächelnde Ehebrecherin, welche ihm ewige Treue schwur.

Neben dem Saale, wo sie sich befanden, lag ein dunkles Zimmer, wohin die Verbindungsthür offen stand. Dennoch bemerkten sie nicht, daß wenige Minuten später Jemand dort leicht und schnell eintrat, mit Hülfe eines Windlichtes umherspähte, bei dem Einblick in den Saal

wie erstarrt stehen blieb und eilig verschwand. Es war Rosita, welche sich zur Lösung eines Pfandes nach diesem sonst unbenutzten Theil des Hauses hatte begeben müssen, um einen dort befindlichen Gegenstand zu holen. Die Laune des Schicksals hatte ihr eine schwerere Prüfung beschieden, als die Laune des Spiels, welche ihren Muth durch einen Gang nach dem unheimlichen Zimmer erproben wollte. Sie kam verstört nach der Halle zurück; doch beherrschte sie sich und fuhr fort, sich am Spiel zu betheiligen. Nur Amancio bemerkte die seltsame Erregung, in der sie sich befand, und da er sie beobachtete, um eine Erklärung dafür zu finden, rührte ihn ein Zug hülfloser Betrübniß, welcher immer deutlicher auf ihrem Gesicht hervortrat. In dem Wunsche sie trösten zu können, erwachte die alte Sympathie, vielleicht um so mächtiger, nachdem sie lange gewaltsam unterdrückt worden war, und sein Herz kehrte ihm selber kaum bewußt im Fluge zu ihr zurück.

Das Spiel ward lebhafter und geräuschvoller, nachdem die älteren Personen sich nach und nach davon zurückgezogen hatten, und man gelangte endlich dahin, „nach der englischen Mode" — die für Alles büßen muß — die Pfänder mit Küssen einzulösen, eine Thatsache, welche später auf dem Lande und in der Stadt vielfach besprochen, behauptet und geleugnet wurde, und welche gewiß zur Wahrung der allseitigen Ehre endgültig widerrufen wäre, wenn nicht durch eine notorische Ohrfeige die Wahrheit für immer festgestellt worden.

Rosita bewegte sich wie geistesabwesend inmitten des Tumults, der sie nicht zu kümmern schien; aber als ihr

der Urtheilsspruch ward, sich von Amancio küssen zu lassen, trat sie schnell aus dem Kreise, während er sie zu haschen suchte und die fröhliche Gesellschaft ihn ermahnte, sein Recht nicht aufzugeben.

„Ich bin ausgeschieden!" rief sie zornig, indem sie sich abseits in einen dunkeln Winkel setzte. „Ich will nicht mehr spielen!"

„Erst muß man seine Schuld zahlen", sagte Amancio, welcher bittend vor ihr niederkniete.

„Lieber sterben", klang es fest und leise, ihm allein verständlich, von ihren erbleichenden Lippen. Die tiefe Verzweiflung in dem Ton ihrer Stimme erschreckte ihn, wie der Ausdruck ihres Gesichtes. Es war etwas Räthselhaftes in dieser Abneigung, die ihn wundersam reizte. Sie erbebte vor seinem Blick, der in der innersten Tiefe ihrer Seele forschte, als sei dort ein Geheimniß verborgen, welches sie beide erlösen oder verderben müsse, doch leuchteten seine Augen warm und gütig, wie bei ihrem Wiedersehen in der alten Halle. Die Kälte der Zwischenzeit zerfloß in einem Augenblick vor dieser Gluth. Sie fuhr zürnend auf. Wie durfte er diesen neuen Sturm über sie beschwören? Und warum lebte selbst in diesem Augenblick die heiße Liebe, welche sie so muthig getödtet hatte, noch einmal wieder auf mit ihrer namenlosen Qual und Wonne? Da lag er zu ihren Füßen, der Verlobte Rola's . . . der Sohn Dona Bella's und rief, sie wie mit heißen Augen zwingend:

„Die Dona hat ihr Pfand zu lösen."

Sie beugte sich zu ihm nieder, erhob die Hand . . . und schlug ihn in das Gesicht.

Er war schnell aufgesprungen; ein ächzender Ton drang durch die kurze, tiefe Stille, dem fast aus jeder jugendlichen Brust ein anderer, verschiedener Laut folgte. Es war ein plötzlicher, allgemeiner Aufruhr, der zu Allem führen konnte. Nur die zwei Hauptpersonen der Scene standen sich bleich und starr gegenüber, als begriffen sie das Geschehene am wenigsten. Wer sich zuerst faßte, war Senhor Odyl.

„Ein Schlag von der Hand eines hübschen Mädchens ist beinahe so gut wie ein Kuß", sagte er.

„So ist es", versetzte Amancio mühsam, „ich erkläre mich mit der Ablösung des Pfandes zufrieden."

„Bravo!" tönte es von allen Seiten. Die Stimmung war schnell umgeschlagen. Man jubelte nicht nur aus dem Grunde, eine ängstlich gespannte Situation so unerwartet beseitigt zu sehen, auch die ritterliche Art Amancio's, den Schimpf zu ertragen, erregte Bewunderung.

In diesem Augenblick trat Dona Bella ein; erstaunt fragte sie nach der Ursache des Jubels und lobte, nachdem sie das Geschehene erfahren, Dona Rosita's Benehmen. Sie habe sich der Nachlässigkeit zu zeihen, fuhr sie fort, und bitte alle Anwesenden um Verschwiegenheit, denn sie sei am meisten zu tadeln, daß sie ihre Pflicht als Herrin des Hauses versäumt und es Dona Rosita überlassen habe, gute Sitten aufrecht zu halten.

Amancio hörte sie kaum. Nola hängte sich an seinen Arm, um ihn zu bitten, ihrer Freundin nicht zu zürnen; ihm war, als hätte er Rosita nie geliebt, wie jetzt, da er sie mit tiefgebeugtem Haupt aus der Halle schleichen sah. Ungeduldig löste er sich von der kleinen Stief-

schwester, versprach ihr Verzeihung für die ganze Welt und legte die Hand an seine brennende Wange. Senhor Odyl's Ausspruch schien ihm eine Wahrheit.

Rosita hatte sich leise aus der Halle nach der ihr bestimmten Kammer gestohlen. Dort warf sie sich verzweiflungsvoll in die Kissen, und trotz des Bewußtseins der überwältigenden Wirklichkeit fühlte sie nichts als den Schmerz um ihre Liebe, der ihr tausendmal süßer schien als die Oede, welche sie durchdrungen, da sie ihn mit starker Willenskraft niedergehalten hatte. So kam die Nacht.

Lachen und Scherzworte verstummten allmählich im Hause. Wandernde Lichtschimmer glitten vorüber, Thüren schlossen sich ringsher, und es ward endlich todtenstill.

Auch Rosita lag regungslos.

Ihre Gedanken waren unmerklich in Traumbilder übergegangen. Sie mochte lange geschlafen haben, als sie, von vollkommener Dunkelheit umgeben, plötzlich erwachte. Es war nicht mehr still um sie her, aber das Klopfen und Nagen unter dem Fußboden schreckt keine Brasilianerin; sie ist bekannt mit der Rattenwelt, welche eben so sicher, wie das Fieber, nachdem fremde Schiffe beide Plagen an den schönen Strand brachten, ihn in einigen Jahrzehnten erobert hat. Was sie jetzt hörte und sich schnell aufrichtend belauschte, waren andere Töne, ihr schien ein seltsames Stöhnen, Flüstern, Scharren und Rauschen ganz nahe zu sein.

In der Hoffnung einen Lichtstrahl zu entdecken, sah sie ängstlich umher und bemerkte in dem Saale, wohin die Thür ihres Zimmers offen stand, ein ungeschlossenes Fenster. Als sie sich unwillkürlich nach dem schwach

dämmernden Lichtraume wandte, drohte ihr ein neuer Schreck, sie glaubte ein dunkles Gesicht mit zwei brennenden Augen zu sehen. So war es. Sie irrte sich nicht; es erschien zum zweiten Male, und ängstlich gedämpfte Klagen und Seufzer flehten um Hülfe. Das Mädchen, dessen Augen sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnten, unterschied jetzt eine weibliche Gestalt, die ein unheimlich starres Kind empor hielt; sie sprang rasch auf, um durch den inneren Corridor in die Halle zu stürzen, wo ein Lämpchen schwälte, doch strauchelte sie über eine am Boden liegende Gestalt. Nyama, welche dort ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatte, richtete sich langsam auf. „Teufel", schrie sie, Rosita anglotzend, „wer läuft den Leuten im Schlaf über das Gesicht? Giebt es Gespenster?"

„Ja", stieß das geängstete Mädchen hervor, „ein schwarzes Weib dort am Fenster. O Gott, sie hält ein todtes Kind in den Armen!"

„Still, still, schrei' sie nicht fort", flüsterte Nyama plötzlich ganz wach und wie von einer teuflischen Begeisterung ergriffen. „Wenn Du das Gespenst gesehen hättest, wenn Du es wirklich gesehen hättest! . . . Rühre Dich nicht, Du Sonntagskind. War es ein junges Weib mit einem rothen Tuch um den Kopf? Geh leise an das Fenster und sieh, ob es drohend die Hand erhebt."

„Laßt mich gehen", schrie Rosita, durch das abschreckende Bild an ihrer Seite fast ebenso geängstigt, wie durch die Erscheinung am Fenster. „Ich will zu Dona Rola. Laßt mich."

„Bleib, Schätzchen, bleib", rief die Alte, indem sie ihre erdfarbige Hand schwer auf Rosita's Schulter legte.

„Wenn Du's gesehen hast, bedeutet es diesem Hause großes Leid. Es hat lange geheißen, daß das Weib umgehe, und doch hat Keiner sie recht gesehen . . . Weißt Du, was sie will?“

„Laßt mich gehen“, rief das Mädchen in größerer Angst.

„Still doch, still“, wiederholte die Hexe, sie fester haltend. „Nhou Quim's Seele will sie. Es ist die Negerin, die er erschossen hat. Nun . . . Du brauchst die Augen nicht himmelweit aufzureißen; er war im Recht. Aber sie hat ihn behext, das wissen wir Alle; er war schon einmal todt und sollte begraben werden, da lebte er wieder auf, und seitdem hat er noch zweimal im Starrkrampf wie todt gelegen. Seine Zeit war noch nicht da. Jedesmal, wenn der Anfall kam, wollte man die Schwarze gesehen haben. Komm, komm und sieh hinaus . . .“

In rother Gluth emporflackernd knisterte das Lämpchen, welches deutlich die schroffen Züge Nyama's beleuchtete. Rosita suchte das Weib von sich abzuschütteln, aber sie fühlte sich fortgezogen.

„Da, da ist es wieder“, schrie sie noch auf der Schwelle des Saales, aber während Nyama an das Fenster eilte, befreite Rosita sich und floh zurück bis an Rola's Kammer, wo sie nach einem schnellen Klopfen Aufnahme fand.

Nyama gewahrte nun selber das vermeintliche Gespenst, eine Schwarze, welche lauter und eindringlicher um Hülfe flehte und sich dichter an das Fenster drängte, indem sie ein erstarrtes, bleiches Kind auf den Armen emporhob. Obschon sich dieselbe in dem Schattenraume

befand, welcher, durch den breiten Vorsprung des Daches gebildet, sich scharf von der sternklaren Nacht abzeichnete, erkannte Nyama sofort eine der jungen Negerinnen des Hofes.

„Der Mühe werth!“ murmelte sie enttäuscht. „Ricarda, was treibst Du Dich bei dem Herrenhause herum? Hüte Dich vor der Peitsche des Aufsehers. Die fremde Senha hat mir fast die Nase zertreten vor Schreck über Deine Fratze.“

„Gnade, Gnade!“ jammerte das Weib. „Gieb mir einen Tropfen Branntwein für mein armes Kind; ich kann es nicht mehr erwärmen an meiner Brust.“ Ihre glühenden, verzweiflungsvollen Augen sprühten wie Fackelschein durch das Dunkel.

„Du bist toll geworden. Der Balg ist todt“, versetzte Nyama, welche die Hand aus dem Fenster streckte und nach dem stillen Herzen des kleinen, kalten Wesens fühlte. „Gut, daß er so weit ist; er hat Dir Noth genug gemacht in den Nächten. Geh’ nach der Hofthür. Ich will die Amme wecken, daß sie ihn auf das Leichenbrett legt. Oder warte“, fügte sie gutmüthig hinzu, „reich’s mir durch das Fenster und geh’ schlafen. Du kannst müde genug sein nach der strengen Arbeit.“

„Müde bin ich“, stöhnte Ricarda, „aber ich trage es noch um das Haus.“

Als sie auf dem Hofe ankam, fand sie die Pflegerin der Negerkinder mit einer Laterne an der Thür stehend; das große hagere Weib sah verschlafen und unwirsch aus und sagte, ohne die Lippen zu öffnen:

„Schon wieder Eines?“

Ricarda sah sich nach Nyama um, bevor sie das Kind abgab, aber diese war nicht herausgekommen.

„Was gaffst Du noch?" murrte die Amme. „Gut, daß es todt ist." Und beide gingen nach verschiedenen Seiten ab. Ricarda war schon an der Grenze des Hofes, als sie das Brett richten hörte; die Müde hielt einen Augenblick an und blickte unwillkürlich zum Himmel empor; es hatte sehr deutlich durch die Stille geklungen. Aber sie weinte nicht, denn sie dachte, wie die Anderen: „Gut, daß es todt ist", und schritt rüstig weiter. Da hörte sie einen Ton, welcher ihre Füße lähmte; es war ein leises Wimmern, ein Schrei, der Schrei einer Stimme, die sie kannte.

„He, Ricarda!" rief jetzt die Amme rauh und wüthend herüber, und wie ein Pfeil schoß das Weib zurück. „Lügnerin", klang es ihr entgegen, „pack Dich fort mit dem Balg, er fing an zu heulen, als ich ihn auf das Brett warf. Was närrst Du die Leute? Nachher, wenn er wirklich todt ist, stehe ich nicht mehr darum auf; verstehst Du? . . . Lügnerin!"

„Er lebt, er lebt!" rief das Weib, im wilden Erwachen des mütterlichen Instinctes das Kind in ihre Arme reißend. „Er ist schon wieder warm; er wird leben und groß werden und frei und glücklich und wird seine Mutter lieben und ehren. Ich will ihn mit meinem Blute säugen, wenn die Milch nicht reicht." Und sie belebte das Kind mehr und mehr mit ihren Liebkosungen und Thränen, mit ihren leidenschaftlichen Küssen, welche ihm endlich ein leises Wimmern entpreßten. Ricarda trug es nach der Krankenhütte; ihr eintöniges Summen

klang durch das Knirschen des Schlüssels, welcher sich hinter ihr mit lautem Geräusch wendete . . . . .

Die Sterne standen hoch und senkten sich wieder und der Morgen graute. Manche der Gäste, unter ihnen der Doctor Jorge, fuhren vor Tagesanbruch ab; auch Amancio war, gegen seine frühere Absicht, fortgeritten, ohne sich zu verabschieden. Es war manche Lücke fühlbar, als man sich am nächsten Morgen in der Halle versammelte.

Der Herr des Hauses schien unter einem Rückschlag seiner gestrigen guten Laune zu leiden. Abschreckend finster und krank sah sein Gesicht aus der rothen Hülle hervor, und als der Page — es war derselbe, welcher gestern über die Schönheit der jungen Mädchen befragt worden war — das Unglück hatte, einen Tropfen von der Arznei, die er ihm reichte, zu verschütten, stieß Nhou Quim ihn seitwärts mit dem Ellbogen in die Brust, daß er wie ein Ball gegen die Wand flog. Rosita sah es mit Schrecken; sie fürchtete sich vor Nhou Quim.

Dona Bella erschien erst spät zum Frühstück, schön, frisch und fröhlich wie immer. Die Betrachtung ihres Antlitzes bei der morgendlichen Toilette pflegte sie für den ganzen Tag in Stimmung zu versetzen. Nicht einmal der Anblick Nhou Quim's mit dem feurigen Shawl konnte ihr dieselbe trüben. War es nicht immer wieder erhebend, in einer mangelhaften Welt so tadellos schön zu sein? Sie hatte von den Ereignissen der Nacht gehört und lachte und scherzte sehr anmuthig über Rosita's Gespensterfurcht; in des Mädchens Kammer war unter dem Bette ein Nest mit Eiern und kleinen Hühnchen entdeckt, welches eine Bruthenne dort heimlich in einem alten Koffer ein=

gerichtet hatte. Auch der vermeintliche Tod des Kindes ward flüchtig berührt, aber als ein unangenehmes Thema schnell verlassen. Dona Bella fand die anspruchsvolle Henne viel amüsanter und zog die Nutzanwendung, daß man nie wissen könne, was Alles unter einem Bette stecke; sie habe einmal ein halbes Jahr ihr Meßbuch und ihren Stickrahmen vermißt und beides unter einem Bette wiedergefunden. Das Alles plauderte sie so hold und harmlos, wie ein Kind, und coquettirte dabei mit jeder Bewegung. Der Poet, dem sie auch ein wenig gefallen wollte, war entzückt, wie die übrigen Gäste; sogar der ländliche, von Luft und Sonne rothbraun gedörrte Verwalter, welcher unten am Tische das Duldungsmahl aß, verwandte keinen Blick von ihr, und Nhou Quim lachte still zufrieden. Ihre liebenswürdige Natur beruhigte ihn unfehlbar.

Nach dem Frühstück zog Dona Bella Rosita zu sich, deren schwarzgeränderte Augen sie sogleich bemerkt hatte, um ihr etwas in das Ohr zu flüstern; auch Rola winkte sie heran und ging dann mit den Mädchen vor die Krankenhütte. Die Amme, welche am Tage, während die Mütter arbeiteten, die Kinder pflegte, erschien auf der Schwelle und brachte auf Dona Bella's Befehl das kranke Kind heraus; es war elend und verkommen, aber ein wohlgebildetes Mulattenkind und in diesem Augenblick krampffrei. Rosita wollte es anfassen, doch die Amme entriß es ihr, als ob seine Berührung gefahrbringend sei.

„Wie heißt es?“ fragte Rosita weich, denn sie litt noch unter den Eindrücken der Nacht. Der Anblick des

leidenden Kindes, welches sie für eine Leiche gehalten hatte, ergriff sie seltsam.

„Gar nicht", erwiederte die Amme, „die Senha hat noch keinen Namen gesetzt und es wird auch nicht nöthig sein. Ohne besondere Pflege wird es sterben."

„Ach das Arme!" seufzte Rosita, und eine schwere Thräne trübte ihre Augen; „Dona Bella", rief sie heftig, „ich bitte für das Kind!" Eine schnelle Freude malte sich in den Zügen der Herrin, welche sich ruhig zu der Amme vernehmen ließ:

„Bringt den kleinen Mulatten in das Haus, laßt ihn sorgfältig waschen und kleiden. Ricarda soll von der Roça*) befreit sein und vorläufig Dona Rosita's Bedienung übernehmen; sie wird dann Zeit haben, gut für ihr Kind zu sorgen, . . . es soll Renato heißen, wenn Dona Rosita seine Pathe sein will." Mit einem flammenden Roth auf den Wangen dankte Rosita. Dona Bella lächelte sehr freundlich, indem sie ihr einen Abschiedsgruß von ihrem Vater ausrichtete, der ihr alle seine Rechte abgetreten habe.

„Ich wünsche nur, daß mein Töchterchen hier recht glücklich sei", fügte sie hinzu. „An Zerstreuung wird es uns nicht fehlen. Wir haben viele junge, interessante Gäste . . . Zum Beispiel den Poeten, der allen Damen gefällt. Unser guter Doctor Jorge ist mit seiner Vortrefflichkeit und Gelehrsamkeit für ein junges Mädchen doch eine langweilige Gesellschaft. Nicht wahr?"

Rosita's Lippen preßten sich fest zusammen. Ein flüchtiger Gruß war das Almosen von dem Schatze, den ihr

*) Feldarbeit.

diese Frau gestohlen hatte, den sie selber mit kecker Zunge entwerthete. Und es lag vor ihr, Wochen, vielleicht Monate in dem Hause derselben zuzubringen. Sie schmiegte sich fester an Nola.

12.

Kräftige Landluft, Pflege und wohl auch die Wirkung eines anregenden Verkehrs hatten Nhou Quim in kurzer Zeit auf den Grad von Wohlbefinden gebracht, welchen er erreichen konnte. Seit unter anderen Gästen auch der Architekt — kein Geringerer als ein italienischer Graf — mit neuen, großartigen Plänen für den Bau eingetroffen war, schien er vollends neu belebt. Die Beschäftigung mit den Plänen verfehlte nicht, ihm jede Stunde des Tages inhaltreich und angenehm zu machen. Uncultivirt wie er war, überraschte Nhou Quim den fein gebildeten Italiener nicht nur durch seine barocken, oft an das Kindische streifenden Fragen, sondern mehr noch durch die denselben folgenden scharfen Bemerkungen, in denen der thätige, intensiv aufmerksame Geist des Bauherrn mit fast genialer Kraft das Rechte traf. Nhou Quim hatte immer geherrscht und machte auch gegen den kleinen, wohlgenährten Künstler mit dem halbergrauten, mächtigen Lockenhaar seine Energie so fest geltend, daß dieser bald das spöttisch überlegene Lächeln vergaß und ihm wie einem Sachverständigen gleich beredt in Worten und Geberden die Vorzüge seiner Pläne wieder und wieder erklärte. Wenn der leidenschaftliche Mann sich dabei erhitzte, sah Nhou Quim ihn erstaunt an, weil er es lächerlich fand, sich wegen anderer Leute Häuser aufzuregen; — er machte

sich umgekehrt gar nichts aus der Herberge des Italieners. Er dachte wie schon oft: „Das Geld ist die Hauptsache", und er dachte weiter: „Rede Du nur, ich bezahle es, baue Du nur, ich bewohne es." Der Architekt gab ihm wohl den nachdenklich verwunderten Blick fragend zurück, wenn Nhou Quim mitten in einer begeisterten Anpreisung die Cartons fortschob und, sich mit einem nachlässigen Kopfnicken erhebend, langsam krächzte: „Auf morgen, Senhor, auf morgen. Ich bin nicht mehr aufgelegt." Es war augenscheinlich eine Art Chicane seinerseits, neue Aussetzungen zu finden, um den lebhaften, selbstbewußten Künstler außer sich und die Sache in das Ungewisse zu bringen; solche kleine Kämpfe unterhielten und zerstreuten ihn. Der Architekt mußte schon Stand halten „für das Geld", und Nhou Quim lachte vergnügt in sich hinein. Er hatte Welt- und Menschenkenntniß; er glaubte, sie ließen sich Alle kaufen „für das Geld", außer einigen Wenigen, wie zum Beispiel seine Nola, und wenn er weiter suchte, kam er auf den Poeten, welchen er mehr und mehr auszeichnete. Es war, als ob das seiner eigenen Kraftnatur am meisten Entgegengesetzte einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn ausübte.

Seine Laune war jetzt ruhig und ebenmäßig, wenn er sich in der Gesellschaft einfand, die sich ihrerseits bei Jagd und Spiel, Fischerei und Ausflügen vergnügte. Nhou Quim persönlich ermuthigte diese Unterhaltungen nach dem Princip, daß man jedem Menschen etwas zu thun geben müsse, auch seinen Gästen. Aus demselben Grunde erklärte er sich mit der Sorge Rosita's für das schnell genesende Mulattenkind einverstanden, erlaubte, daß auch Nola sich

mit demselben beschäftigte, und duldete es gegen seine Neigung als ein Spielzeug der Mädchen in der Halle.

Rosita widmete sich ihrem Pathchen mit einem so regen Interesse, daß ihre übrige Theilnahmlosigkeit dadurch weniger auffiel. Wie sehr erstaunte Dona Bella bei näherer Bekanntschaft das Mädchen unbedeutend zu finden. Rola und Renato schienen ihrem Herzensbedürfniß zu genügen. Aus den seltenen, kurzen Briefen Amancio's an seine Mutter hörte sie wenig vom Hause und das Wenige sonderbar gleichgültig; nur die Mittheilung, daß Belludo schon zweimal von der Chacara entkommen, sich in der Nacht vor der Hofthür eingefunden, dort bis an den Morgen geheult habe und wieder in die Verbannung zurück gebracht sei, ergriff sie so sehr, daß sie das Zimmer verlassen mußte. Für ihren Vater verrieth sie keine Anhänglichkeit, denn sie hatte mehrere Male sehr herbe abgelehnt, ihm zu schreiben; den flüchtigen Gruß, welcher sich für sie am Fuße seiner langen Episteln an Dona Bella fand, nahm sie kalt auf. In der Wahrnehmung, daß das Mädchen noch rasch wuchs und schmächtig wurde, erklärte Dona Bella sich diese seltsame Gleichgültigkeit, welche einer physischen Schwäche entspringen mochte; die rosige Knospe verwandelte sich zusehends in eine weiße Rose.

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit hatte Dona Bella angenommen, Senhor Odyl werde der Held von Rosita's erstem Roman sein; aber trotz ihrer Begünstigung einer solchen Möglichkeit äußerte Rosita noch weniger Interesse für ihn als für Andere. Endlich schien sie sich aber doch anzuschließen und zwar wunderbarerweise an den Architekten, mit dem sie angelegentlich und theilnehmend zu plaudern

begann. Auf ihre scherzhafte Frage nach dem Inhalte dieser Gespräche hörte Dona Bella mit einem spöttischen Lachen, daß Rosita sich nach der Frauenemancipation erkundige und besonders nach den Studentinnen der Medicin; sie fand es noch komischer, daß das Mädchen bald darauf im Verborgenen eine lateinische Grammatik studirte, die sie sich von dem Architekten zu verschaffen gewußt. Sie stand vor einem Räthsel. Welche Geschmacksverirrung für eine junge Schöne, ihren Sohn zu ohrfeigen, die Welt zu fliehen und lateinisch zu lernen!

Jene Ohrfeige war allseitig todt geschwiegen; doch blieb Amancio, nun er die große Praxis des Doctor Jorge verwaltete, durch viele Geschäfte triftig entschuldigt, von der Fazenda fern und sein Name von den Gesprächen der beiden Mädchen ausgeschlossen. Merkwürdiger Weise verringerte dieser Mangel an Vertraulichkeit ihre gegenseitige Neigung nicht. Auch Nola schien ungern Amancio's zu gedenken. Die einander bestimmten Verlobten standen in keinem brieflichen Verkehr. Es hing von Nhou Quim ab, den Tag der Verbindung festzusetzen und damit das bekannte Verhältniß der jungen Leute offenkundig zu machen.

Die Berichte von des Doctors Reden, die Notizen über deren Werth und Bedeutung, die häufigen Einladungen zu Hofe, welche der bevorzugte Mann erhielt, Alles gelangte nach der Fazenda, wo es in den Herzen der Leser ein sehr verschiedenes Echo hervorrief. Nola freute sich, wenn sie die Augen der Freundin flüchtig aufblitzen und ihre Wangen erglühen sah, während Dona Bella jedes Wort klug und still verfolgte und Nhou

Quim Anfälle von übergroßer Munterkeit bekam, die ihm schrecklich stand. Er trank mit Rosita auf das Wohl ihres Vaters, und diese gab zitternd Bescheid, ohne zu wagen ihn anzusehen. Ihre Angst vor Nhou Quim war fast krankhaft.

Rosita lebte in einer qualvollen Unruhe mit ihm unter demselben Dache, und doch stand es fest bei ihr, daß sie ausharren müßte bis zu ihres Vaters Rückkehr. Aber was dann? Sie fühlte sich innerlich von ihrem Vater getrennt. Wie bald konnte eine Zeit kommen, zu der sie es als eine Unmöglichkeit empfinden würde, in seiner Nähe zu bleiben! Sich an die Verwandte wenden, hieß ihn preisgeben, und das wollte sie weder jetzt noch später thun. So hatte sie den verzweifelten Entschluß gefaßt, Medicin zu studiren in einem fernen Lande, einsam und allein, und zurückzukehren, wenn er ihrer wieder bedürfen sollte, wenn Amancio und Rola lange verheirathet sein würden. Alles Leid der Erde sollte sie nicht niederziehen; sie griff nach der lateinischen Grammatik, wie nach einem Rettungsanker.

Mehr als ein Monat war vergangen, und die Bewohner der Fazenda warteten immer unruhiger der Neuigkeiten aus Rio. Außer denjenigen, welche die Zeitungen brachten, hatte Dona Bella eine Menge Kleider und Putzsachen kommen lassen, welche sie stundenlang vor dem Spiegel versuchte, indem sie sich anlächelte und zugleich probirte, wie der künftigen „Gräfin das Trescazas" das Lächeln stehen werde. Bei einer solchen Probe fiel ihr ein, daß es Zeit sei, endlich den Bau des dritten Hauses zu beginnen und die Aufmerksamkeiten und Complimente

des Architekten damit zu belohnen, daß sie der Quälerei ein Ende mache. Noch an demselben Abend erhielt dieser Gedanke seine Folge durch die Annahme des Planes von Seiten Nhou Quim's, eine Thatsache, welche nicht nur den Architekten, sondern auch die Gäste des Hauses nach so vielen Verhandlungen in die freudigste Stimmung versetzte. Man vereinigte sich am Abend festlich in der Halle, wo ein kleines Modell des Schlosses aufgestellt war.

Als man dasselbe genug besprochen und Nhou Quim in seiner Hängematte einen kleinen, vertrauten Kreis um sich versammelt hatte, bat er den Poeten um eine Declamation. Er hatte, da er auch diese Unterhaltung liebte, fast keinen Abend versäumt, dessen Talent zu verwerthen, und sich mit der Bescheidenheit und Wißbegierde eines Kindes Dichtungen erklären und aus dem Leben der Dichter erzählen lassen. Die ihm ganz neue, schöngeistige Welt imponirte ihm. Daß das Leben der meisten brasilianischen Dichter in der Blüthe der Jugend und der Hoffnung abgeschnitten war, gab ihm zu denken; und fast zu Thränen hatte ihn die Geschichte des feinsinnigen, hochherzigen Gonçalves Dias gerührt, der in der Fremde sein geliebtes Vaterland so glühend besang und ersehnte und dann im Anblick der heimischen Küste einen frühzeitigen Tod in den Wellen fand. Senhor Odyl's eigene Gedichte hörte er vorzugsweise gern. Heute kam ihm die Laune, seine Lebensgeschichte zu erfragen. Der Poet zögerte. Aber nachdem Nhou Quim ihn dringender gebeten, überwand er eine deutlich fühlbare Scheu vor einer Mittheilung seiner Schicksale, welche nur zu leicht auch sein inneres Leben der entweihenden Neugier preisgeben

konnte. In sehr ruhiger, sarkastisch herber Weise beginnend, sprach er wärmer, sobald er sich vergaß, und Nhou Quim folgte der Erzählung mit offenem Munde und stieren Augen nicht weniger aufmerksam, als das kleine zarte Mädchen, welches er gern in seiner Nähe hatte, damit er von Zeit zu Zeit die knochige Hand auf ihren Kopf legen konnte, wie um sie zu schützen oder sich ihres Besitzes zu freuen. Auch jetzt lehnte Nola auf einem niedrigen Schemel neben seiner Hängematte, gleich einem gezähmten Täubchen, welches Mitleid und Dankbarkeit an einen rauhen Wohlthäter fesselt.

Senhor Odyl's Worte lauteten ungefähr so:

„Feliciano war Pianist, er wohnte in Rio unter dem Dach eines seltsamen Hauses, dessen Erdgeschoß einer Bierbrauerei diente, während im zweiten Stock eine englische Kirche eingerichtet war; von der schönen Dame des „Ersten" wußte er nichts, doch nahmen die Bewohner des „Dritten", welche sich später als Falschmünzer entpuppten, gelegentlich seine Gefälligkeit in Anspruch. In den Mansarden hauste Feliciano nach der Wahrheit, daß die lustigsten Vögel am höchsten nisten. Singend und pfeifend kletterte er auf- und abwärts.

Wenn man ihm von den endlosen Stiegen sprach, pflegte er zu sagen: „den Gipfel meiner Kunst kann man nur auf Tonleitern erklimmen und Mancher ist über viele Treppen zum Ruhme gelangt." Er hatte ein schönes Talent und er hoffte auf Ruhm. Aber vor dem Ruhm begegnete er der Liebe, die ihn ganz gefangen nahm.

Feliciano heirathete früh. In der hohen Haushaltung gab es kein anderes Gold, als die Locken des jungen

Weibes. Sie hieß Florelis, und da es Feliciano freute, daß ihre Namen mit demselben Buchstaben anfingen, versprach er sich viel Gutes davon, daß sie aus dem „ff" zusammen paßten.

Obgleich der Schwiegervater keine Mitgift bewilligen konnte, machte er sich doch eine Ehre daraus, die Stiefel zu bezahlen, auf denen sein Töchterchen in den Ehestand hüpfte. Denn Florelis tanzte im Gehen und sang im Sprechen; sie paßte herrlich für die Vogelsphäre. Auch gab es ein Glück da oben, wie man es selten auf der Erde finden mag.

Nur die Brodkrumen waren spärlich, Feliciano fing an, sich darum zu plagen, wodurch er den heißbegehrten, hochfliegenden Ruhm verscheuchte. Er gab Stunden und er gab sich Mühe, er wurde ein leidenschaftlicher Lehrer, der laut den Tact zählte: „Eins, zwei, drei — — drei", und ihn, wenn die Zunge nicht ausreichte, mit Händen und Füßen schlug. Das kam der Apathie mancher Schüler zur Hülfe; alle die Faulen begehrten ihn, und so hatte er bald eine große Praxis. „Das nenne ich einen Lehrer", sagte Dona Escolastica, wenn der Fußboden dröhnte und die Klavierleuchter klirrten, daß das Töchterchen richtig in den Tact getrieben wurde, und ihre Freundin entschloß sich, auch den Feliciano zu „arrangiren."*) Wer die Stiegen scheute, gab seine Bestellung in der Brauerei ab, die kaum so viele Kunden hatte, wie der lustige Künstler oben im „Vierten."

Und der Wohlstand kam den jungen Leuten über

*) „Arrangiren" wird in Brasilien oft für „engagiren" gebraucht.

Nacht. Als noch ein kleines langschnäbeliges Vöglein in das Nest schneite, schien ihnen ihr Glück märchenhaft. Ein wenig lang war der Schnabel des Dritten, aber Feliciano tröstete sein Weib mit der Prophezeiung, daß das eine große Begabung andeute. Das Kindlein werde einst alle die Melodien niederschreiben, welche in seinem Kopfe schwirrten und welche er wegen des leidigen „Eins, zwei, drei“ nicht festhalten könne; denn es verfolge ihn bis in den Traum, das „Eins, zwei, drei.“

Aber es war einträglich. Feliciano überraschte eines Tages sein Weib damit, daß er ein schattiges Häuschen am Strande gekauft habe, winzig und einfach, aber nun ihr eigenes und wieder ein Nestchen, aber zu ebener Erde. Florelis weinte; sie wußte erst später warum. Gleich darauf machten sie die rosigsten Pläne, mit den Schwalben wollten sie ziehen . . . so bald wie möglich.

Es kam anders, sie wurden . . . ausgeräuchert.

Sie hatten oftmals im vierten Stock des Nachts allerlei seltsames Geräusch gehört, ohne sich sorgloser Weise im Mindesten darum zu bekümmern. Eine Bande von Falschmünzern hatte dort ihr Gewerbe ungestört betrieben, bis einmal ein Haufen Banknoten in Brand gerieth. Aus Furcht vor Entdeckung suchten die Fälscher allein zu löschen und schrieen erst den Feuerruf durch das Haus, als schon Alles in hellen Flammen stand. Feliciano erwachte kaum zeitig genug, um Weib und Kind über die brennende Treppe hinunter zu tragen.

Das Kind bin ich. Als mein Vater die Straße erreicht und sein „Eins, zwei, drei“ über unsere Köpfe gezählt hatte, warf er sich dankbar auf die Kniee. Da kam

eine geputzte Frau gefahren; sie kehrte von einer Lustbarkeit zurück und wußte ihr schlafendes Kind im ersten Stock und sie rang verzweiflungsvoll die Hände. Meine Eltern hatten sie sonst gemieden. Aber die Thränen auf ihren geschminkten Wangen rührten meinen Vater; er eilte in das brennende Haus zurück und . . . kam nicht wieder. Ein fallender Balken hatte ihn getödtet.

Man hinderte meine Mutter, ihm in die Gluth zu folgen; die Ohnmacht, welche sie umfing, war der Anfang einer schweren Krankheit.

Sie genas und lebte . . . meinetwegen. Der schwarze Flor stand der jungen Wittwe wunderschön, und Mancher hätte sie gern getröstet. Aber Florelis hatte sich dem Feliciano aus dem „ff" verbunden; die Erinnerung an das kurze Glück war ihr ausreichend für ein langes Leben.

Wir hatten das Häuschen am Strande bezogen, wo wir den dumpfen, regelmäßigen Schlag der Brandung stündlich hörten. Meine Mutter arbeitete den ganzen Tag, bis das Licht ausging über dem Stickrahmen. Wenn sie mich Abends in den Schlaf sang, fielen ihre Locken über mein Gesicht und ließen mich die Welt durch einen goldenen Schleier sehen. Mir kam es natürlich vor, wie das Rauschen der Wellen.

Als ich aber zum Bewußtsein erwachte, lauschte ich ihren Ermahnungen mit klopfendem Herzen, lauschte den Worten Feliciano's, die sie mir andächtig wiederholte. Musik habe ich niemals gelernt, uns fehlten die Mittel. In der Schule kam ich gut vorwärts; ich gewann Preise und Unterstützungen, um die Universität beziehen zu

können. Leicht ward es mir dort nicht gemacht, doch empfand ich Entbehrungen niemals schwer. Mir schwirrten lustige Lieder im Kopfe, wie meinem Vater Melodien. Sehr oft erfuhr ich freilich, wie gut Bananen zu Mittag sind, wie herrlich eine Orange in der Frühe den Kaffee ersetzt und welche Vortheile die nächtlichen Stunden einem ernsten Studium bieten! Aber meine Laune hat nie darunter gelitten, wenn auch die Wangen schmal wurden, welches seinerseits dem „Schnabel" zum Vortheil gereichte.

So schrieb ich meiner Mutter, die sich noch immer die Länge meiner Nase ein wenig zu Herzen nahm, um sie scherzhaft auf meine äußeren Mängel vorzubereiten, bevor ich nach dem Examen heimreiste. Briefe hatte ich keine bekommen, denn sie kann nicht schreiben, aber an Botschaften hatte es mir nie gefehlt. Mir war Alles gemeldet — nur Eins war mir verschwiegen! Ich entdeckte es nicht gleich. Meine Mutter empfing mich heiter und meinte, meine Nase erscheine ihr nicht groß. Ich war so herzensfroh, wieder bei ihr zu sein, ich hätte weder mit dem Schönsten getauscht, noch mit dem Reichsten. Wie traut war das Häuschen am Strande, wie rauschten die Wogen so unverändert! Es war Alles wie einst, Alles unverändert. Nur Eines . . . Meine Mutter war fast blind. Sie sagte es mir erst am nächsten Tag. Wer das nicht von seinen Liebsten erfuhr, wird meinen Kummer nicht verstehen!

Ich eilte zum Arzt; er zuckte die Achseln. Ueberanstrengung hatte ein Uebel geschaffen, welches seine Kunst nicht bannen konnte . . .

Die goldenen Locken meiner Mutter sind ergraut,

ihre Augen sind verdunkelt, doch liebt sie noch das Leben um meinetwegen. Ihre Aufopferung, ihre Liebe zu vergelten, habe ich noch fleißiger gestrebt. Das Ziel meiner Arbeit giebt mir Muth. Ein großes, umfassendes Werk habe ich begonnen, das, unter meiner Feder wachsend, mich mit schönen Hoffnungen erfüllt. Viele Nächte setzte ich daran, damit es mir Gewinn bringe und vielleicht auch das, wonach Feliciano vergeblich lechzte . . . vielleicht auch Ruhm!"

Die Stimme Senhor Odyl's zitterte; wie ein Wetterleuchten glitt es über seine edlen Züge; doch ward er plötzlich weich:

„O!" rief er aus, „ich bin selbstsüchtig, ich bin undankbar und selbstsüchtig." Eine helle, liebliche Mädchenstimme erhob sich gegen ihn.

„Nein, nein!" rief Rola, welche, von der Erzählung fortgerissen, ihre Schüchternheit vergaß, „das sind Sie nicht." Dem Poeten stand das Herz still, eine Thräne schimmerte in seinem Auge. Aber die süßen Worte verhallten schnell in dem Widerspruch, den auch Nhou Quim laut erhob, nachdem seine schweren, asthmatischen Athemzüge wie durch einen Seufzer abgeschnitten waren. Er lobte und ermunterte den jungen Mann so eifrig, daß dieser sich eilig davon machte und Rola folgte, die sich entfernt hatte, um ihre Beschämung zu verbergen.

„Sonderbarer Mensch", schloß Nhou Quim seine Rede vertraulich gegen einen Verwandten. „Hat nichts, wird nie etwas haben. Denke Dir, er giebt uns alle diese Vorträge umsonst, so billig hat mir noch Keiner gedient. Dieser Teufel von Italiener weiß mich daran

zu kriegen. Darum habe ich ihn auch geplagt. Wußte gleich, daß mir sein Plan gefiel. Der Andere kennt seinen Vortheil nicht, aber ... er ist aus feinem Metall, hm ... hm ... ich mag es leiden."

„Wer weiß, ob er nicht Besseres gewann, als er fordern konnte", flüsterte der schlaue Vetter; Nhou Quim knurrte verneinend, ohne sich auf seine Andeutungen einzulassen.

„Ich meine, wenn die Trauben reifen, halte man die Vögel fern ...", sprach der Beharrliche weiter ... „Dona Rola ..."

„Dummheit", fuhr Nhou Quim ihn an. „Ein solcher Habenichts sollte die Augen zu meiner Tochter erheben ... Alle wissen, daß ich sie dem Amancio gebe; er weiß es auch."

13.

Am nächsten Morgen wurden die Kühe wie gewöhnlich früh vor dem Hause gemolken; denn Milch und Cognac ist der erste Genuß, den die Fazenda jedem Gaste bietet, der doch unfehlbar in der Absicht kommt, „dick zu werden", was besagen will, sich zu erholen. Rola war schon aufgestanden. Im Begriff, sich hinaus zu begeben, um die schwarze Kuh, welche sie als ein Vielliebchengeschenk von einem Herrn aus der Nachbarschaft erhalten hatte, durch persönliche Ueberreichung einiger Maiskolben auszuzeichnen, schickte sie ihre Sklavin zur Untersuchung des Terrains voraus.

„Ich sah etwas um die Ecke kommen", berichtete dieselbe.

„Was denn?“

„Die Nase des Poeten“, lachte das freche Ding, worauf Rola durch das Haus zurück in den Garten ging.

Senhor Odyl mußte schon die Zipfel ihres Schleppkleides und ihre langen schwarzen Zöpfe entdeckt haben, denn auch er wandte sich auf der richtigsten Spur der schlanken, weißgewandeten Gestalt seitwärts um das Haus. Als das Gartenthor sie aufnahm und sie unter dem dunklen Laubgang der Orangenbäume verschwand, aus dem ein Heer goldgelber Vögel in den Sonnenschein emporwirbelte, ward es ihm fast schwindelig.

Seit er, nach der Vorschrift des Dr. Jorge hergekommen war, um „dick zu werden“, wozu ihn seine Talente im Stich ließen, suchten und flohen sie sich wie heute, sah er nur die Eine, seine Seele, seine Muse, wenn es je eine gab; denn sie begeisterte ihn zu mehr Poesie, als seine besten Verse ausdrückten, und seit dem ersten Morgen sagte er sich, daß er abreisen, nie wiederkehren wolle, und am Abend war er immer noch da. Mit Freuden sah er jetzt, daß man Reitpferde und Gespanne zu einem Ausfluge vorbereitete, dessen Zweck Nhou Quim ihm aus dem offenen Fenster mittheilte. Man wollte eine Reliquie von Amancio's Fazenda holen, welche bei der Grundsteinlegung des neuen Hauses, ebenso wie ein Bruchtheil von der aus Rola's Familie stammenden Fazenda, in die Erde versenkt werden solle. Er mußte also bleiben, wie die anderen Tage auch.

Um vor der Mittagshitze zurück zu sein, brach man zeitig auf. Ueber offene Felder führte zunächst der reizvolle Weg, welcher sich abwechselnd durch Kaffeeberge,

Waldstrecken und Lichtungen ziehend, allmählich verengte. Der Morgennebel lag dicht geballt in den Tiefen.

Rosita, welche neben Rola und Senhor Odyl ritt, ward von dem Architekten vorwärts und im schnellen Galopp davon gezogen, während Rola, auch als Reiterin schüchtern, ihren weißen Zelter langsam schreiten ließ. Senhor Odyl ritt weltvergessen neben ihr, und unwillkürlich blieben sie weiter und weiter hinter dem Zuge zurück. Er sprach von dem künftigen Schlosse, und Rola fragte ihn nach dem Häuschen am Meere, welches sie sich gar so traulich dachte, während das weite, hohe Schloß ihr Angst einflöße. Glücklich sei er dort gewesen, versicherte Senhor Odyl. Wie wunderbar mußte das große endlose Wasser sein! Das Unbekannte hatte den schaurigen Reiz der Märchenwelt für sie. Sie konnte nicht genug davon hören; sie lauschte mit hungrigen Kinderaugen, wie er erzählte von fremden Schiffen, welche aus fremden Welten kämen, von wundervollen einsamen Inseln, von goldenen Sternen, die im Meere ertrinken, von den Albatrossen und den riesigen Walfischen, welche der Sturm aus dem Süden her verschlage, von langzöpfigen Chinesen, die weit von der Heimath auf einen langen Arbeitstag ausziehen, an dem sie sich kaum das Mahl und die Ruhe gönnen; von Kirchen, die über das Meer gebaut sind, weil Unduldsamkeit ihnen kein Fußbreit Erde gewähren wollte, von Leviathan und Nautilus erzählte er, wie nur ein Poet erzählt. Nhou Quim hatte Recht gehabt, Senhor Odyl kannte seinen Vortheil nicht; er sprach kein Wort von Liebe zu der Braut Amancio's.

Sie kamen an ein enges Thal, wo der Nebel sich

dichter und feuchter thürmte, so daß sie nichts erkannten und die Luft fast dem Meere glich. Wie die Welt in den feuchten Wogen versank, versank ihnen Alles in dem Gefühl dieser beglückenden Einsamkeit. Sie wurden still und lauschten nur auf das Schnaufen der Pferde, welche Kopf an Kopf gingen, daß das Geschirr sich klirrend berührte.

Auch ohne Worte wußten sie, daß sie sich liebten und daß sie entsagen müßten, daß das Leben sie trennen werde — und sie genossen die flüchtigen Minuten eines verständnißvollen Beisammenseins wie eine Ewigkeit. Als die Nebelschleier sanken und als sich ihnen der Wald erschloß, meinten sie, auf die Erde zurückgekommen zu sein.

Da der Weg schroff aufwärts zu steigen begann, hatten die fahrenden Personen die Wagen verlassen, und die zwei Reiter befanden sich plötzlich inmitten eines dichten schwatzenden Haufens. Nhou Quim's rauhe Stimme gemahnte sie noch deutlicher an die Wirklichkeit. Der Worte seines Vetters gedenkend, faßte er Senhor Odyl scharf in das Auge und sagte, ihm ganz nahe tretend, heimtückisch: „Noch immer da? Ich fürchtete, Sie seien heute abgereist."

Auf der primitivsten aller Fazenden angekommen, suchte Nhou Quim umsonst nach der Reliquie; zornig über diesen Verlust, ließ er eine Axt bringen, hieb selbst einen Stein aus, welcher in eine der Lehmwände eingemauert war, und ließ denselben verwahren. Es waren die ersten Schläge zur Zertrümmerung des alten Hauses, das in dem neuen Bau durch zehnfach bessere Räume ersetzt werden sollte.

Der verwilderte Garten hatte eine seltene Schönheit aufzuweisen, eine Gruppe von uralten, vielfach durcheinander verzweigten Manga- und Brodbäumen, deren undurchdringliches Laubdach mit einer Menge von Früchten beladen war. Auf dem freien, dunklen Platze darunter ward das mitgebrachte Frühstück servirt. Nhou Quim hatte auch kostbaren Rheinwein bringen lassen und trank auf das Gedeihen des Baues, worauf der Architekt auf die künftigen Bewohner des Hauses trank. Verdrießlich darüber, daß das Erste, was er für den Bau unternommen, mißlungen war, befand sich Nhou Quim in einer fieberhaften Aufregung, wie es die fleckige Röthe auf seinem Gesicht verrieth, während er noch die äußere Fassung wahrte. Aber seine Hand schwankte heftig, als er, sich nochmals erhebend, Nola aufforderte, auf die zweiten Besitzer des neuen Hauses, auf sie selbst und den Doctor Amancio, anzustoßen. Warum ward sie bleich, statt sich zu freuen? Was saß der Poet schon wieder an ihrer Seite? Nhou Quim's Gesicht verfinsterte sich. Sein Glas begegnete demjenigen Nola's mit so ungleicher Stärke, daß es plötzlich zersprang. Zischend äußerte er seine Wuth, und ohne sich umzusehen, warf er das Glas hinter sich auf die Erde, wo verschiedene Negerkinder wühlten, welche den kleinen Renato in ihre Mitte geschleppt hatten. Ein entsetzliches Schreien ward hörbar. Das Glas hatte dem Kinde die Stirn verletzt, vielleicht das Auge. Rosita und Nola sahen tieferschreckt die weinende Ricarda das Kind forttragen, über dessen Gesicht ein breiter Blutstrahl floß. Plötzlich abgekühlt, sagte Nhou Quim, sich zu Rosita wendend:

„Es wird nichts von Bedeutung sein, Dona Rosita. Aber sollte es den Balg verderben, so trösten Sie sich; ich schenke Ihnen zwei andere. Hier giebt es ein paar rothhaarige Negerchen. Das sind Curiositäten."

Niemand wagte dem Schrecklichen zu antworten.

Der Plan, noch die zweite Fazenda zu besuchen, ward aufgegeben; man konnte das Gewünschte eben so gut holen lassen. Als Rola zu Pferde steigen wollte, rief Nhou Quim sie an seinen Wagen, weil er wünschte, daß sie mit ihm zurückfahre. Sie gehorchte zitternd, obgleich er freundlich zu ihr sprach.

Am nächsten Morgen fehlte wieder ein Gast an der Frühstückstafel; die Sklavin hatte schon vorher vergeblich nach der Nase des Poeten gespäht.

Auch die übrigen Besucher flohen nach und nach vor der regen Thätigkeit, welche sich nun auf der Fazenda zu entfalten begann. Der Bau ward mit einem großen Aufwand von Arbeitskraft begonnen, und Nhou Quim kam nicht mehr fort von dem Platze, wo er unaufhörlich selbst die Aufsicht führte mit unruhig flackernden Augen, welche voll Ungeduld den vollendeten Bau erblicken wollten und das fleißigste Schaffen langsam fanden. Er mochte nicht warten, wie er dem Architekt entschuldigend sagte, wenn er mit drohend erhobenem Stock einen säumigen Neger zur Eile antrieb. Er hatte einmal, da er eine halbe Stunde zu früh an den Bahnhof gekommen, einen Extrazug für sich bestellt, weil es ihm ein Gräuel war, auf Etwas zu warten.

Doch wartete er auf den Grafentitel. Nhou Quim und seine Gemahlin sahen immer eifriger nach Briefen

und Zeitungen aus. Die Sitzungsperiode nahte ihrem Ende. Sie wußten, daß das Gesuch überreicht und durch den Doctor empfohlen war, daß die Entscheidung bald fallen mußte. Wenn sie auch einen guten Erfolg nicht bezweifelten, wuchs doch ihre Ungeduld täglich, nun das Warten endlich ein Ende haben sollte. In der freudigsten Hoffnung entfaltete Dona Bella eine Zeitung, welche Dr. Amancio eines Tages durch einen besonderen Boten sandte und in welcher eine Stelle mit einem rothen Strich bezeichnet war.

Sie war sehr bestürzt, dort unter Erwähnung seiner hohen Verdienste „die Erhebung des Dr. Jorge in den Adelsstand" zu finden. Aber sie beruhigte sich in dem Gedanken, daß des Doctors Einfluß dadurch bewiesen sei, daß diese Auszeichnung für ihren eigenen Erfolg bürge. Nhou Quim war weniger zuversichtlich; er fing an, sich so finster zu zeigen, daß sie sich angstvoll in Aufmerksamkeiten um ihn erschöpfte.

Kurz darauf kam ein Brief des Doctor Jorge an, mit dem Dona Bella sich nach jenem kleinen abgelegenen Saal begab, wo wir sie schon früher sahen. Nhou Quim folgte ihr und verschloß sorgfältig die Thüren; er sah voll Spannung, wie sie mit zitternden Händen das Couvert zerriß, das Papier entfaltete und mit einem schnellen, scharfen Blick den ganzen Inhalt zu erfassen suchte, bevor sie denselben hastig und unsicher mitzutheilen begann; sein Athem klang geräuschvoll durch den stillen Raum, aber er hörte stumm das Vorgelesene zu Ende. Der Doctor bedauerte, daß es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen sei, dem Gesuche Nhou Quim's

Berücksichtigung zu verschaffen, ohne etwas über den muthmaßlichen Grund der Ablehnung zu sagen. Der Auszeichnung, welche ihm zu Theil geworden, erwähnte der Doctor zuletzt, mit dem Hinzufügen, daß er gern darauf verzichtet haben würde, wenn er die Wünsche seiner Freunde hätte erfüllt sehen können. Er hoffe, das später zu erreichen. Die Nachschrift, daß er in den nächsten Tagen nach Hause und auch zu ihnen kommen werde, verklang fast in einem spöttischen Lachen. Dona Bella ließ das Blatt fallen; sie lachte bitter, und ihr Gesicht erstarrte in einer häßlichen harten Miene. Sie achtete nicht auf den Wuthausbruch Nhou Quim's. Sie tröstete ihn nicht.

Wer tröstete sie denn selbst? Hatte sie sich an eine Vogelscheuche gebunden, um ihr ganzes Leben nichts weiter zu sein als eine reiche Frau, die sich von Höherstehenden herablassend behandelt oder ignorirt sehen mußte? Hatte sie jenen alternden Galan an sich gefesselt, um leere Versprechungen für eine Grafenkrone zu ernten? War alle ihre Klugheit umsonst verschwendet?

Sie hatte viel Zeit nöthig, um sich zu fassen, was Nhou Quim schneller gelang. Nachdem er sich ausgerast, saß dieser fast kräftig da in ungebrochenem Trotz. Er war noch nicht am Ziel, noch nicht auf der Höhe; er mußte noch lange leben — leben, bis das Schloß fertig war. Dann wollte er fünfzig Sklaven freigeben, hundert oder alle, alle. Den Kaiser wollte er zu einem Besuch einladen; er wollte ein Musikcorps im Hause haben, welches die Nationalhymne spiele. Jeden Tag müßten die Leute üben, bis es ohne Fehler ginge. So sprach er die Gedanken, welche ihm blitzschnell durch den Kopf schossen,

gegen seine Gemahlin aus. Aber sie schien ihn nicht zu hören, obschon er hastig auf sie einredete. Ein Maskenantlitz sah ihn an.

„Was ist das?" rief Nhou Quim erschrocken und boshaft. „Etwas Böses ist über Dich gekommen. Du bist häßlich . . . Hüte Dich, Dona Bella, daß die giftige Laune Dich nicht in Belladonna verwandle."

Auf und vor den Spiegel sprang sie, und als sie sich nach mehreren Minuten umkehrte, war ihr Gesicht geglättet; sie ging ruhig auf ihren Mann zu und sagte: „Was wollen wir thun?"

„Gut, das ist wieder meine Frau. Siehst Du, daß auf den Doctor kein Verlaß ist? Er gefiel Dir gut . . . He? . . . Still nur. Wenn ich ihn gefürchtet hätte, hätte ich ihn längst entfernt. Habe Geduld, Gräfin Bella — Du wirst es noch — halte nur zu mir; mit dem „Hai" kommst Du am weitesten."

„Wir gehören zusammen", stammelte sie. Die Kraft, an welche er selber glaubte, schien eine Art Zauber über sie auszuüben.

„Wenn Du es nur erst einsiehst", murmelte Nhou Quim. „Kopf oben, Geld habe ich genug, mehr als die Lumpen, welche mich heute demüthigen. Keinem wollen wir zeigen, wie weh es thut. Laß Einladungen für den nächsten Sonntag zu einem großen Feste ergehen und spare nichts, daß es glänzend wird. Wir wollen bei Tische die Verheirathung unserer Kinder bekannt machen, welche nach sechs Wochen stattfinden kann. Das giebt Dir Arbeit und Zerstreuung. Der Doctor wird dabei sein, um sich von unserer Zufriedenheit zu überzeugen."

Nhou Quim schurrte aus dem Saale, den Corridor hinunter, und rief Rola, die aus der Halle kam, um nach seinen Wünschen zu fragen. Doch er wünschte nichts. Er folgte ihr nur langsam dahin, kauerte in einer Hängematte nieder und sah zu, wie sie den kleinen Renato schaukelte. Er hatte sich nie nach dem Ergehen des Kindes erkundigt, welches er, nun ihm das Gesicht doppelt verbunden war, noch weniger als früher ausstehen konnte; doch ließ er sie gewähren.

Man bereitete dort schon die Mittagstafel, und die Hausgenossen kamen bald herzu. Rosita, welche zuerst eintrat, näherte sich dem kranken Kinde, ohne Nhou Quim zu bemerken. Ihre zärtliche Sorgfalt für das Kind ärgerte ihn, wie ihn zu dieser Stunde ihr Anblick ärgerte. Neckisch, aber in schlecht verhehlter Tücke beklagte er sich über die Vernachlässigung und sah mit Befriedigung, daß sie zusammenzuckte und, den Kopf ängstlich gegen ihn gewandt, regungslos stehen blieb, wie gefesselt von dem bösen Blick seiner lauernden Augen. Selbst Nhou Quim entging die Anmuth ihrer Haltung nicht. Der Architekt, welcher jetzt zugleich mit Dona Bella erschien, betrachtete das schöne Mädchen mit einem ästhetischen Wohlgefallen, aufmerksamer, als es Dona Bella in ihrer Nähe liebte. Sie fühlte eine heftige Abneigung gegen die Tochter des Doctor Jorge, die sie kalt und gefühllos nannte, da sie sich wohl bewußt war, deren Vertrauen nie gewonnen zu haben, und sie hatte ihr die Kränkung ihres Sohnes nie vergeben, obgleich dieselbe ihren Plänen vortrefflich zu Statten kam. Doch nahm sie Rosita gegen ihren Mann in Schutz.

„Laß nur sein", lachte Nhou Quim ingrimmig, „wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich mich schon zu rächen wissen, selbst auf die Gefahr, eine — Ohrfeige zu bekommen. Die Kleine ist streng", sagte er, indem er mit unsicheren Schritten nach der Tafel wankte, vertraulich zu dem Architekten, „gleicht dem galanten Vater nicht, dem jungen Edelmann, der gern seiner weißen Haare vergißt."

Rosita erglühte bei den Worten. Man hatte sich schon gesetzt, als Dona Bella spielend sagte:

„Freue Dich, daß Deine schwarz sind, mein Nhou Quim, und spotte der weißen Haare des Doctors nicht. Ich bewundere seine Lebenslust, er wird noch mit der Krücke tanzen."

Das Mädchen war jetzt todtenblaß. Was kümmerte es ihre Wirthe, die sich in seltener Einigkeit ansahen? Es war nicht mehr als billig, einen kleinen Theil des Grolls, den sie verschweigen mußten, dem Fleisch und Blut des Doctor Jorge zu übermachen.

14.

Der Sonntagmorgen war goldig aufgegangen, wie alle anderen der herrschenden heißen Zeit; doch war trotz des üppigen Thaus die Luft drückend schwül, da das gestrige Gewitter sich in schwere Wolken vertheilt hatte, welche sich stoßweise vor die glühende Sonne drängten. Auf dem Waldwege, den zwei Reiter daherritten, lag es feucht und dumpf. Als sie eine niedrige Hütte passirten, schienen sie anhalten zu wollen, um einen kühlen Trunk zu begehren, aber die wunderlichen Gestalten, welche sich

vor derselben befanden, mochten sie abschrecken; sie trieben ihre Pferde scharf der nicht mehr fernen Fazenda zu, während sechs gelbe Augen ihnen starr nachsahen.

„Die zwei Doctoren!" murmelte eine der vor der Hütte kauernden Personen, in welcher wir ohne Mühe Nyama erkennen würden, wenn nicht zwei andere, ihr zum Verwechseln ähnliche Weiber an ihrer Seite wären, welche jetzt langsam und stumpfsinnig wiederholten:

„Die zwei Doctoren!"

„Wissen Beide nichts", ließ sich Nyama vernehmen.

„Wissen Beide nichts", echoeten die Anderen, und es ward wieder still. Diese seltsamen Wesen waren die Schwestern der Hexe, mit denen sie die Hütte theilte; ebenso erdfarbig, untersetzt und plump, im Besitze desselben Haarbüschels, desselben von einer öligen Haut überzogenen steinernen Gesichts, aber im Punkte der Intelligenz so sehr von der schlauen Nyama verschieden, daß sie kaum den Ernährungstrieb zeigten und sich auch jetzt von derselben wie Kinder füttern ließen. Sie befanden sich draußen, um die Festtheilnehmer zu mustern, welche nach der Fazenda fuhren, und starrten alle Drei in das unendliche Grün um sie her, bis etwa nach einer Stunde ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch von der entgegengesetzten Seite gefesselt wurde. Auf einem Seitenwege erschien Rosita mit Ricarda und dem Kinde.

„Die fremde Senha", murmelte Nyama, und die zwei Schwestern wiederholten richtig:

„Die fremde Senha."

Die Genannte kam rasch herzu, hieß Ricarda einen mit Gaben gefüllten Korb in die Hütte tragen, während

sie selber das Kind auf den Arm nahm, ihm den Verband vom Auge löste und sich vor Nyama mit demselben niederließ. Nyama untersuchte das Auge und schüttelte den Kopf:

„Es thut nicht mehr weh; es ist verloren", sagte sie eintönig. „Die Stirnwunde müssen wir weiter behandeln mit einem Balsam, den ich gleich bereiten will; auch Tropfen muß das Kind haben; in einem Stündlein ist Alles fertig, wenn die Senha warten wollen." Rosita hatte kaum gesprochen, sie überlegte einen Augenblick, gab das Kind seiner zurückkehrenden Mutter mit der Bemerkung, daß sie in der „Waldcapelle" auf sie warten wolle, wonach sie auf dem Seitenwege in das Dickicht zurückging und den glotzenden Augen der drei Schwestern schnell entschwand.

Aufrecht mit bleichem Gesicht und unruhig flimmerndem Blick eilte das Mädchen den Pfad hinunter, welcher sich dort jäh in eine Vertiefung verliert. Rosita hatte gleich nach der Ankunft ihres Vaters das Haus verlassen, gekränkt dadurch, daß während des ihr zu Theil gewordenen Grußes seine Augen Dona Bella suchten, die ihm prächtig geschmückt und voll strahlender Liebenswürdigkeit entgegentrat, um sich von ihm und Amancio die Hände küssen zu lassen. Sie hatte kaum noch die stürmischen Ausrufe Nhou Quim's vernommen, mit denen er seinen Stiefsohn bewillkommnete und ihm Rola zuführte. Etwas von ihrer wilden, heftigen Kindernatur war lodernd in ihr aufgewacht, und sie war davon gelaufen, das bittere Gefühl der Verstoßenheit im Herzen. Daß Ricarda sich ihr in treuer Anhänglichkeit angeschlossen, hatte sie bewogen, mit derselben Nyama's Hütte aufzusuchen; unter

diesem Vorwand konnte sie ihr Verschwinden entschuldigen und einige Stunden von dem Hause fern bleiben, wo sie sich überflüssig fühlte. Im stillen Walde mochte es ihr gelingen, den Aufruhr ihres Herzens zu bekämpfen! Flüchtig wie eine Gazelle glitt sie über den sammetweichen Grund des Thales. In feuchter Frische gedeihen dort wundersam Moose und Gräser, durchwoben von einer Fülle duftiger Blüthen, phantastischer Parasiten, Farren, Dracaenen, leuchtender Beeren und anmuthiger Ranken, deren sich andere an den Bäumen hinaufwinden, an den Aesten ersprießen, aus den Kronen in reichen Strömen herabfallen, und, sich in den Lüften zu schwebenden Gewinden verschlingend, von Gipfel zu Gipfel in unermessene Höhen emporziehen. Hundertfach verschiedenes Laub, von dem majestätischen Jequetibá und der zierlich federigen Akazie bis zu den breiten, metallglänzenden Blättern der Riesenliane und den mächtigen Palmen- und Bananenschaften, bildet hoch und höher einen Dom, der kein Stückchen Himmelsbläue in das feierlich dämmerige Thalstreifchen herunter scheinen läßt. Schmale silberne Quellen rieseln über einen steinigen Grund dem Bache zu, dessen Brausen aus der Ferne wie ein schwaches Murmeln herüberklingt. Zuerst vereinzelt zeigen sich Granit- und Schieferbildungen, welche bald deutlicher hervortreten und endlich, von hellen Steinkräutern durchbrochen, wie ein Mosaikboden auf einem weiten, freien, herrlich beschatteten Platze erscheinen, den man die Waldcapelle nennt. Die sich dort erhebenden Steine, welche Säulen, Altären und Betschemeln gleichen, haben dem Orte diesen Namen gegeben. Einsamer und stiller ist es nirgends im Walde.

Rosita hatte allmählich ihre Schritte gemäßigt; auf dem Platze hielt sie an. Die glatte Fläche schien ausschließlich riesigen Eidechsen überlassen, deren feuchte, lichte Körper nur durch die schnellen Bewegungen sichtbar wurden, gleich denen der kleinen Papageien, die sich dann und wann von dem Laub abhoben, wenn sie dasselbe kletternd erschütterten. Mit einem leichten Schauer blickte sie umher und ließ sich dann auf einen Stein nieder, welcher wegen einer geraden, nach oben gespaltenen Rückwand der Beichtstuhl heißt. Sie mochte ihn wählen, weil er einen gewissen Schutz bot; denn ihr Herz klopfte plötzlich furchtsam unter dem Eindruck des wunderbar feierlichen Ortes. Als sie sich aber daran erinnerte, warum und wie sie dahin gelangt war, ließen ihre Gedanken sie bald die Umgebung vergessen.

Sie sagte sich, daß man sie vermissen, tadeln werde. Vielleicht nicht! . . . Ihr Vater hatte sie ja kaum bemerkt; er war ihr ganz entfremdet . . . Der peinliche Aufenthalt auf der Fazenda ging nun zu Ende. Im eigenen Hause warteten ihrer vielleicht noch freudlosere Tage, da sie auch Rola entbehren mußte. Eine völlige Trennung von Rola erschien ihr die Trennung von dem Letzten, was ihr noch gehörte; doch war dieselbe in Zukunft Amancio's wegen unvermeidlich. Sie hatte von Dona Bella erfahren, daß Nhou Quim den Tag der Vermählung Beider festgesetzt und heute beim Jubel des Festes seinen Freunden eine förmliche Mittheilung davon machen werde.

Aus den Plänen, die sie für sich selber aufrecht hielt, schöpfte sie weder Freude noch Beruhigung . . . Eines

Tages vielleicht, wenn ihr Vater die falschen Freunde erkannt haben, wenn er enttäuscht und elend sein würde, konnte sie zu ihm zurückkehren. Das Alles drängte sich ihr zum hundertsten Male auf. In grausamer Klarheit lag das Leben vor ihr, ein Leben, mit dem sie in frühester Jugend schon abgeschlossen hatte; denn die Stärke ihres Gefühls ließ ihr weder Hoffnungen noch Zweifel.

Muth, Muth mußte sie haben, um mit Allem zu brechen, ohne selbst zu zerbrechen!

Ihre aufblitzenden Augen trübten sich. Hier in der Einsamkeit konnte sie wenigstens weinen, an die kalte Steinwand gelehnt, die sie weder tröstete noch verrieth. Ihre Brust hob und senkte sich krampfhaft, obgleich sie die Hände darauf preßte, um sie ruhig zu halten. Betete oder kämpfte sie? Sie ward still und blasser und blasser; ihre Augen blickten starr wie zwei gefrorene Thränen.

Ein Wanderer war von der Seite hergekommen und hatte sie im Verborgenen eine Zeitlang angesehen.

Er hatte in ihr Herz gesehen, welches sich rückhaltlos aussprach in der geknickten Haltung, in den gramerfüllten Zügen. Nachdem er sich ihr auf Umwegen genähert, glitt er leise hinter die Steinwand und hörte, wie sie klagend seufzte:

„O, ich leide!"

„Beichte, was Dich bekümmert, damit Du Heilung findest", tönte es hinter ihr.

Rosita stieß einen leisen Schrei aus. Sie war nicht allein, sie war belauscht; das Geheimniß ihrer Seele einem Fremden offenbart.

„Lauschen ist verrätherisch und feige“, rief sie heftig aus; doch zitterte sie an allen Gliedern, unfähig sich zu erheben.

„Nicht hier“, klang es zurück. „Du liegst am Beichtstuhl, stehe mir Rede. Was ist es, das Deine Seele so tief erschüttert?“

Wie gedämpft auch die Stimme an ihr Ohr gedrungen, Rosita hatte sie erkannt. Die Entdeckung, daß Amancio ihr gefolgt war — heute, an dem Tage, wo seine Verbindung mit Rola zur Gewißheit werden sollte, erschreckte und empörte sie.

„Höre mich denn, der Du Dich vermessen in mein Vertrauen drängst“, rief sie. „Die Falschheit der Welt thut mir weh . . . Ich lernte sie zu früh kennen . . . Falsche Freundschaft, falsche Liebe . . . Ich muß sie hassen zu meinem Unglück.“

„Dein Haß ist verirrte Liebe.“

„Wer bist Du, falscher Priester?“

„Kein Priester . . . Auch ich kam, hier zu beichten. Neige mir Dein Ohr . . . Ich liebe Dich!“

Das war derselbe Ungestüm, mit dem er stets ihr Herz zugleich gewonnen und gewarnt hatte, aus dem sie die Kraft geschöpft, ihm, um sich vor sich selber zu retten, die größte Schroffheit zu zeigen. Hastig sprang sie auf mit den Worten:

„Bist Du der, für den ich Dich halte, so vernimm meine Antwort. Deine Liebe ist verirrte Liebe. Du botest sie an zu vielen Thüren aus. Wenn kein falscher Priester, bist Du ein falscher Mann. Mache dem Spiel ein Ende, und gieb Dich zu erkennen.“

Amancio trat hinter dem Stein hervor und erfaßte ihre Hand, bevor sie entfliehen konnte.

„Ich bin es, Dona Rosita“, sagte er, tief erröthend, „ich sah Sie nach dem Walde gehen . . . und folgte Ihnen.“

„Was gehen den Verlobten Rola's meine Wege an?“ versetzte sie herbe.

„Rola“, stammelte er unsicher, „hat meine Werbung abgelehnt . . . Ich bin frei, Rosita.“

„Sie irren, Doctor Amancio“, erwiederte sie, die schnell befreite Hand gegen ihn erhebend, „an der Festtafel glänzen zwei Plätze, mit Rosen bekränzt, Ihnen und Ihrer Braut bestimmt. Es steht Ihnen schlecht an, hinter mir her zu laufen. Kehren Sie um; ich beschwöre Sie auch Ihretwegen . . . Reizen Sie Nhou Quim nicht . . . er ist fürchterlich.“

„Er hat keine Rechte über mich“, versetzte Amancio, mit zusammengezogenen Brauen zur Erde blickend.

„Keine Rechte? . . . Haben Sie sich nicht um Rola beworben? Waren Sie nicht mit den Wünschen Ihres Stiefvaters einverstanden? Sie schienen es so sehr, daß seit Monaten Niemand daran zweifelt. Rola selbst, die anfänglich sich denselben abgeneigt zeigte, konnte im Ernste an keinen Widerspruch denken . . . Sie selber können es nicht mehr . . . Heute wäre es schimpflich, sich zurückzuziehen. Es ist unmöglich, nachdem Sie sich gebunden haben.“

„Ich glaubte, nachgeben zu müssen . . . ich glaubte, mich an Ihnen zu rächen, Sie zu kränken, indem ich mich schnell für Rola erklärte . . . die mir das Schicksal

zu bestimmen, die Einzige, die außer Ihnen mir liebenswerth schien."

„Wer so leicht wechselt, verdient uns Beide nicht", grollte sie ... „Um der Liebe Gottes willen, kehren Sie um ... Ein Bruch mit Rola brächte Verderben über Sie und Ihre ganze Familie ... Nhou Quim könnte Sie tödten! ... Verlassen Sie mich, ohne einen Augenblick zu verlieren."

Da er finster neben ihr verharrte, fügte sie klar und fest hinzu: „Wenn ein rückhaltloses Geständniß Sie bewegen kann, zu gehen, so hören Sie ... selbst wenn Alles anders wäre ... würde ich dem Sohne Dona Bella's meine Hand verweigern."

Er stand wieder vor dem Räthsel, welches ihn zur Raserei brachte; er ballte die Hände in wildem Zorn, während sie mit schlecht verhehlter Wehmuth sagte:

„Nehmen Sie es nicht zu schwer, Doctor Amancio; morgen gefällt Ihnen vielleicht wieder die Rola besser, und übermorgen bin ich fort. Dann ist es mit dem Wechsel vorbei."

Wieder hielt er sie zurück, da sie sich abgewandt hatte. Er ertrug den Gedanken ihrer Entfernung nicht. Die Verachtung, welche sie ihm zeigte, kränkte ihn tief in dem Bewußtsein seines leicht erregten Sinnes; doch glaubte er den Vorwurf des Wankelmuthes von ihr nicht zu verdienen.

„Sie selber haben mich mit unerklärlich harten Worten zurückgestoßen", vertheidigte er sich. „Ich war ganz frei, Dona Rosita."

„Gegen mich, gewiß, das sind Sie noch heute."

„Es ist nicht wahr", rief er, ihr fest in die Augen sehend. „Ich beobachtete Dich bei unserem Wiedersehen. Warum wechseltest Du so jäh die Farbe? Warum blicktest Du wie ein gekränkter Engel in die Leere, bevor Du flohest, um hier zu weinen? Du liebst mich, Rosita."

Sie wurde bleich, wie die Steine rings umher, aber sie trotzte seinem Blick.

„Doctor Amancio", sagte sie zitternd. „Wenn die Wirklichkeit nicht wäre, was sie ist; wenn Sie mehr Mäßigung gezeigt hätten, statt mich heute zum dritten Male mit der Tollheit Ihrer Neigung zu erschrecken; wenn Nhou Quim nicht seinen ganzen Willen auf eine Heirath gesetzt hätte, von der jetzt das Glück und die Ehre Ihrer Familie abhängt ... wenn das Alles nicht wäre, ich würde Sie dennoch ausschlagen. Wahr und wahrhaftig! Nennen Sie das Liebe?"

„Du täuschest Dich, Rosita. Etwas in Deiner Seele antwortet der meinen; es ist verscheucht, erschreckt, aber ich weiß, daß es ist. Ich hatte mir eine zweite Prüfungszeit auferlegt und glaubte, sie bestanden zu haben; — ich kam in der Absicht, mich dem Geschick zu fügen. Vor Deinem Anblick zerschmolz die ganze Fassung, wie dünnes Eis. Nenne nicht Unbeständigkeit, was Treue ist. Es gilt mir gleich, was außer Dir die Welt bedeutet."

Sie war vorwärts gegangen, aber er blieb an ihrer Seite. Von seiner Nähe geängstigt, eilte sie schnell weiter, ohne zu ahnen, daß sie tiefer in den Wald eindrangen.

„Warum hassest Du meine Mutter? Ich will es wissen", fragte er nach einigem Schweigen, und da sie

nichts erwiederte, faßte er sie, eine Antwort fordernd, heftig am Arme.

Die stürmische Liebe, welche aus seinem Zorn sprach, erfüllte sie mit Schmerz; um ihr überwallendes Herz nicht zu verrathen, rüstete sie sich mit schärferem Trotz.

„Weil sie treulos ist, treulos, wie der Wind und . . . wie Amancio.“

„Kein Wort mehr“, unterbrach er sie.

„Zehn Worte sind nicht genug für zehnfachen Haß.“

Er sah sie verwirrt an, ohne eine Erklärung für das Unbegreifliche zu finden. Wie konnte seine schöne, lächelnde Mutter, die Niemanden verletzte, diesem Kinde eine so tiefe Abneigung eingeflößt haben? Auf seine Fragen blieb Rosita stumm.

Ihr leichter Fuß schien kaum noch den Boden zu berühren; immer schneller eilte sie, in dem Glauben, den Wald zu verlassen, und immer tiefer verlor sie sich in das Dickicht. Amancio blieb mit großen Schritten an ihrer Seite, ihren Irrthum erkennend, den er nicht aufklärte. Es ward noch dämmeriger um sie her. Das Echo gab dann und wann die harten Worte zurück, welche sie den seinigen entgegensetzte. In der Höhe rauschte leiser Regen, und entfernter Donner grollte dazwischen. Sie gingen noch immer vorwärts.

Da sie endlich zu der Erkenntniß kam, den Pfad verloren zu haben, mußte sie sich seiner Führung überlassen, und er zog sie tiefer in den Wald, um ihr Wort zu erhalten, um es, wenn er nach Stunden mit ihr heimkehrte, zu erzwingen. Mit dem Grollen des Donners nahm auch der Regen zu, welcher sich endlich zu prasselnden Schauern

verstärkte, die ihren Weg zum Grunde fanden. Das falbe Licht der Blitze ward erkenntlicher.

Er wußte eine Grotte, wo sie vor dem Wetter geborgen sein würden; dahin schritten sie den Bach hinauf, welcher hier zu einem reißenden Wasser angewachsen war. Regen und Sturm brausten um sie her. Das Tosen der Elemente ward heftiger, und Rosita konnte nicht mehr hindern, daß er sie mit seinem Arm stützte. So erreichten sie die Grotte. Aber bevor sie dieselbe betraten, wurden ihre Sinne von einem großen, dumpfen krachenden Tosen bis zur Betäubung erschreckt. Die Luft, die Erde, die Bäume begannen zu schaudern, während der Donner über ihnen in einem unheimlichen Chaos unzähliger Stimmen verhallte. Von allen Seiten schien es rollend, schlagend, ächzend, dröhnend, zischend, wie ein Orkan der Tiefe, mit schrecklicher Gewalt und doch geisterhaft wesenlos, unheimlich flüsternd zu nahen, ein unbekannter, unfaßlicher Graus, — von den schaudernden Lippen des Echos jammervoll verkündet, als ob ein Höllentraum den Wald bewegte. Sie wankten Beide. In einem nie empfundenen Entsetzen schmiegten sie sich an einander, den Tod erwartend oder etwas Furchtbareres, was ihren tief erschütterten Seelen plötzlich begreiflich schien.

Doch sie gewahrten nichts. Die grausigen Töne zogen allmählich schwächer vorüber; der Aufruhr begann zu sinken. Amancio konnte sich so weit ermannen, daß er Rosita in die Grotte zog, deren breites Felsdach sie vor dem Regen schützte. Sie lag todtenbleich an seiner Brust, wie vernichtet von den dunklen Gewalten der Natur; kein Laut

kam über ihre Lippen. Erst als Alles still geworden war, richtete sie sich angstvoll auf und sah ihn an:

„War das Gottes Zorn? Oder zogen böse Geister über die Erde?" hauchte sie leise, als fürchte sie, die Worte könnten sie verrathen.

„Ein mächtiger, hohler Baum im Walde muß gefallen sein", erwiederte Amancio mit gepreßter Stimme. „Ich weiß keine andere Erklärung des Schrecks, den ich nie erlebte, aber oft schildern hörte. Die wildesten Männer erbeben, wenn er im Walde erwacht. Sei ruhig, Rosita, es ist keine Gefahr; wir müssen hier das Ende des Gewitters abwarten."

Diese letzten Worte brachten ihr erst das Bewußtsein ihrer Lage zurück; sie entwand sich hastig seinen Armen, sie beklagte sich, daß er ihr gefolgt, sie beklagte Rola, daß er sie verlassen habe, und floh weiter in die Grotte, wo sie niedersank, ihr Gesicht in beide Hände verbergend. Er war tief bewegt, wie sie selber. Die Leidenschaft, welche ihn getrieben, ihr nachzugehen und sie in den Wald zu locken, erkannte er plötzlich als strafbar. Hatten die unheimlichen, gespenstischen Stimmen ihn erschüttert, oder brachte ihn der harte, nicht enden wollende Regen zur Besinnung? Das Wetter hielt an. Wenn zuckende Blitze die Grotte erhellten, sah er Rosita in derselben Stellung am Boden liegen; sie weinte und blieb auf sein Zureden stumm.

Die Strafbarkeit seines Thuns war unendlich, wenn er nicht ihrer Liebe sicher war. Er hatte ihren Ruf, ihre Zukunft gefährdet, an Rola gefrevelt, allen Familienrücksichten und der hergebrachten Sitte frech in das Gesicht geschlagen, in der Hoffnung, sie zu gewinnen.

Scheiterte er, so traf ihn eine erdrückende Last von Vorwürfen. Umsonst suchte er sie zu beruhigen, zu überreden; ihr wortloser Widerstand schien durch nichts zu erschüttern. So vergingen die Augenblicke, die zu Stunden wurden. Wann konnten sie nach der Fazenda zurückkehren und wie?

Das Gewitter hatte ausgetobt, aber der Regen dauerte noch. Amancio starrte auf die fallenden Tropfen und zuckte zusammen, als er plötzlich ihre Stimme dicht neben sich hörte.

„Ich will gehen", sagte sie fest. Er sah nach der Uhr und rechnete. Selbst wenn sie jetzt aufbrachen, konnten sie nicht vor drei Uhr zurück sein, und es regnete noch; der Weg war schlüpfrig, die Nässe gefährlich. „Kennen Sie den Weg?"

„Ich kenne ihn; er wird in diesem Augenblick schlecht zu passiren sein", versetzte er zögernd.

„Es ist keine Zeit, daran zu denken", sagte sie düster. „Lassen Sie uns eilen. Geht es den Bach hinunter?"

Da er bejahte, schritt sie ihm so schnell und hurtig voran, daß er Mühe hatte, ihr zu folgen. Er bewunderte die herrliche Gestalt, die Flüchtigkeit des Fußes, welcher sie von dannen trug, für heute und immer ihm entfernte. Wenn sie im Waldesdunkel verschwunden wäre, hätte es ihm nicht so weh gethan, als daß er sie in die Welt zurückkehren, erniedrigt sehen und doch verlieren sollte. Dieser Gedanke raubte ihm alle Ruhe. Noch einmal gab er der Hoffnung Raum, sie zu überzeugen, daß sie ihm jetzt gehören müsse. Seine Worte verhallten

im Walde. Sie eilte schneller vorwärts. Doch kam ihm plötzlich eine beseligende Gewißheit.

Durch alle Aeußerungen ihres Schmerzes, ihres Zornes und ihrer Verachtung, durch ihre Hast, ihm zu entfliehen, ging ein Zug von Leidenschaftlichkeit, den er richtig deutete. Sie war sein, wenn er sie nur gewinnen konnte. Und er mußte sie gewinnen. Was ging die Welt außerhalb des Waldes ihn und sie an? Er mußte den Schatten bannen, der zwischen ihnen stand. Rasch war er an ihrer Seite.

„Ich will Dich zwingen, mir Dein Geheimniß zu bekennen", rief er, indem er sie gewaltsam in seine Arme zog. „Was ist es, das uns trennt?"

Aber sie löste sich kräftig, wandte sich seitwärts und glitt in das Wasser hinunter. Von Ufer zu Ufer durchschritt sie wie schwebend die Fluth, welche ihr fast unter die Arme reichte.

„Der Bach trennt uns", antwortete sie von jenseits. „Wenn Sie den überschreiten, so wird er mich aufnehmen und forttragen, wohin mir Niemand folgt."

„Amancio folgt Dir bis in den Tod", rief er zurück.

„Nicht hierher, nicht hierher!" stieß sie angstvoll hervor. Mit Entzücken hörte er den süßen, bebenden Ton ihrer Stimme und widerstand ihrem Flehen nicht.

„Mag das Wasser jetzt zwischen uns fließen. Ich schwöre Dir, daß uns bald nichts mehr trennen soll", rief er laut und feierlich durch den Wald . . . und nach einer Weile . . . „Rosita, gieb mir ein Zeichen, daß Du mir verzeihst."

Ueber das dunkle, wildbewegte Wasser hinüber winkte

eine weiße Hand. Der Ruf, welcher derselben antwortete, klang wie Klage und Jubel zugleich. Geheimnißvoll rauschten die Wellen weiter, in thörichter Eile sich überstürzend; große, schwere Tropfen fielen nur noch einzeln und spärlich von den Bäumen.

So schritten sie zu beiden Seiten des Baches dem Fahrwege zu, welcher den Wald durchschneidet. Als der Weg durch die Bäume sichtbar wurde, sahen sie Leute von der Fazenda mit einer Sänfte; daß dieselben ausgesandt waren, Rosita zu suchen, unterlag keinem Zweifel. Amancio rief ihr zu, sich zu ihnen zu begeben; er werde auf einem anderen Wege bald nach ihr auf der Fazenda eintreffen. Sie that, wie er ihr geheißen, ohne in den Schatten zurück zu sehen, wo er verblieb . . . . .

Etwa eine Stunde später trat Amancio in die Halle, wo er neben seiner Mutter Rosita fand. Die große Wanduhr schlug die vierte Stunde. Von der verlassenen Tafel hatten die Gäste sich nach den Sälen zurückgezogen. Nhou Quim hielt seine Siesta in der Hängematte; nicht weit entfernt von ihm saß Rola auf einem Schemel mit geschlossenen Augen, das Haupt auf die Brust gesunken, wie vom Schlummer überrascht. Mit Zeichen des Einverständnisses kam Dona Bella auf ihren Sohn zu und machte ihm Vorwürfe, daß er so lange auf seiner Fazenda geblieben sei, um vom Regen überrascht zu werden. Dann fragte sie, ob er denn wenigstens so glücklich gewesen, die Reliquie zu finden, an welcher seinem Stiefvater so viel liege, ob er ihn mit dem Funde überraschen könne . . . Dona Rosita habe sich auf dem Rückwege von Nyama's Hütte im Walde

verirrt, wo Ricarda sie unverantwortlicher Weise allein gelassen, erzählte sie weiter.

Amancio seufzte, indem er sie wie geistesabwesend ansah und erklärte, daß er keine Reliquien gefunden habe. An der Tafel waren zwei mit Rosen geschmückte Plätze unbenutzt geblieben. Denselben nahe trug man kalte Schüsseln für die Verspäteten auf, welche auf Dona Bella's Einladung sich an den Tisch begaben. Aber sie saßen da, wie Gespenster, ohne etwas zu berühren.

Nhou Quim's Erwachen erlöste sie. Er winkte Amancio zu sich heran. Das Märchen von der Reliquie mochte ihm glaubwürdig gemacht sein, oder Amancio's Verschwinden ihn geängstigt haben, er zeigte sich freundlich und redselig gegen den Stiefsohn, dessen Gegenwart ihn zu erfreuen schien. Während er sich mit ihm unterhielt, hatte Dona Bella Rosita an der entgegengesetzten Seite an das Fenster gezogen und ihr mitgetheilt, daß ihr Vater wider Erwarten schon vor Tische fortgeritten sei, sie grüßen lasse und ihr morgen einen Wagen senden werde.

Etwas in Dona Bella's Zügen überraschte Rosita, doch war sie zu sehr beschäftigt, um darüber nachzudenken. Es klang deutlich durch die weite, leere Halle, wie Nhou Quim, Rola über den Kopf fahrend, jetzt fast zärtlich fragte:

„Schläfst Du?"

„Nein", antwortete das Mädchen klar.

„Nun, so reibe Dir die Augen aus, kleines Waldtäubchen. Da steht Dein Verlobter; alle Geheimnisse müssen ein Ende haben. Nach sechs Wochen ist die

Hochzeit. Das Teufelsgewitter hat uns am Mittag den Spaß verdorben, aber Euch nicht. Wie? . . . Der Nhou Quim versteht es, die Leute zu überraschen. Nicht wahr, mein Täubchen? . . . Springe nur auf, und gieb ihm die Hand. Wir sind ja auf der Fazenda . . . Was . . . Was . . . Warum rührt Ihr Euch nicht? He?"

Endlich regte sich Rola zuerst. Von dem kleinen Schemel aufstehend, hob sie die Hände gegen Nhou Quim empor.

„Senhor", flehte sie angstvoll, „Senhor!"

„Nun?" grollte Nhou Quim.

„Ich . . . ich habe . . . den Amancio ausgeschlagen."

„Nun?" . . . wiederholte Nhou Quim dasselbe eine Wort, aber mit so schrecklicher Betonung, daß Amancio schnell vor Rola hintrat, um seinen Zorn von ihr abzulenken. Er war bestürzt, wie alle Anwesenden; einen Einspruch von Seiten Rola's hatte Niemand für möglich gehalten.

„So ist es, Senhor", sagte er, nach Worten suchend . . . „Wir sind als Geschwister aufgewachsen . . . Es thut mir leid, mein Stiefvater, daß ich auf die mir zugedachte Ehre keinen Anspruch erheben darf, da Dona Rola mir ihre Neigung nicht zu gewähren vermag."

„Dummheit", murmelte Nhou Quim. „Das Kind hätte . . . Sie abgewiesen? . . . Bella!"

Er war aufgesprungen und taumelte mit großen Schritten nach der entgegengesetzten Seite der Halle . . . „Bella, hast Du's gehört? . . . Beweise, Doctor Amancio. Beweise . . . Komm hierher zu mir, Rola."

Diese und auch Amancio folgten ihm. Dona Bella traute ihren Ohren nicht, als sie von dem Briefe erfuhr, welchen Rola ihrem Sohne in des Doctors Hause geschrieben.

„Beweise! . . . Beweise! . ." rief Nhou Quim in verhaltenem Grimme.

Amancio ward gezwungen, den Brief, welcher sich in seinem Taschenbuche befand, zu zeigen. Nhou Quim ließ sich denselben vorlesen und brach in eine große Verwunderung aus. Er hatte jedes Wort verschlungen; er fand Alles gut gewendet, fein gesagt; selbst dieses Schriftstück flößte ihm Bewunderung ein. Aber daß sein Kind, sein einziges Kind, welchem er alle Früchte seines furchtbaren Ehrgeizes bestimmt, seine Pläne mit solcher Unumwundenheit gekreuzt und Amancio den Rückzug frei gegeben hatte, erfüllte ihn mit schrecklicher Wuth. Dona Bella sah ihren Sohn an und erschrak noch mehr über den Ausdruck ruhigen Abwartens, welchen sie auf seinem Gesichte las. Auch seinerseits war der Plan gefährdet und mit demselben ihre eigene Zukunft. Warum verbreiteten sich glühende Flammen über sein Gesicht, als Nhou Quim Rosita als die muthmaßliche Verführerin Rola's nannte. Die Verführerin ihres Sohnes war sie. Sie erwog das beiderseitige Verschwinden derselben, sah sie forschend an und wußte plötzlich Alles, was sie so blind, so unbegreiflich blind gewesen, zu übersehen.

„Und Du, Du hast das geschrieben?" fragte Nhou Quim, Rola mit einem schrecklichen Blick prüfend.

„Ja, Senhor", versetzte sie leise.

Nhou Quim erbebte; das starke Rohr, auf das er sich lehnte, bog sich tief unter der Last seines zusammensinkenden Körpers.

„Einen Brief so scharf und fein. Man sollte glauben, Du hättest einen Advokaten gehabt. Dir selber, die Du so sanft und dumm bist, hätte es Keiner zugetraut. — Mich soll es nicht wundern, wenn über Nacht das Asyl einstürzt und die Chacara und die Mauern des Baues, der anfängt, sich zu erheben, wenn Alles fällt, was ich seit Jahren Stein bei Stein zusammentrug. Komm und widerrufe. Bitte Deinen Vater und Deinen Bräutigam um Verzeihung."

„Vater", flehte das Mädchen. „Ich kann nicht widerrufen . . . Ich liebe einen Anderen."

„Das ist Wahnsinn! Ho . . . Ho . . ." schrie Nhou Quim, indem er das Rohr fallen ließ. Er sah umher, als ob ihn etwas von seinem Zorn erlösen müsse. Dann hob er plötzlich drohend die Faust über Rola's Haupt . . . und ließ sie wieder sinken.

„Sie soll gestraft werden für den Brief", keuchte er wuthentbrannt, die Hand noch einmal zu einer drohenden Geberde erhebend. Rola war ohnmächtig zurückgesunken, aber ein anderes jugendliches Gesicht seiner Hand jetzt ganz nahe. Rosita stand vor ihm. „Haltet ein, Senhor", rief sie, „ich schrieb den Brief."

„Du, Du", zischte Nhou Quim mit blutunterlaufenem Gesicht. „Ich hätte es wissen können, Du würdiges Kind des frischgebackenen Edelmannes. In mein Haus habt Ihr Euch geschlichen, ein schlechtes Bettelvolk. Du hast meinen Stiefsohn behext, wie der Jorge, der

Schurke, mein Weib verführen wollte.“ Rosita war im Schrecken auf die Seite gesprungen, aber Nhou Quim's Blicke folgten ihr, wie er undeutlich und verworren, laut brüllend seinen Zorn in schrecklichen Worten ausließ. „Von der Thüre habe ich ihn getrieben mit Spott und Hohn, den Erbärmlichen. Ei . . . darum ist er fortgeritten . . . und Dona Bella gab es ihm fein, aber deutlich genug. Er sah sie an, als ob die Welt in Stücke ginge, der Thor . . . der seine weißen Haare nicht respectirt.“ . . .

Wie ein Rasender schmähte und tobte Nhou Quim weiter; aber die Worte des nach Athem Ringenden waren den entsetzten Horchern, mit denen sich die Halle füllte, kaum noch verständlich.

„Da . . . da ist sie!“ unterbrach er sich plötzlich. Alle Augen folgten der Bewegung, mit welcher sein knochiger Finger nach dem Fenster ihm gegenüber zeigte. Man gewahrte dort eine junge Negerin. Es war Ricarda, die ein rothes Tuch um den Kopf trug. In Todesangst um Rosita streckte sie beide Arme gegen Nhou Quim aus. Sein Blick blieb an ihrer Gestalt haften; es zuckte wie ein Sprung über sein Gesicht.

„Da!“ röchelte es noch einmal aus seinem verzerrten Munde, der sich mit Schaum füllte. Er sah verwirrt umher nach allen Seiten. Ein weiter, leerer Kreis dehnte sich um ihn, denn Alles war zurückgewichen. Aber da er wankte, traten einige Männer hinzu, ihn auf einen Ruhesessel zu lagern. Seine Glieder begannen zu erstarren, seine Augen rollten. Dann belebte ein peinvoller Seufzer seinen Athem zu neuer Kraft,

schreckliche Qualen schienen ihm zum Bewußtsein zu kommen, die sein Gesicht entstellten und seinen Körper erschütterten. Er sah wieder umher; seine Augen suchten etwas. Da stürzte Rola zu seiner Seite hin und sprach halb vernehmlich:

„Heilige Jungfrau, Gnadenreiche! Bete für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!“

Ihre Thränen fielen auf seine erkaltende Hand. Die einzige Liebe, welche er gesäet, hatte ihm in dem unseligen Ende nicht gefehlt.

15.

Rosita befand sich mit einer ihr bekannten Familie auf einem der ersten Wagen, welche die Gäste fortbrachten.

Was sie erlebt, und was sie über ihren Vater gehört hatte, verstörte fast ihre Sinne. Noch begriff sie die mächtig veränderte Gegenwart kaum. Alles, was gestern unumstößlich schien, war heute erschüttert. Wie im Traume erinnerte sie sich daran, daß Amancio sie unter den mißbilligenden Blicken ihrer Mitreisenden in den Wagen gehoben und mit einem Plaid bedeckt hatte, wie er nach einem schnellen Händedruck und einem Blick, der mehr als tausend Worte sagte, in das Trauerhaus zurückgekehrt war. Wohl war sie sich bewußt, daß innige Neigung ihre Herzen aneinander knüpfte, aber sie hielt dieselbe noch eben so bedroht, wie zuvor. Aus den rohen Anklagen Nhou Quim's mußte Amancio schließen, was Rosita von seiner Mutter getrennt hatte. War diese Kluft auszufüllen nach dem, was heute geschehen?

. . . Sie zweifelte daran . . . Sie verzweifelte an dem Glück einer Liebe, die so hart gekämpft hatte und in dem Augenblick, da sie endlich ihre Rechte geltend machte, in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, vor sich selber entweiht worden war.

Und sie fröstelte trotz des schützenden Plaids. Die Kälte des Wassers, welches sie durchschritten, schien ihr erst jetzt bis an das Herz fühlbar, während das Blut schnell und betäubend an ihre Schläfen pochte und ihren Kopf seltsam erhitzte. Sie glaubte, Rhou Quim's rachsüchtige Seele verfolge sie, seine schrecklichen Worte lagen ihr im Ohr, wie der Spuk des Waldes in ihren Nerven nachzitterte. Sie sah ihren Vater mit Hohn aus dem Hause Derer getrieben, die er für seine besten, einzigen Freunde gehalten hatte — seine weißen Haare verspottet, seinen Namen geschmäht, verflucht von den Lippen eines unselig Sterbenden. O, es mußte ihm Unheil bringen, ihm und ihr!

In wilder Empörung gegen ein hartes Geschick trieb es sie voll liebender Sehnsucht zu ihm hin, und doch fühlte sie eine gewisse Scheu, ihm zu begegnen. Sie hatte seiner mit Groll gedacht, wenn sie sich überzeugt, daß sie keinen Platz mehr in seinem Herzen hatte neben der koketten, falschen Frau. Mußte er so bitter, so grausam enttäuscht werden, um seine Irrthümer zu erkennen? Die Größe seines Schmerzes konnte sie ermessen; war sie mit Aufbietung aller ihrer Kräfte im Stande, ihn zu trösten?

Ihre Gefährten waren eingeschlafen. Endlos lang wurde ihr der Weg durch die stille Nacht; sie hatte oft

allein gelitten, wie nur ein einsames Kind leidet. Heute schien sie es nicht tragen zu können; sie gedachte ihrer Mutter, indem sie den weiten, hellen Sternenhimmel bang erforschte.

Als sie die Stadt erreichten und der Wagen anhielt, wo ihre Mitreisenden ausstiegen, sprang sie ungeduldig hinab und eilte zu Fuß nach Hause. Aber sie stand still vor demselben, anstatt zu schellen. Die Erinnerung an das Geschehene schien sie von der Schwelle zu scheuchen. Dann schlich sie sich um das Haus nach dem Gartenthor, welches sie offen fand, und gelangte so auf den Hof. Obgleich Mitternacht lange vorüber war, fielen noch Lichtstrahlen durch die Fenster der Halle; erstaunt darüber, hob Rosita sich zu einem derselben empor.

Sie erbebte, als sie drinnen ihren Vater auf dem Rohrbänkchen sitzen sah, wo sie ihn einmal in der Nacht erwartet hatte. Ein Haufen Briefe lag vor ihm, aus dem er einige hervorzog und las; endlich raffte er sie alle zusammen, um sie fortzutragen. Doch er kam zurück, ging in der Halle auf und nieder, stand vor den alten Bildern still und schritt weiter. Ein tiefer, unaussprechlicher Kummer lag auf seinen Zügen. O, sie hatte ihn geliebt, wie nur je ein Kind seinen Vater liebt; sie liebte ihn noch heute ebenso, und doch scheute sie sich, ihm entgegenzutreten.

Der Doctor hatte sich wieder gesetzt, den Kopf in die Hand gestützt . . . Es schnitt ihr tief in das Herz, eine Thräne langsam über seine Wangen rollen zu sehen; noch andere folgten, ihr Vater weinte. — Rosita glitt schnell auf die Erde zurück. Er durfte nicht ahnen, daß

sie das gesehen hatte; erst wenn er fortgegangen und Alles dunkel geworden war, wollte sie schellen.

Sie kauerte am Boden nieder. Durch das Dach der Mangabäume erglänzte taghelles Mondlicht. Es heimelte sie an. Kälte und Schwäche tödteten allmählich die Aufregung ihres Innern, die Gedanken wurden unklarer und verwirrten sich in einer gewissen Betäubung. Doch der leichte Schlummer verwischte ihr den Eindruck der Umgebung nicht; sie empfand den Zauber des Mondlichtes, die Anmuth der schwankenden Schatten auf dem Grunde. Sie fühlte sich beruhigt, als ein warmer, rauher Körper sich dicht an sie heran drängte; es war Velludo, den sie streichelte, ohne zu erwachen, ohne sich zu erinnern, daß er jemals vom Hofe fort gewesen. Auch als sie ihn endlich leise heulen hörte, störte es sie nicht.

Die Thür öffnete sich jetzt vor dem Doctor Jorge, welcher kam, um den Hund einzulassen. Borstig und von Magerkeit entstellt, sprang ihm das Thier mit einem großen Satz entgegen und dann zurück, bellte kurz und ausdrucksvoll und zerrte an einer Gestalt, die sich am Boden aufrichtete.

Der Doctor erkannte seine Tochter. Bleich und zitternd, allein in der Nacht auf der Erde gelagert, erblickte er sie. Es mochte noch Täuschung der Sinne scheinen; aber sie eilte schon die Stufen der Steintreppe hinan, stand vor ihm und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Erschrick nicht, Vater. Ich bin es, Deine Zizi. Nhou Quim ist todt. Alle Gäste sind abgefahren, und ich war mit den Junqueiros . . . Siehst Du, ich gehe

nie mehr von Dir. Du hast mich doch lieb, nicht wahr? . . . Und ich Dich gar zu sehr."

So sprach sie zärtlich und schmeichelnd, in der Art eines Kindes. Die weichen, unsicheren Worte klangen dem Doctor wie ein Himmelsgruß, aber sie gemahnten ihn an ein großes Unrecht, das er erst in diesem Augenblick zermalmend empfand. Er preßte das vernachlässigte Kind an seine Brust voll tiefer Dankbarkeit, etwas Besseres zu besitzen, als er heute verloren hatte, als die ganze Welt ihm gewähren konnte.

In dem nächsten Augenblicke ward dieses Gefühl von einer beängstigenden Sorge getrübt. Rosita war kalt wie Eis und erstarrte fast an seiner Brust, obschon sie leise flüsterte, es friere sie nicht mehr. Bange Ahnungen im Herzen, trug der Doctor sie in das Haus. Es geschah Alles zu ihrer Pflege, aber als Domingas am nächsten Morgen zu dem Doctor kam, brachte sie schlechte Kunde. Rosita spreche nicht vernünftig, und ihr Kopf sei nicht mehr kalt, sondern fast zu warm, und sie wolle nicht essen . . . sie fürchte, das Kind sei unwohl, wimmerte die Alte mit einem Gesicht voll bebender Sorge und Verzweiflung.

Alle bangen Ahnungen sollten sich nur zu bald erfüllen. Rosita's Natur hatte den starken Erschütterungen nicht widerstanden; schon im Laufe desselben Tages trat das Fieber so heftig auf, daß es ihr die Besinnung raubte, und der nächste Morgen brachte Verschlimmerung. Schreckliche Phantasien ängstigten sie fort und fort, und ließen ihr keinen Augenblick ruhiger Erquickung. Das stille Krankenzimmer verwandelte sich ihr in einen unheim=

lichen Wald, wo böse Geister hausten, wo Leichensteine aus dem Grün hervorragten, wo ein dunkles schnelles Wasser floß, welches sie von ihrem Glück trennte. Sie rief ihres Vaters Namen und den Amancio's in allen Tönen der Herzensangst, da ihnen schreckliches Unheil drohe.

Schaudernd entnahm der Doctor ihren wirren Reden, was sie ihm stets verschwiegen haben würde. Sie selber erkannte weder ihn, noch Amancio, den man gerufen hatte, da der Doctor plötzlich jeder Kraft zu entbehren schien.

Die Behandlung war fast ausschließlich dem jungen Arzte überlassen, welcher sich derselben mit dem treuesten Eifer widmete. Er kam zwei bis drei Mal täglich in das Haus; auch wenn er das Krankenzimmer verlassen, ging er nicht fort, sondern blieb oft noch lange in den anderen Räumen. Domingas überraschte ihn zuweilen, wie er Rosita's Meßbuch, ihren Fächer oder ihre Arbeit in der Hand hielt und zerstreut damit tändelte; sie zog ihn wohl heimlich in einen Winkel, um sich versichern zu lassen, daß es nicht so schlecht stehe, wenn auch nicht ganz gut.

„Gar nicht gut", lautete seine Antwort am dritten Tage, und Domingas sah ihn forschend an, erschrocken über den Ausdruck seiner Worte und seines bleichen, verstörten Gesichtes.

Wie seltsam er sich die Behandlung zu Herzen nahm; sie hatte immer gesagt, der Amancio sei nicht schlecht, er habe ein menschliches Gefühl, und das bestätigte sich über Erwarten.

Von dem Doctor zu ihrer Erholung aus dem Kranken=

zimmer geschickt, hatte sie die Einsamkeit der Halle so trostlos empfunden, daß sie sich versucht fühlte, mit dem jungen Manne zu plaudern. Er stand ja noch da und starrte sie an, als ob er erwartete, daß sie sprechen würde.

„Nicht wahr“, begann sie eintönig, „Nhou Quim war wirklich todt? In der Stadt geht das Gerede, er sei lebendig begraben.“ Amancio machte eine unwillige Geberde, doch setzte er sich neben sie.

„Viele sind wohl lebendig begraben“, fuhr Domingas fort. „Als man neulich die Gruft der Gomez öffnete, fand man den obersten Sarg in einem schrecklichen Zustand . . . den Deckel geöffnet . . . und . . .

„Sprechen Sie etwas Anderes, Dona Domingas“, unterbrach Amancio sie ruhig. Aus einem der vorderen Säle her tönte die Stimme des Papageis schwach herüber, doch war das Wort „Rosita“ vernehmlich. Eine Pause trat ein; Amancio hatte den Kopf in beide Hände gestützt.

„Wie lange ist der Papagei schon im Hause?“ fragte er.

„So lange, wie die Rosita lebt . . . Mancher Papagei dauerte von den Großeltern über die Enkel hinaus. Wer weiß, er kann uns Alle überleben.“ Amancio seufzte. „Kraftbrühe ist gut, nicht wahr?“ fuhr Domingas fort. „Ich sage, wenn die Zizi erst wieder essen kann, wird sie bald genesen. Kraftbrühe ist nicht schlecht für Reconvalescenten.“ Ein leises Geräusch ward hörbar. Amancio war aufgesprungen und dahin geeilt, wo Velludo vor der Kammerthür lag, von der ihn Niemand mehr zu verscheuchen gedachte.

Nachdem er sich überzeugt, daß es drinnen ruhig

war, kehrte er zu der Alten zurück. Polinary steckte ihren Kopf um den Thürpfosten, wo sie gehorcht haben mußte.

„Nha Zizi hatte den Velludo lieber als das Plappermaul von Papagei“, sagte sie verstohlen.

„Hatte? ... Hatte?“ wiederholte der junge Doctor, „schweig', Du schlimmeres Plappermaul, Du Rabe!“ Polinary wich erschrocken zur Seite, als er an ihr vorbei in den Garten stürzte, wo er in den Wegen auf und nieder rannte, als ob keine Ruhe mehr für ihn zu finden sei. Die beiden Alten sahen einander verwundert an. Zu anderen Zeiten hörte er geduldig zu, wenn Domingas erzählte, welch ein engelgutes Kind Rosita gewesen mit allerlei kleinen Zügen, welche das bestätigten, und wenn Polinary aus einem besseren Gedächtniß die Erinnerungen ergänzte oder berichtigte. Wie konnte ihn das eine Wort nur so außer sich bringen?

So gingen die Tage hin, jene Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht. Man hörte kaum ein Wort aus dem Munde des Doctor Jorge, welcher den Eindruck eines gebrochenen Mannes machte. Amancio kam bleich mit ungeordnetem Haar und vernachlässigter Kleidung in das Haus; von der ganzen eleganten Erscheinung war nichts geblieben als ein wahrer, schöner, tiefbetrübter Mensch, dessen Hoffen und Fürchten an der Breite eines Haares hing. Die Krankheit stieg bis zum siebenten Tage. Dann dämmerte ein Hoffnungsstrahl.

Nach einem tiefen, ruhigen Schlafe erkannte Rosita Domingas, die zufällig allein in ihrer Nähe war; sie sprach freundlich mit derselben und fragte nach ihrem Vater. Wie erstaunte der Doctor, als sie fast heiter zu

ihm sagte, daß sie sich besser fühle und bald genesen werde; er theilte ihre Hoffnung, er hörte sie mit Freudenthränen. Endlich schien die erdrückende Kummerlast von ihm abzufallen. Domingas verstand die leisen, innigen Worte nicht, welche zwischen Vater und Kind gewechselt wurden, aber sie stammelte ein kurzes Dankgebet. Alles mußte gut werden, nun der Doctor so beruhigt aussah.

Es war der Tag, an dem man die Seelenmesse zum Gedächtniß Nhou Quim's feierte. Nachdem Amancio sich am Morgen von der eingetretenen Besserung überzeugt, hatte er den Pflichten gegen seine Familie Folge leisten müssen.

Erst mit sinkender Sonne kam er zurück in das Haus, über dem es wie eine Windstille lag. Er liebkoste den Kopf des Hundes, der sich erhob und ihm, mit dem Schweife wedelnd, entgegen kam. Domingas erzählte hoffnungsvoll von der günstigen Veränderung des Zustandes, Rosita sei fieberfrei und ruhig. Nachdem er sie zu dem Doctor in das Krankenzimmer gesandt, um denselben von seiner Ankunft zu unterrichten, kam sie bald zurück. Rosita habe das leise Flüstern verstanden und verlange nach ihm.

Seine Füße trugen ihn kaum, als er in die dämmerige Kammer trat, von einem breiten Sonnenstrahl gefolgt, welcher das bleiche Mädchengesicht auf dem weißen Kissen und ihn selber mit feuriger Gluth umwob. Er hörte seinen Namen rufen und trat an das Bett, wo der Doctor saß, Rosita's Hand in der seinen haltend und sorgfältig ihren Puls prüfend. Die Thür hatte sich wieder geschlossen; das Licht fiel kalt und nüchtern auf

das bleiche Linnen und auf ein bleicheres Antlitz. Amancio's Herz krampfte sich zusammen; der Raum schien eine Todtenkammer. Rosita lag still.

„Das Fieber ist ausgeblieben", seufzte der Doctor, „aber" . . . er nannte die Todesschwäche nicht, welche sich verwelkend über ihre Züge breitete.

„Amancio", hauchte sie, sich aufrichtend, und es flammte noch einmal über ihr Gesicht, noch einmal strahlten die schönen, schwarzen Augen so herrlich auf . . . „Komm zu mir, Du hast Wort gehalten. Du lässest mich nicht allein im Tode." Er sah sie bestürzt an; er sah den Doctor an; ein Blick desselben sagte ihm Alles.

„Weint nicht um mich", flüsterte sie leise, indem sie wieder in die Kissen zurücksank . . . „Vater, Du darfst nicht traurig sein . . . nachher . . . wenn in der Nähe des Hauses ein Vöglein singt, so denke, ich sei es und komme, Dich zu trösten, Deine Zizi."

Amancio stand am Kopfende ihres Bettes. Da sie sich aufzurichten suchte, hob er sie stützend empor, daß sie in seinen Armen ruhte.

„Neige Dich an meine Lippen", bat sie zärtlich, „ich habe Dir noch Vieles zu sagen. Verlasse meinen Vater nicht. Vergieb mir, wenn ich Dir weh gethan; ich selber litt mehr als Du. Dort am Bache . . . Sahst Du meine Hand über das Wasser winken? . . . Ich mußte mich retten vor Dir, vor mir. Meine Kraft war zu Ende . . . Gedenke gern der armen kleinen Zizi. All' ihre Liebe soll sich in Segen für Dich verwandeln. O, ich habe Dich geliebt, grenzenlos, unendlich . . . Geh

nicht in den Wald, Amancio, nicht an das schwarze Wasser . . .“

Als die Sonne untergegangen, war der Doctor Jorge ein kinderloser Mann. Ein lautes Pochen rief Polinary von Domingas fort, welche in Krämpfen lag. Murrend öffnete die Alte und überbrachte dem Doctor Amancio die Botschaft, daß Dona Bella krank sei und ihn unverzüglich in der Chacara erwarte.

Danach ward es ganz still im Hause. Verwandte und Freunde waren demselben zu lange entfremdet, um Kunde von dem Unglück zu haben. Der Doctor saß allein an der Leiche seines Kindes. Draußen auf dem mondhellen Hofe heulte Belludo bis tief in die Nacht.

Nach verflossener Trauerzeit sah man den Doctor wieder nach dem Asyl gehen und auch die übrige Praxis aufnehmen. Sein Aussehen war so verändert, daß man ihn kaum erkannte; aber er hatte seine feste Haltung wieder gewonnen. Niemand hörte eine Klage von ihm; selbst der tiefste Kummer beugte den aufrechten Mann nicht. Amancio, welcher ihn wie ein Sohn auf allen schweren Wegen der letzten Zeit begleitet hatte, schien selber von einem tiefen Seelenleiden niedergedrückt.

Gleich nach dem Tode ihres Mannes war Dona Bella nach der Chacara übergesiedelt, wo sie in strenger Abgeschiedenheit lebte. Da sich ein Testament Nhou Quim's nicht unter seinen Papieren fand, war sie die alleinige Erbin unermeßlicher Reichthümer; doch sicherte sie freiwillig jedem ihrer Kinder ein beträchtliches Vermögen. Amancio übermachte das seinige an Rola bei Gelegenheit ihrer Vermählung mit Senhor Odyl, welche

wenige Wochen später in aller Stille stattfand, nachdem Dona Bella durch Amancio bewogen, ihre Einwilligung gegeben, aber zugleich abgelehnt hatte, in so tiefer Trauer bei der Ceremonie zugegen zu sein.

Amancio geleitete die Liebenden an den Altar und verbrachte noch eine trauliche Stunde mit ihnen bis zu ihrer Abreise nach Rio. Dann begab er sich zu seiner Mutter, welche mit Freuden eine bessere Stimmung an ihm wahrnahm, als er in der letzten Zeit gezeigt. Obschon sie Rola's Heirath sehr unter ihrem Stande fand, söhnte die gute Wirkung derselben auf Amancio sie fast damit aus. Als ihr Sohn sie zum Abschied küßte, segnete sie den Tag; denn sie hatte seit dem Tode Nhou Quim's seine Kälte schmerzlich empfunden.

Aber der lichte Tag, welcher Senhor Odyl und Rola zu dem schönsten, reinsten Glück verband, sollte einen breiten Schatten werfen. Ein Unglück traurigster Art knüpft sich an sein Gedächtniß. Amancio hatte sich am Nachmittag nach der Fazenda aufgemacht, die er erst in der Nacht erreichen konnte. Wie gewöhnlich war er, um den Weg zu kürzen, durch den Wald geritten, wo eine Furth die Brücke ersetzt. Aber er mußte sich geirrt und die seichte Stelle verfehlt haben; als man ihn am nächsten Tage vermißte, waren an der Furth keine Spuren zu finden. Man suchte den dunklen Bach auf und ab. Roß und Reiter waren weit davon entfernt, tief im Walde, verunglückt.

Dort, wo ihm eine weiße Hand über das Wasser gewinkt, hatte Amancio den Tod gefunden . . . . .

Dona Bella sah den Doctor längere Zeit nicht.

Der größte Schmerz, welcher sie treffen konnte, war über sie hingegangen; aber die Trauer stand dem aufrichtig betrübten Gesichte reizend, und trotz ihres Schmerzes war die elegante Toilette tadellos. Nach Wochen des Kummers verlangte sie Trost. Wer konnte ihr den besser gewähren, als ihr Freund, von dem sie nur einige herbe Worte trennten, Worte, die Nhou Quim ihr eingegeben hatte, die sie ohne Mühe verleugnen oder entschuldigen würde. So dachte sie. Aber alle ihre Annäherungsversuche wurden von ihm abgelehnt. Er empfing noch immer Niemand.

Da trat sie trotz des Verbotes eines Abends bei ihm ein. An der Schwelle verharrend, redete sie ihn leise an; ihre Stimme hatte lieblich geklungen, aber Dona Bella suchte umsonst nach einer Veränderung auf seinen Zügen. Er sagte ihr ernst, daß sie seinen Willen hätte berücksichtigen, daß sie nicht hätte zu ihm kommen sollen.

Als ob sie kein Wort verstanden hätte, setzte sie sich an seine Seite und zog alle Register ihres Schmerzes auf; sie hatte das Schwerste getragen, das Leben hatte ihr Alles genommen, und der letzte Freund, der ihr geblieben, sie im Unglück verlassen. Seine Vernachlässigung schmerze sie tiefer als Alles, betheuerte sie klagend; sie müsse sich mit ihm aussprechen, jene Worte, die sie ihm damals gesagt, seien ihr von Nhou Quim eingegeben; der Doctor müsse wissen, daß sie ihr nicht vom Herzen gekommen wären, sie hätte ihm zu viele Beweise ihrer Liebe gegeben.

„Reden wir nicht davon, Dona Bella“, unterbrach der Doctor sie ernst. „Das Glück unserer Kinder ist durch unsere Schuld zerstört. Wir dürfen nicht ohne

Reue auf die Vergangenheit blicken; wir können von der Zukunft nur Ruhe erhoffen.“

„Reue ... Ruhe?“ rief sie entsetzt. „Doctor, Sie verordnen schlechte Arznei für unsere Wunden. Reue ist die Abspannung schwacher Gemüther. Ich kenne sie nicht, ich will sie nicht kennen. Wer nicht bleiben kann bei dem, was er thut, der lasse es. Sehen Sie mich nicht mißbilligend an ... Ruhe soll ich erhoffen? Ruhe regt mich zu Tode auf, greift mich zu Tode an. Bewegung ist mein Element; im Sonnenglanz muß ich leben; ich muß scheinen, wenn ich etwas sein soll. Und ich bin etwas. Welche Frau hätte für Nhou Quim gethan, was ich that, getragen, was ich trug? Der Schmetterling wird nicht in der Bienenzelle wohnen, noch wird der Leuchtkäfer mit den Ameisen taglöhnern; doch haben sie beide einen hohen Flug, so lange man ihre schimmernden Schwingen nicht verletzt. Durch das Bewußtsein meiner Persönlichkeit habe ich mich erhalten, indem ich mich für Nhou Quim aufopferte. Für Sie, Doctor“, fügte sie weich hinzu, „für Sie, den ich bewundere und vergöttere, möchte ich mehr thun, aus zärtlichem Herzen thun. Erzählt nicht die Bibel von einem Mann, der Alles verlor und Alles wieder gewann? Doctor, ich getraue mir, Ihnen Alles wiederzugeben.“

„Sie irren, Bella“, versetzte der Doctor wehmüthig, „außer Allem, was ich verlor, verlor ich mich selbst. Sie am wenigsten können mir den Verlust ersetzen.“

„Schwärmer, Träumer“, versetzte sie. „Glauben Sie das durch selbstquälerische Gedanken zu können? Sie dürfen mich nicht verstoßen; die Vergangenheit giebt

mir ein Recht an Sie . . . Hören Sie, was ich gethan! Das Testament, das mich zur Bettlerin gemacht hätte, ich habe es vernichtet! . . . Haben Sie kein Mitleid mit einer Frau, die sündigte um Ihretwillen? . . . Mich selbst, meine Reichthümer, Alles, was ich bin und habe, lege ich Ihnen zu Füßen."

Sie war auf die Kniee gefallen. In seiner Blässe sah ihr Gesicht aus dem schwarzen Flor zu ihm auf. Der Doctor hatte sich erhoben; erschreckt durch ihr Bekenntniß, wich er zurück. Eine tiefe Bewegung durchzuckte sein Herz. Was ihm einst das begehrenswertheste Gut der Erde schien, lag heute mit allen Reizen vor ihm; er brauchte nur die Hand auszustrecken; aber er verlangte nicht mehr danach. Das Gut war hohl und schal, war aller Reize bar.

„Dona Bella", sagte er, sich weiter zurückziehend. „Es ist ein schreckliches Urtheil für mich, daß Sie wagen, mir ein solches Unrecht zu gestehen. Gehen Sie und machen Sie an Rola gut, was sie verbrochen haben. . . . Gott möge mir vergeben und Ihnen."

Da stand sie allein in dem Zimmer. Der Platz, wo ihr Bild gehangen hatte, war leer. Auch sie hatte hier nichts mehr zu suchen . . . .

Wenige Monate später heirathete Dona Bella den Architekten. Daß sie es doch noch zur Grafenkrone brachte, beweist die Ausdauer der schönen Frau, welche in den ersten Zirkeln Rio's glänzte, als der Doctor zu den folgenden Kammerverhandlungen dahin kam. Das gräfliche Paar lebt dort oder in der Chacara, die vereinigten drei Fazenden einem Verwalter überlassend. Für

den Bau, welchen Nhou Quim mit so großem Eifer begonnen, wurden keine weiteren Kosten verwendet. Der Graf bedauerte, daß er ihn nicht aus der Wildniß in eine cultivirte Umgebung verpflanzen könnte; da, wo er stände, lohnte es sich nicht einmal der Mühe, die unvollendeten Mauern abzutragen. So dient die funkelneue Ruine, durch welche der Wind in seltsamen Tönen streicht, den Thieren des Waldes oder dem scheuen Flüchtling zum Versteck. Dem Asyl dagegen fügte der Doctor Jorge ein zweites Haus hinzu, indem er sein Vermögen zu einer Erziehungsanstalt für Mulattenkinder stiftete, deren erster Schüler Renato war.

Domingas wirkt dort, wie zu Hause, mit gutem Erfolg; ihr Gemüthszustand hat sich wesentlich gebessert seit Rosita's Tod, der sie in allen Fugen erschütterte. Auf Polinary hatte derselbe eine andere Wirkung: sie war verdrießlich geworden, sie erzählte täglich klagend von allen Verlusten, die sie betroffen. Mit dem Sarge der Nha Zizi war Velludo spurlos verschwunden; auch Miguel kam nicht mehr in das Haus. Sie mochten beide todt sein, ohne daß sie es nur wußte.

Da schellte es eines Abends so sonderbar heftig und doch unsicher. Bei dem ersten Ton der Glocke war Polinary aufgesprungen.

„Bist Du es, Alter?" murmelte sie, die Thür weit öffnend, und draußen stand der Miguel, wie sie richtig vermuthet hatte. „Was bist Du so lange ausgeblieben?"

„Hm . . . Wenn die Leute keine Briefe schreiben, können die Leute keine bringen", stotterte der Alte, welcher sich mühsam auf zwei Stöcken hielt.

„Und was willst Du heute?" fragte sie stumpfsinnig.

„Bei Dir sterben will ich, wenn Deine Leute es erlauben. Es ist Zeit."

„Nun, sie erlauben es schon. Aber kannst Du nicht warten bis morgen früh?"

„Keine Stunde . . . Geh' rasch, geh'."

„Setze Dich auf den Stuhl da; ich will Nha Domingas fragen, der Doctor ist nicht zu Hause."

„Setzen darf ich mich nicht, ich möchte nicht wieder aufkommen . . . Bin zwei Tage gegangen und wäre am Wege liegen geblieben, wenn ich nicht zu Dir gemußt hätte. Frage Deine Leute, geh'."

Nach eingeholter Erlaubniß stützte Miguel sich auf die Schulter der Alten; denn es ging selbst mit zwei Stöcken nicht mehr bis zur Hütte. Das Bett lehnte er ab, auch aus Furcht, nicht wieder aufzukommen.

Als er auf einer Matte am Fußboden ruhte und Polinary ihm etwas Wein eingeflößt hatte, lebte er wieder auf.

„Wißt Ihr, daß Dona Bella geheirathet hat? . . . Nun, wenn die Leute jung sind . . ."

„Ist sie noch immer jung? fragte Polinary.

„Natürlich, sie ist schon so lange jung; es ist gar nicht daran zu zweifeln."

„Freilich", murrte sie . . . „Siehst Du, Alter, es war nicht so eilig, wie Du dachtest; wenn Du wartest bis morgen früh, kannst Du einen Priester haben, der Dich segnet. Nach acht Uhr darf ich nicht auf die Straße gehen ohne Erlaubnißschein, und Nha Domingas kann nicht schreiben."

„ . . . Kann nicht warten“, stöhnte er ängstlich. „Bleibe bei mir . . . Das wird abgeschafft, glaube ich. Nachher, wenn Freiheit kommt, können die Leute gehen, wann sie wollen. Wie heißt Du noch, Alte?“

„Polinary.“

„Polinary ist ein hübscher Name . . . Nachher, wenn Freiheit kommt, können die Leute heißen, wie sie wollen, nicht wahr?“

„Das können sie. Ich werde mich Senhora Doctor Jorge nennen, das bin ich meinem guten Herrn schuldig.“

„Wenn Freiheit kommt und Alles so schön wird auf der Erde, wollen die Leute am Ende nicht mehr in den Himmel und lassen die Leute da oben allein! Wie . . . was meinst Du?“

„Ich komme Dir nach“, sagte Polinary. „Ach, wenn Du nur gesegnet würdest, damit Du gewiß hineinkommst.“

„Geh' nicht fort“, bat Miguel inständig, indem er sich zurückstreckte. „Ich kann nicht warten. Wenn die Leute gerufen werden, müssen die Leute gehen. Wenn die Leute den Leuten nichts mehr nützen, müssen die Leute den Leuten nichts mehr aufessen.“

„Laß doch die Leute“, murrte sie. „Du sprichst so viel von den Leuten, daß die Leute nicht klug daraus werden.“ Aber da er anfing irre zu reden, betete sie zu dem Heiligen aus Porzellan, von dem sie gewiß glaubte, daß er keinen bösen Geist in die Hütte lasse, obschon er arg zerbrochen war. Und Miguel ward ruhiger; sie verstand ihn wieder, als er plötzlich ausrief:

„Hörst Du die Engel singen, so schön, so schön? . . .

Wirf die Krücken fort . . . Wirf die Krücken fort, sie nehmen mich auf ihre Flügel!"

„Gut, daß die Leute ihn nicht mehr plagen", dachte Polinary. Ein letzter Seufzer drang an ihr Ohr, und auf der Matte neben ihr lag ein dunkler, lebloser, von Arbeit und Leiden grausam abgenutzter Körper. Sie sah nach dem blauen Himmel, wo nah und fern viel goldene Sterne glänzten, aber die Englein, welche sich der Seele erbarmt hatten, waren nicht sichtbar.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.